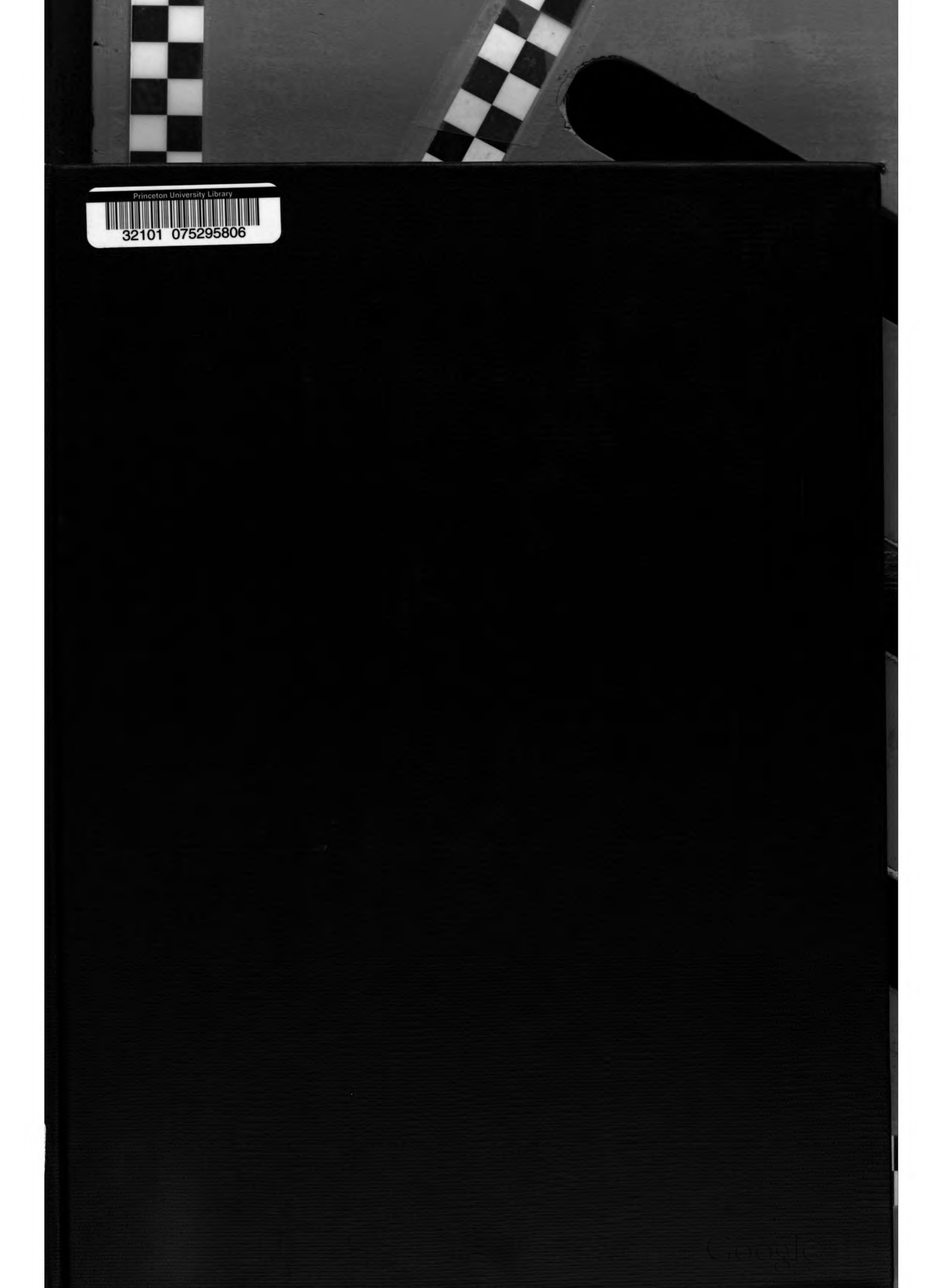
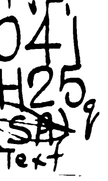





Princeton University Library
32101 075295806




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Denkmäler der Baukunst im Elsaß.

Herausgegeben

von

Dr. S. Hausmann und **Prof. Dr. E. Polaczek.**

In geschichtlichem Zusammenhange dargestellt

von

Prof. Dr. Ernst Polaczek.

Mit 100 Lichtdrucktafeln Großfolioformats in besonderer Mappe, sowie 6 Lichtdrucktafeln und zahlreichen Abbildungen im Texte.

Straßburg.
Verlag von W. Heinrich.
1906.



Buchdruck von M. DuMont-Schauberg in Straßburg i. E.
Lichtdruck von Julius Manias & Cie, Straßburg i. E.
Clichés von Eberhard Schreiber in Stuttgart.
Papier für Tafeln und Textband Neue Papiermanufaktur in Ruprechtsau-Straßburg.

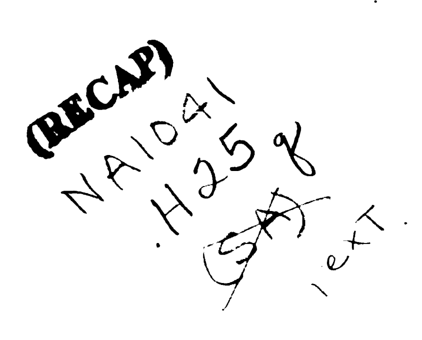
Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, Kaiserlichem Statthalter in Elsaß-Lothringen, sagen Herausgeber und Verleger ehrerbietigsten Dank für die Förderung, die er ihrem Unternehmen zuteil werden ließ. Das vorliegende Werk, zu dem Herr Dr. S. Hausmann die Anregung gegeben hat, ist ein Versuch, die Geschichte des Elsaß durch seine Baudenkmäler darzustellen. Dieser Absicht dienen in erster Linie die Tafeln der Mappe, die innerhalb der zwei großen Gruppen — Kirchenbau und Profanbau — historisch-chronologisch geordnet sind. Für einige Ausnahmen von dieser Regel waren besondere Gründe maßgebend. Der Text ist anders angeordnet; innerhalb jeder der beiden Hauptabteilungen — Mittelalter und Neuzeit — behandelt er Kirchenbau und Profanbau nacheinander. Er hat zunächst die Aufgabe, die Baudenkmäler als Kunstdenkmäler zu interpretieren und sie so dem Interesse und dem Verständnis weiterer Kreise zugänglich zu machen. Darüber hinaus war es des Verfassers Wunsch, wenn nicht geradezu eine Baugeschichte zu bieten, so doch die Denkmäler im geschichtlichen Zusammenhange ihrer Entstehung zu zeigen.

Die Aufnahmen sind zum überwiegenden Teile durch Herrn Dr. S. Hausmann, zum kleineren durch Herrn Julius Manias hergestellt worden. Zu den Tafeln der Mappe treten ergänzend die Tafeln des Textes und die eingeschalteten Abbildungen. Für diese hat zu erheblichem Teile das Kaiserliche Denkmal-Archiv, in einem Falle das städtische Kupferstichkabinet in Straßburg mit dankenswerter Bereitwilligkeit die Vorlagen geboten.

Ein warmes Wort des Dankes endlich noch dem Verleger, Herrn Wilhelm Heinrich, für sein unermüdliches Entgegenkommen!

Straßburg, im November 1905.

Im Namen der Herausgeber:
Prof. Dr. Ernst Polaczek.



Inhalt

Verzeichnis der Abbildungen.

A. Tafeln in der Mappe.

Kirchliche Bauten.

Profanarchitektur.

Burgen.

Schlösser.

Stadtbefestigungen.

Öffentliche Bauten.

Wohnhäuser.

B. Tafeln im Text.

C. Eingeschaltete Abbildungen.



Einleitung.

Vorgeschichtliche und römische Kultur. Das erste christliche Jahrtausend.

Vorgeschichtliches.

Bereits in vorgeschichtlicher Zeit, viele Jahrhunderte, ehe Julius Caesar den Rhein zur Grenze des römischen Reiches machte, ist das elsässische Land in weiten Teilen besiedelt gewesen[1]). Bis in die Diluvialzeit führen deutliche Spuren menschlicher Tätigkeit. Von der ihr folgenden, immer noch vorrömischen Metallzeit und ihrer reicheren und weiter in das Hügelland vorgedrungenen Kultur berichten uns viel ausführlicher schon die Metall- und Tonarbeiten, die man den Toten in die Gräber gelegt hatte und die seit einigen Jahrzehnten in großen Mengen wieder zutage gefördert worden sind. Aber von den Wohnungen der Lebenden jener Zeit wissen wir wenig; freilich, wir haben auch keinen Anlaß, anzunehmen, daß die Menschen der Bronzezeit in der Wohnungsgestaltung irgendwie über das Maß des praktischen Bedürfnisses hinausgegangen seien. Daß sie künstlerisches Verlangen und künstlerische Fähigkeit besessen haben, bezeugen ihre aus verschiedenen Rohstoffen in den mannigfaltigsten Verfahrungsweisen hergestellten Gefäße und Geräte; sie wären nicht denkbar ohne einen stark entwickelten künstlerischen Sinn und Trieb. Keltische Stämme saßen damals im Lande, die Mediomatriker im Unterelsaß, die Sequaner im Oberlande, und sie bekämpften sich in endlosen Fehden. Grenznachbarn waren in Gallien die Römer, im Osten, jenseits des Rheins, die Germanen. Sie beide, die natürlichen und wiederholt herbeigerufenen Helfer in den Streitigkeiten der Landesbewohner, sind nacheinander die Landesherren geworden. Der keltischen folgte — nach dem Siege Caesars über Ariovist — die römische Kultur. Die einheimische Bevölkerung durfte zwar im Lande bleiben, sie wurde jedoch geschwächt und unschädlich gemacht durch die Vermengung mit den über den Rhein nachdrängenden Germanen.

Römische Kultur.

Trotz dieser Völkermischung aber ist die Kultur dieser Zeit im Elsaß die der Sieger, d. h. römisch. Die erhaltenen Reste sind umfangreich und bedeutsam durch Art und Wesen. Für Rom war das Elsaß im wesentlichen ein Land von militärischer Bedeutung. Der militärische Charakter war denn auch dieser Grenzprovinz ganz deutlich aufgeprägt: Ein ausgedehntes Straßennetz mit befestigten Lagern an wichtigen Punkten war die zivilisatorische Hauptleistung. Immerhin, die Ausgrabungen der letzten Jahre haben so manches ans Licht gebracht, was der alten Meinung von dem rein militärischen Charakter der römischen Kultur im Elsaß entgegenzustehen scheint. Am erheblichsten sind ja zweifellos die Reste fortifikatorischer Anlagen. Aber an das befestigte Lager von Straßburg schloß sich in weitem Umkreis eine bürgerliche



Niederlassung; Villenkolonien wie Bäder sind hier, wie früher schon anderwärts im Lande (Mackweiler, Niederbronn), aufgefunden worden. Und wenn uns auch weder von Wohn- noch von Kultusgebäuden der römischen Zeit materielle über den Boden ragende Reste erhalten geblieben sind, so lassen doch die Fundamente erkennen, daß römischer Luxus — trotz der Soldateska — auch hier eine Stätte gefunden hatte. Die Malereien, mit denen jene Gebäude geschmückt waren, erweisen sich zwar ihrer Ausführung nach als provinziell, immerhin bezeugen sie einen sicheren, wohlgeschulten Geschmack und eine das Maß bloßer Handwerksfertigkeit übersteigende künstlerische Tüchtigkeit. Der römische Import von Geräten und Gefäßen wirkte vorbildlich und veredelnd auf das heimische Schaffen. Es ist ein früher Fall jener immer wieder sich erneuernden Einwirkung des kulturell älteren und höher stehenden Südens auf den Norden, wie sie sich nachher noch so oft im Gange der Entwicklung wiederholt hat.

Christentum.

Auch das Christentum mag zum ersten Male durch die Römer hier Eingang gefunden haben. Wie und wann es zuerst Boden gefaßt hat, wissen wir nicht. Was spätere Schriftsteller darüber berichten — von der Gründung der Alt St. Peterskirche, die der h. Maternus noch zu Lebzeiten des Apostels Petrus vollzogen habe, von einer ersten Christianisierung und vom baldigen Rückfall ins Heidentum —, könnte als völlig grundlose Erfindung angesehen werden, wenn nicht ein im Straßburger Museum bewahrtes Glas mit einer Darstellung der Opferung Isaaks und des Wasser aus dem Felsen schlagenden Moses, ein paar andere Funde, ferner einige sehr frühe Inschriften sich als unverkennbare Spuren der christlichen Kultur der ersten Jahrhunderte erweisen würden.[2]) Die Tatsache, daß ins Elsaß das Christentum sehr früh eingedrungen ist, steht durch sie fest; aber Umfang und Dauer sind ganz ungewiß, wie es auch fraglich bleibt, ob Straßburg bereits in römischer Zeit Bischofssitz gewesen. Aber all dies, die alte keltisch-römische Kultur, wie das junge Christentum, ist schließlich wie im Sturme von der germanischen Flutwelle weggespült worden. Zu Beginn des 5. Jahrhunderts war das ganze Land alamannisch geworden, eine germanische Kultur trat über die Schwelle.

Alamannen und Franken. Die karolingische Kultur.

Graues Dämmerlicht liegt über den Jahrhunderten, die ihrem Eindringen folgten.[3]) Nur soviel wissen wir, daß das 5. Jahrhundert erfüllt ist von Kämpfen zwischen den Alamannen und den vom Niederrhein her eindringenden Franken. Das Jahrhundert schließt mit dem entscheidenden Siege des Frankenkönigs Chlodwig und seinem Uebertritt zum Christentum. Damit ging die Selbständigkeit des linksrheinischen Alamannenlandes verloren; das Elsaß blieb seiner Bevölkerung nach alamannisch, aber es sonderte sich — eine bedeutungsvolle Tatsache — von dem rechtsrheinischen Alamannenland und trat unter fränkische Hoheit und Verwaltung. Ein Graf gebot über den ganzen Gau, wie ein Bischof, der zu Straßburg wohnte, die geistliche Gewalt über das ganze Gebiet handhabte. An den Ausgang des 6. Jahrhunderts bereits setzt man die Neugründung des Straßburger Bistums. Das fränkische Geschlecht der Etichonen waltete des Grenzherzogtums, das aus dem Elsaßgau und zwei burgundischen Gauen gebildet war, und förderte eifrigst die Christianisierung. Von verschiedenen Punkten her wurde unter den späten Merowingern die Neukolonisierung des Landes ins Werk gesetzt, das in vorgeschichtlicher Zeit schon einmal dicht besiedelt gewesen war. Die Etichonen gründeten die Klöster Murbach und Hohenburg auf dem Odilienberg; auch viele andere nachmals zu hohem Ruhm gelangte Klöster führen, zum Teil mit Unrecht, zum Teil aber auch mit nachweisbarem Recht, ihre Entstehung auf jene legendendurchwobene dunkle Zeit zurück; so Maursmünster und Münster im Gregorienta1. Im ganzen scheint es wohl, als hätte

Kirchliche Bauten.

bis ins 8. Jahrhundert hinein das Christentum nicht die volle Macht über die Seelen gewonnen, als sei es nicht recht in die Tiefe gedrungen. Jedenfalls erwies sich im ersten Drittel des 8. Jahrhunderts eine neue Propaganda als nötig; ihre Hauptförderer waren Pirmin, der 727 ins Land kam, und etwas später der Straßburger Bischof Heddo. Im 8. Jahrhundert bestanden bereits fast alle die elsässischen Stifte und Klöster, die nachmals zu hohem Ruhm erwuchsen; außer den schon genannten auch Weißenburg und Surburg, Honau, Neuweiler, Niederhaslach, Ebersheimmünster und Masmünster. In Straßburg selbst, in dem Strateburg, das sich auf den Trümmern des römischen Castrums erhob, ist St. Stephan, vielleicht auch St. Thomas, eine Stiftung aus karolingischer Zeit. Neues wurde gegründet, Altes reformiert und die Regel des h. Benedikt fand auch hier zahlreichen und gewichtigen Anhang. Der Gedanke liegt nahe, daß sich als Folgeerscheinung dieser Klostergründungen, wenn auch nicht sofort, so doch im Augenblicke, da für die ersten Notbauten Erneuerungen notwendig wurden, eine über das Maß der bloßen Notwendigkeit in das Gebiet des Künstlerischen hineingreifende Bautätigkeit entfaltet habe. Das Land war reich an Korn und Wein, und in der Ebene wie in den Vorbergen bereits wieder dicht besiedelt. So darf wohl angenommen werden, daß der materielle Reichtum des Landes in der oder jener Form auch der geistigen oder künstlerischen Kultur des Landes zugute gekommen sei. Nachweisbar ist hiervon — dies muß offen bekannt werden — freilich nicht allzuviel. Gewiß ist, daß die Klöster der Reichenau weithin anregend und befruchtend gewirkt haben. Die Murbacher Klosterschule wird von Alcuin gelobt, und mit diesem Namen werden wir ganz nahe an die von Karl dem Großen ausgehenden Bildungsbestrebungen herangeführt; ein Murbacher Bücherverzeichnis aus dem Jahre 840 zeigt uns, wie der Interessenkreis dieser klösterlichen Gemeinschaft begrenzt war.[4]) In Weißenburg ward die Bibel übersetzt, hier entstand im letzten Drittel des 9. Jahrhunderts die Evangelienhandschrift des Mönches Otfrid; in Straßburg selbst war Bischof Bernald die bedeutendste geistige Persönlichkeit. Straßburg, Murbach und Weißenburg bedeuten also etwas in der Geschichte des karolingischen Geisteslebens. Aber die Baugeschichte jener Tage ist ein beinahe leeres Blatt, auf dem nichts zu lesen ist als ein paar andeutende Zeilen aus einem Gedichte des Ermoldus Nigellus[5]). Da erfahren wir etwas von dem wahrscheinlich ältesten Straßburger Münsterbau, jenem vermutlich, den Karl der Große im Jahre 771 vollendet haben soll. Von fünf Altären erzählen die Verse des Ermoldus, und wenn nicht sämtliche Verba und Adjectiva poetische Uebertreibung sind, so muß es darin gar hell geleuchtet und gefunkelt haben. Mehr als eine ganz allgemeine Vorstellung, etwas bereichert und befestigt durch das, was wir von anderen karolingischen Bauwerken wissen, erhalten wir jedoch aus jenem Gedichte nicht. Vielleicht gehören die, wie es scheint, in römischer Mauertechnik ausgeführten Substruktionen, die vor einigen Jahren bei Nachgrabungen aufgedeckt worden sind, noch dem karolingischen Münster an. Aus der Betrachtung ihres Verlaufs würde sich mit Hilfe einiger anderer Wahrnehmungen das immerhin bemerkenswerte Ergebnis ableiten lassen, daß jener Marienkirche im wesentlichen bereits die Dimensionen und der Umriß des jetzigen Münsters eigen gewesen seien, und daß ihre Stirnseite — wie nachmals die so vieler elsässischer Kirchenbauten — zwei Türme mit einer nach außen geöffneten Vorhalle besessen habe. Im übrigen mag dieser karolingische Münsterbau, was sonst an steinernen Kirchenbauten im Lande bestand, nicht nur an Größe, sondern auch durch den Reichtum der Ausstattung übertroffen haben. Materielle Reste der baulichen Anlage sind jedoch — außer jenen Fundamenten — nicht erhalten, und es ist unmöglich, über eine ganz allgemeine Vorstellung von seiner Erscheinung hinauszukommen.[6])

Königliche Pfalzen.

Auch von den Königshöfen und Pfalzen, die in merowingischer und karolingischer Zeit im Lande vorhanden waren, wissen wir sehr wenig. Für Straßburg (Königshofen!) und Colmar, ebenso für Marlenheim und Kirchheim sind Königshöfe bereits in sehr früher Zeit gut bezeugt, doch sind fast alle baulichen Spuren von ihnen verloren; sehr begreiflicher Weise, da auch im Wohnbau der Vornehmen das Holz der wichtigste Baustoff war. Die Pfalz von Egisheim, deren Gründung von Schöpflin ins 8. Jahrhundert verlegt wird, eine achteckige Anlage, ist in ihrem aufgehenden Mauerwerk sicher ein viel jüngerer Bau. Von der Kirchheimer Pfalz, die Childebert II. im Jahre 590 bewohnte, haben uns Ausgrabungen, die im Jahre 1899 unter Leitung von Dr. Conrad Plath vorgenommen worden sind, eine etwas deutlichere Vorstellung gegeben. Auf römischen Fundamenten — Quaderbau mit Füllmauerwerk und Cementmörtel — erhebt sich ein merowingischer Bau in opus reticulatum, der nachmals im 11. oder 12. Jahrhundert noch beträchtliche Erweiterung erfahren hat. So ist im Laufe mehrerer Jahrhunderte aus einer zunächst gewiß nicht sonderlich bedeutenden Anlage ein Rechteck von 83 m Breite und 105 m Länge emporgewachsen.[7]) Aufgehende Mauern sind uns jedoch auch von dieser Anlage nicht erhalten, und unsere Vorstellungen von der Raumgestaltung und Raumausschmückung dieser Zeit gründen sich fast allein auf litterarische Zeugnisse. Und so bleibt besonders in diesem Punkte der Wunsch nach bestimmter Anschauung unerfüllt.

Wie spärlich aber auch unser Wissen von den Denkmälern dieser Zeit, profaner wie kirchlicher Art, ist, die Schriftquellen geben uns trotzdem das Recht, das Elsaß am Ausgange dieser Periode uns vorzustellen als ein reich mit Dörfern und Klöstern besiedeltes Land. Diese Aufwärtsentwickelung scheint sich zunächst nicht fortgesetzt zu haben. Wie die politische Bedeutung des Landes für das Reich, so hat sich auch sein Anteil am kulturellen Leben unter den sächsischen Kaisern eher vermindert als vermehrt. Das Elsaß war wieder zum Grenzland geworden.



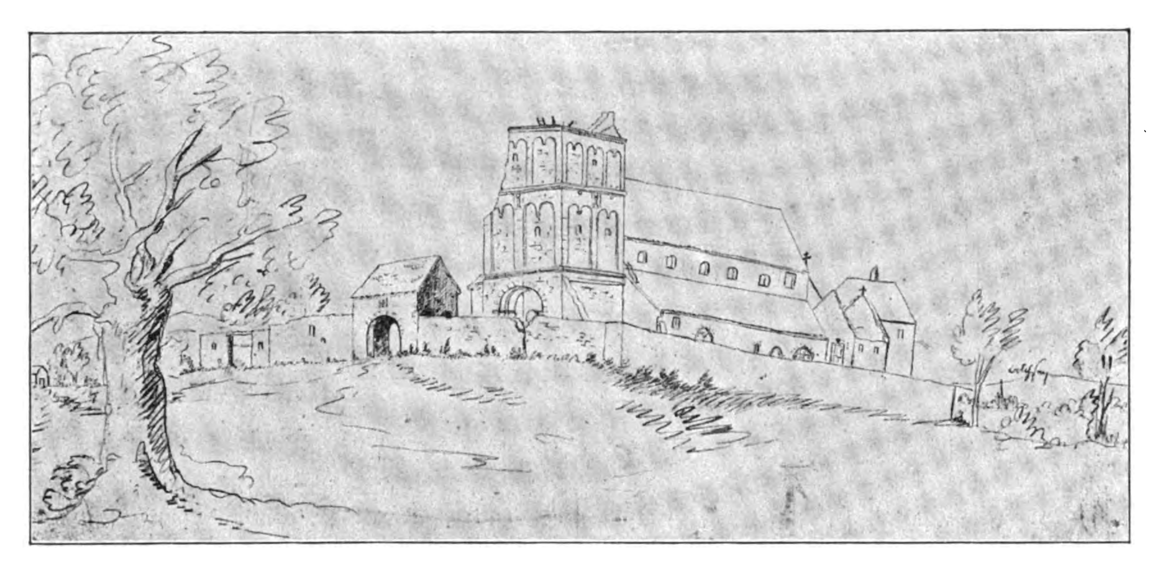


Abb. 1. Avolsheim, Dompeter. Die Kirche vor Umgestaltung des Turms. (Nach einer Silbermann'schen Zeichnung im Denkmal-Archiv zu Straßburg).

Das Mittelalter.

A. Kirchenbau.

I. Die Periode des romanischen Stils.

Geschichtliche Voraussetzungen.

Die spätkarolingische Zeit war für das Elsaß eine Zeit schlimmsten Wirrwarrs. Als Grenzland zwischen dem Westreich und dem Ostreich hin- und hergeworfen, bald diesem, bald jenem angegliedert, zuweilen dem Zwischenreich Lotharingien zugeteilt, fand es seine politische Dauerhaftigkeit und Entwicklungsmöglichkeit erst im Jahre 925 wieder, als es dem Ostreich verbunden und als Herzogtum den alamannischen Herzögen überwiesen worden war. Seit der Mitte des 9. Jahrhunderts war der Elsaßgau in zwei Grafschaften — Nordgau und Sundgau — geteilt, und ähnlich grenzten sich etwas später die Gebiete der kirchlichen Herrschaft — Bistum Straßburg und Bistum Basel — ab. Den Nordgau verwalteten die Grafen von Egisheim-Dagsburg, aus deren Geschlecht nachmals Papst Leo IX. (1049—1054) hervorging, im Süden befestigte sich vom 12. Jahrhundert an die Macht der Habsburger. Ein Bischof aus dem Hause Habsburg, Werinhar I., hat zu Beginn des 11. Jahrhunderts den Straßburger Bischofsstuhl inne. Seit 1079 ist die Herzogsgewalt in den Händen der Hohenstaufen; auf sie ist im Jahre 1139 auch die deutsche Königswürde von den Saliern übergegangen. Es ist klar, was diese Machtvereinigung für das Elsaß bedeutet: Die Gunst des Kaiserhauses fördert nunmehr das Herzogsland ganz besonders. Eine hohe kulturelle Blüte entfaltet sich. Das französische Klosterwesen greift, wie auf das rechtsrheinische Land, so auf das Elsaß über. Die Cluniacenser gründen eine Niederlassung in Hugshofen, die Augustiner in Marbach, die Cistercienser folgen noch im 12. Jahrhundert mit mehreren namhaften Stiftungen — Neuburg, Lützel, Pairis. Am Ausgange des



12. Jahrhunderts entsteht im Kloster Hohenburg auf dem Odilienberge die berühmte Handschrift des Hortus deliciarum, die den ganzen klösterlichen Interessenkreis in Wort und Bild darstellt. Die Vornehmen des Landes spielen als Förderer des klösterlichen Lebens eine sehr erhebliche Rolle. Aber auch die weltliche Bedeutung des Rittertums steigt. Die Ritterdichtung blüht auch im Elsaß: Reinmar von Hagenau und Gottfried von Straßburg zählen zu den berühmtesten Namen. Burgen werden vom 12. Jahrhundert an in immer wachsender Zahl erbaut und mit immer wachsender fortifikatorischer Macht ausgestattet. Und wie der Burgenbau blüht, wie das Wohnwesen der Ritter, der wachsenden Macht des Rittertums entsprechend, außer den praktischen Bedürfnissen auch künstlerischen Forderungen zu genügen anfängt, so erhebt sich die Pfalz, die Friedrich Barbarossa in Hagenau sich errichtete, in jedem Sinne über ihre karolingischen Vorgängerinnen im Lande; so und in noch höherem Grade entwickelt sich auch das kirchliche Bauwesen in diesen Jahrhunderten zu einer Ansehnlichkeit, die der inneren Bedeutung gleichwertigen äußeren Ausdruck verleiht. Pfarr- und Klosterkirchen wetteifern mit einander, Unterelsaß und Oberelsaß haben gleichen Teil.

Frühromanische Basiliken und Zentralbauten.

Allgemeines zur Baugeschichte.

Erst mit dem Augenblicke, da die Entwicklung in die Periode des frühromanischen Stils eintritt, stehen wir im Elsaß baugeschichtlich auf festem, durchaus gesicherten Boden. Allerorten in Deutschland bekundet sich an der Grenze der beiden Jahrtausende ein neuer Baueifer. Ist Italien, wo das Christentum an die Baukunst der heidnischen Antike hatte anknüpfen dürfen, der auch den Norden bestimmende Faktor gewesen? Oder hat der Orient, direkt oder durch Vermittlung Italiens, anregend gewirkt? In Sachsen liegt die Verbindung der frühromanischen mit der karolingischen Bauweise, die durch den Willen eines Mannes — Karls des Großen — ganz bewußt an die Antike anknüpft, am klarsten zutage; hier stockt der Fluß der baugeschichtlichen Entwicklung kaum. Aber auch am Niederrhein wirkt bis ins 10. Jahrhundert das Aachener Münster Karls des Großen beispielgebend fort. Mit dem Beginne des 11. Jahrhunderts breitet sich eine unerhört reiche Bautätigkeit über weite Gebiete des durch die Kraft der sächsischen Kaiser zusammengehaltenen Reiches aus. Im Elsaß gibt es, soviel uns auch Urkunden und andere litterarische Quellen über die ziemlich ansehnliche, besonders über die klösterliche Bautätigkeit des 10. Jahrhunderts berichten, doch keinen einzigen über den Boden ragenden Bau aus ottonischer Zeit; auch die Doppelkapelle von Neuweiler ist keine Ausnahme.[8]) Zur gleichen Zeit aber, da die mittelrheinischen Dome sich in nie gesehener Macht und Größe zu erheben begannen, erstand auch in Straßburg vom Jahre 1015 an, nachdem das alte Münster durch Kriegs- und Feuersnot völlig zerstört worden war, unter Bischof Werinhar ein Neubau, der sich in der allgemeinen Grundrißform, wie in den Maßen noch an den karolingischen Bau anschloß (s. oben S. 3). Beides hat sich auch in das jetzt noch aufrechte romanischgotische Münster hinübergerettet, und so ist materiell zwar sehr wenig, ideell jedoch sehr viel von dieser ältesten Anlage erhalten geblieben.[9])

Der romanische Stil ist — seinem Namen zum Trotz — als eine selbständige, im wesentlichen germanische Weiterentwicklung des frühchristlichen, seinerseits von der späten, bereits reduzierten Antike abzuleitenden Baustils anzusehen. Von der Architektur des frühen Christentums, des abendländischen, wie des orientalischen, hatte die karolingische „Renaissance“ nicht nur die Elemente der Dekoration, sondern

auch — was weit wichtiger ist — die zwei Haupttypen der Gesamtanlage, d. h. den Zentralbau und den Langbau, die Basilika, übernommen; beide vermittelt sie dem romanischen Stil weiter.

Frühromanische Basiliken.

Avolsheim, Dompeter.

Tafel 1.

Beide sind im Elsaß, wenn auch nicht durch zahlreiche, so doch durch wirklich kennzeichnende und in der Hauptsache wohlerhaltene Beispiele vertreten. In höchst seltsamer Zufälligkeit liegen die zwei ältesten kirchlichen Baudenkmäler des Landes einander ganz nahe. St. Ulrich in Avolsheim vertritt den Typus des Zentralbaus; Dompeter, bei Avolsheim auf freiem Felde gelegen, den Basilikalbau jener frühesten Zeit. Beide könnten noch vor dem Jahre 1000 entstanden sein; doch gibt es keine Urkunden, die uns über die Bauzeit belehren. In der Mitte des Dorfes, wo sich von mehreren Richtungen die Wege kreuzen, der winzig kleine Rundbau, der erst im Jahre 1774, aus Bequemlichkeitsgründen wohl, durch Anschuhung eines Langhauses erweitert wurde, und eine Viertelstunde vor dem Dorfe der verhältnismäßig große, der gleichen Entstehungszeit angehörende Langbau — diese Sachlage scheint so seltsam, so ohne Analogie im ganzen Lande, daß man nach Gründen suchen wird. Dompeter, die Mutterkirche von Molsheim und Avolsheim, ist der letzte Rest eines gänzlich verschwundenen Ortes, von dem noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts einige Häuser nahe der Kirche zu sehen waren. Von hier aus ist bis ins 14. Jahrhundert der Gottesdienst in den beiden genannten Orten versehen worden. Der Sage nach ist die vor dem Orte gelegene Kirche Dompeter — wofür wohl auch die Namensform sprechen möchte — eine ganz frühe Gründung, wenn auch nicht notwendig eine Stiftung des h. Maternus. So wie sie haben wir uns wohl überall, wo man überhaupt zum Steinbau vorgedrungen war, die Dorfkirche des 11. Jahrhunderts vorzustellen: Ein Westturm für die Glocken, ein dreischiffiges Langhaus für die Gemeinde und ein ganz einfaches Altarhaus. Aller Schmuck war an Bauten dieser Art — und wer möchte hierin nicht den Ausdruck einer feinen, wenn auch sicher unbewußten künstlerischen Psychologie erkennen? — auf ganz wenige Stellen beschränkt, in unserem Falle auf den Fassadenturm mit dem Haupteingang in seiner Halle, auf die Seitenpforten und wahrscheinlich auf den Chor, der freilich hier nicht mehr in der ursprünglichen Form erhalten ist. Das Innere mit seinen flachen Decken, den schwerfälligen niedrigen Arkaden, den kurzen viereckigen, jeder Gliederung entbehrenden Pfeilern ist von beinahe asketischer Einfachheit. Es ist wie ein Schulbeispiel des primitivsten romanischen Stils, und leicht könnte, solcher Schlichtheit der architektonischen Ausdrucksmittel gegenüber, sich sogar die Frage erheben, ob denn hier überhaupt von einem Denkmal der Baukunst gesprochen werden dürfe, ob denn hier über das durch den praktischen Zweck unbedingt Geforderte hinausgegangen sei. Die Antwort aber muß heißen: Es liegt tatsächlich, selbst wenn man von der hier für uns nicht in Frage kommenden plastischen Dekoration der Portale absieht, eine künstlerische Leistung vor. Die einfachste Lösung der Aufgabe, einen Raum für den Gottesdienst zu schaffen, wäre ein Saalbau mit flacher Decke gewesen. In der Dreiteilung des Raumes durch zwei Reihen von Säulen, in der Ueberhöhung des Mittelschiffes über die Abseiten ist bereits einer rhythmischen d. h. einer künstlerischen Forderung ersten Ranges Folge gegeben. Diese Grundform des Kirchenbaues, die Basilika, aus dem frühen Christentum in allen wesentlichen Teilen bereits fertig überliefert, hat dann bis ins 16. Jahrhundert und selbst darüber hinaus ihre Geltung bewahrt.

Abb. 1.

Der plumpe Westturm der Kirche von Dompeter hatte bis zu einem Blitzschlag, der ihn im Jahre 1768 traf, im ersten Geschoß eine bescheidene Lisenen-Dekoration (Silbermann'sche Zeichnung im Denkmal-Archiv). Bei der Wiederherstellung, die dem Brande folgte, scheint sie abgearbeitet oder unter einer ausgleichenden Putzschicht ver-



schwunden zu sein. Eine ähnliche Flächenbelebung mit vortretenden Mauerstreifen und Bogenreihen zeigt heute noch der Turm der auch sonst mit Dompeter nahe verwandten Kirche von Altenstadt bei Weißenburg[10]). Ein Extrem an Schmucklosigkeit hingegen ist unter den romanischen Türmen des Landes der Westturm der ehemaligen Abteikirche von Weißenburg. Eine Inschrift meldet, daß er unter dem Abte Samuel erbaut worden ist; er gehört also jenem Bau an, den Bischof Heinrich von Speyer im Jahre 1074 geweiht hat. Hier fehlt jeder, selbst der bescheidenste Schmuck. Durch keinerlei Horizontalgliederung unterbrochen, erhebt sich der Turm kraftvoll in fünf Geschossen. Die Fenster nehmen an Maßen, wie an Zahl, von unten nach oben zu; so ergibt sich eine leichte Auflockerung der Masse. Ein schlichtes Pyramidendach bildet einen der Gesamthaltung des Baues wohl entsprechenden Abschluß.

Weißenburg, Westturm der Stiftskirche. *Tafel 45.*

Von Klosteranlagen des frühromanischen Stils ist im Elsaß fast nichts mehr erhalten. Die spärlichen Reste des Benediktinerklosters von Alspach bei Kaysersberg sind so völliger Verderbnis anheimgefallen, daß keine Beurteilung mehr möglich ist. In Straßburg gehört der ungewöhnlicher Weise an der Nordseite des Langhauses an-

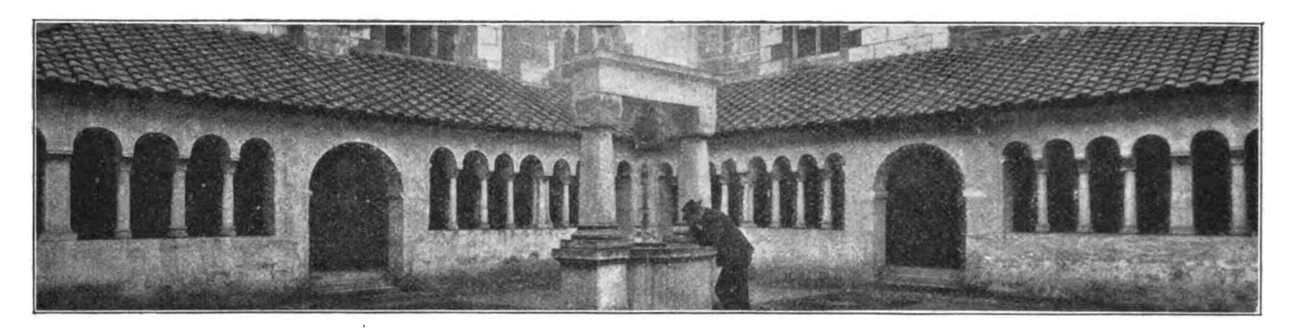


Abb. 2. Straßburg, Jung St. Peter. Der Kreuzgang.

Straßburg, Jung St. Peter. Kreuzgang. *Abb. 2.*

gelegte Kreuzgang von Jung St. Peter wahrscheinlich dem Baue an, den Bischof Wilhelm von Straßburg um 1035 begann. Wie aus der Abbildung ersichtlich wird, sind zwischen kräftigen Pfeilern Bogengruppen auf stark verjüngten Säulchen mit kräftig ausladenden Kämpfergestalten angeordnet. Der Dachstuhl ist offen, man sieht in das Gebälk. Die Wiederherstellung des Kreuzgangs gründete sich außer auf die am alten Orte noch aufrechten Bauteile auf zahlreiche, aus dem Boden des Kreuzgangs zu Tage geförderte Reste.[11]).

Neuweiler, Doppelkapelle. *Tafel 30.*

Unter den kleineren Kultgebäuden des frühromanischen Stils ist die ebenfalls dem Beginne des 11. Jahrhunderts angehörende Doppelkapelle von Neuweiler als ein Bau von ganz besonderer Art interessant.[12]) Es ist eine zweigeschossige Anlage: Ueber einer kleinen Halle mit drei gleich hohen, von Kreuzgewölben überspannten und apsidial endigenden Schiffen ist eine ungewölbte Basilika mit überhöhtem Mittelschiff und offenem Dachstuhl angeordnet. Säulen mit stark verjüngten Schäften und teils glatten, teils reich verzierten Würfelkapitälen dienen als Träger. Man möchte wohl glauben, daß die äußerlich ganz schmucklose Doppelkapelle, die auch nach ihrer Lage unmittelbar an der noch älteren Grabstätte des h. Adelphus vor der Errichtung der zweiten Kirche kaum einem anderen Zwecke als der besonderen Verehrung dieses Heiligen gedient haben kann, innen als Schmuckbau mit allen Mitteln der Farbe und des Goldes ausgeziert gewesen ist. Die übrigen uns bekannten Kirchenbauten dieser Zeit sind fast durchweg Basiliken, teils mit Säulen, teils mit Pfeilern, zuweilen mit Pfeilern und Säulen, jedoch noch ohne den regelmäßigen rhythmischen Stützenwechsel, wie er anderwärts schon sehr früh, später als notwendige Folge des Gewölbebaus

auch im Elsaß als künstlerisches Ausdrucksmittel gebraucht wird. Die Kirchen von Altenstadt, Dorlisheim, Eschau, Hohatzenheim, Kirchheim, Surburg im Unterelsaß, Bergholz-Zell, Feldbach und Hattstadt im Oberelsaß sind oder waren fast sämtlich dörfliche Bauten, ohne besondere künstlerische Absichten, bei deren Errichtung in der allgemeinen Anlage die Ueberlieferung, in den Maßen aber und in der inneren Ausgestaltung jedoch kaum etwas anderes als das allgemeine praktische Bedürfnis maßgebend war. Sehr große Mauer- und Pfeilerstärken, sehr geringes Ausmaß der lichten Räume; die Stützenabstände klein, die Mauern nur von wenigen kleinen Fenstern durchbrochen. Alles dunkel, kurz, schwer, gedrungen. Es ist, als traute man der eigenen konstruktiven Fähigkeit noch nicht. Das Material ist Bruchstein, der gar sehr des zusammenfassenden Verputzes bedarf; nur an die Ecken und die Gliederungen wurde besseres Material und sorgfältigere Arbeit gewandt. In welchem Maße wir uns das Innere jener kleinen Bauten durch malerischen Schmuck bereichert zu denken haben, ist schwer mit Sicherheit zu sagen. Wahrscheinlich hat man sich meist mit einer bescheidenen Quaderung begnügt; Pfeiler und Säulen mögen — zur Verdeutlichung ihrer architektonischen Funktion — auch durch die Färbung ausgezeichnet, der Schaft mag vom Kapitäl, der Pfeilerstamm vom Gesims gesondert gewesen sein; ein Ornament hat vielleicht auch die Bogenläufe umzogen. Nur selten wird außer geometrischen und sehr stilisierten Pflanzenornamenten (und gewiß fast nie im Zusammenhange eines ganzen Dekorationssystems) auf einer Pfeilerfläche eine einzelne Heiligengestalt oder auf einer Wand eine Bibel- oder Legenden-Scene angebracht worden sein. Sicher aber hat sich, besonders in den Pfarrkirchen, wo nicht die geschulten Kunstkräfte der großen Klöster zur Verfügung waren, dem baulichen Charakter entsprechend auch die malerische Dekoration in bescheidenen Grenzen gehalten.

Zentralbauten.
Avolsheim, St. Ulrich.
Tafel 3.
Abb. 3.

Mit der Basilika verglichen, ist der Zentralbau eine Nebenform geblieben, besonders der Zahl der Denkmäler nach, weniger in seiner entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung. Zentralbauten sind in der Regel besonderen Zwecken, nicht dem Gemeindegottesdienst gewidmet gewesen; die Anlagen mäßigen Umfangs dienten dem Vollzuge der Taufe oder der Totenverehrung. Urkundliche Anhaltspunkte für diese oder eine andere Verwendungsweise des kleinen, dem h. Ulrich geweihten Kirchleins in Avolsheim besitzen wir jedoch nicht. Taufkirchen kommen sonst nur in großen Gemeinwesen vor, und zudem schließt der Name des Schutzpatrons eine derartige Bestimmung des Baues aus. Ebensowenige Anzeichen haben wir für die Verwendung als Grab- oder Gedächtniskirche. St. Ulrich war, trotz seiner ungewöhnlichen Form, offenbar nichts anderes, als eine Kapelle der Pfarrkirche von Dompeter, und ist zunächst von dieser, dann, als der Pfarrsitz nach Molsheim verlegt worden war, von dort aus gottesdienstlich versehen worden. War der Bau von Anfang an dem h. Ulrich geweiht (und nichts spricht für einen späteren Patronatswechsel), so ist uns dadurch für die Entstehung ein terminus post quem gegeben. Der Bischof Ulrich von Augsburg ward im Jahre 993 kanonisiert, nachher erst kann die Weihung eines Gotteshauses unter seinem Namen vollzogen worden sein. Daß es nicht später als im ersten Anfang des neuen Jahrtausends entstanden ist, wird durch die ungemein

Abb. 3. Avolsheim, St. Ulrich vor dem Umbau (nach Schöpflin-Ravenez, L'Alsace illustrée. Bd. III, T. XII).



schlichte Gesamthaltung verbürgt. Im Innern legen sich um den von einer Halbkreiskuppel überspannten Mittelraum auf vier Seiten nach Art des griechischen Kreuzes kleinere und niedrigere Räume, von denen drei einen kreisförmigen Grundriß und tonnenförmige, in Halbkuppeln ausgehende Gewölbe haben. Der Außenbau gab vor seinen vielfachen Umgestaltungen wenig mehr als einen klaren Ausdruck für die innere Raumteilung. Ursprünglich waren, wie die alte Zeichnung lehrt, die wir hier wiedergeben, die Kreuzarme auch nach außen gerundet[13]). Das 12. Jahrhundert erst hat in einem wesentlich aufwändigeren Stil der zylindrischen Kuppelumhüllung einen achteckigen Turm aufgesetzt.

Epfig, Margarethenkapelle. *Tafel 2.*

Nicht weit von Avolsheim entfernt, zwischen Ober-Ehnheim und Schlettstadt, steht noch ein anderer kleiner Bau von sehr bemerkenswerten Eigenschaften, die Margarethenkapelle von Epfig, einem bereits 762 genannten Orte, dessen Pfarrkirche — basilicam — Bischof Heddo damals dem Kloster Ettenheimmünster schenkte.[14]) Die Kapelle ist in ihren Hauptteilen ein Werk des 11. Jahrhunderts, freilich des zu Ende gehenden. Daß sie von Anfang an dem Totendienste bestimmt war, läßt sich aus ihrer Lage auf dem Gottesacker außerhalb des Ortes zwar vermuten, nicht aber gültig beweisen; denn die jetzt als Beinhaus dienende Halle an der Nordseite gehört erst dem 18. Jahrhundert an. Das einschiffige Langhaus, das von einem halbzylindrischen Gewölbe überspannt ist, hat eine sehr primitive Wandgliederung mit Nischen; es ist so kurz, daß sich der Gesamteindruck dem einer rein zentralen Anlage nähert. Auch der viereckig geschlossene kurze Chor hat ein Tonnengewölbe; das des Querschiffs ist in der Vierung durch ein Kreuzgewölbe unterbrochen. Die großen Maßwerkfenster des Querhauses gehören dem Beginne des 16. Jahrhunderts an. Immerhin ist hier die Bau-Absicht schon eine wesentlich andere, höhere, als bei der Ulrichskirche in Avolsheim. Wenn dort in reiner Sachlichkeit der Außenbau nur das durch den Innenbau Gegebene zur Erscheinung brachte, erhält er hier durch zwei Bauteile eine Bedeutung für sich: durch den beherrschend über dem Ganzen stehenden Vierungsturm, und durch die wohl bereits dem Anfange des 12. Jahrhunderts angehörende Vorhalle, die sich in malerischer Abweichung von den Regeln der Symmetrie nur um West- und Südseite des Langhauses herumzieht. Auch die Türen und die fensterartigen Durchbrechungen dieses Umgangs sind in ähnlich malerisch unregelmäßiger Weise angeordnet; ein wirkungsvoller Gegensatz zu der strengen Schlichtheit des eigentlichen Kapellenbaues.

Ottmarsheim. *Tafel 3 u. 4.*

Ein reiner Zentralbau hinwieder ist die Kirche von Ottmarsheim, unweit von Mülhausen nahe dem Rhein gelegen. Der Name weist auf den h. Othmar hin, einen Abt des Klosters St. Gallen, das im Jahre 757 ein paar im Umkreis gelegene Dörfer als Geschenk erhalten hatte. Der Ort wird zum ersten Male 881 genannt. Die Habsburger waren hier begütert, und Rudolf, der Bruder des Straßburger Bischofs Werinhar, ist vermutlich der Gründer eines Benediktinerklosters an dieser Stelle gewesen. Die gegenwärtig noch aufrechte Kirche ist wahrscheinlich der Bau, den Papst Leo IX., als er im Jahre 1049 seine elsässische Heimat besuchte, geweiht hat. Es war eine Nonnenkirche, und dieser Umstand scheint die Besonderheit des Innenbaus, die Emporen-Anlage gefordert, zu haben. Dann aber ist für diese Einzelheit des Baues auch sicher das gleiche Vorbild maßgebend gewesen, das auf den Grundriß überhaupt in der schärfsten Weise bestimmend eingewirkt hat: Das Aachener Münster, das Karl der Große in den Jahren 796 bis 804 erbaut hat. Der Eindruck dieser Palast- und Grabmalskirche ist — das beweisen

Abb. 4. Ottmarsheim, Kirche. Grundriß.

die in den nächstfolgenden Jahrhunderten entstandenen Nachbildungen strengerer und freierer Art — ganz ungewöhnlich groß gewesen. Der Ottmarsheimer Bau ist der jüngste in der ganzen Reihe, und die von Schulte ausgesprochene Vermutung, daß die habsburgischen Landgrafen nicht ohne Einfluß auf seine Gestaltung gewesen seien, ja, daß er möglicherweise als Pfalzkapelle gedient habe, hat sicher viel für sich[14]).

Abb. 4 u. 5.

Um einen überhöhten achteckigen Kuppelraum legt sich in zwei Geschossen ein Umgang; hier achteckig, in Aachen, wo die Maße der ganzen Anlage viel bedeutender waren, sechzehneckig. Der innere Aufbau hier entspricht dem inneren Aufbau dort in allen wesentlichen Teilen: Ungegliederte sehr schwere Pfeiler als Träger der ungegliederten sehr schweren Arkaden des Erdgeschosses; etwas schwächere Pfeiler mit der gleichen Funktion im Obergeschoß und zwischen ihnen in jeder Emporenöffnung zweimal zwei Säulen übereinander mit primitivsten Würfelkapitälen. Auch hier stößt, wie in Aachen, die obere Säulenordnung mit ihren Kapitälen unvermittelt gegen die Laibung der Hauptbogen, wodurch der ästhetisch schwer erträgliche Eindruck des Abgleitens hervorgerufen wird. Den Mittelraum überspannt eine achtseitige Kuppel, während im unteren Umgang Kreuzgewölbe, in den Emporen — mit Rücksicht auf den Dienst, den sie als Widerlagerung leisten konnten — steigende Tonnen die Decke bilden. Die Gesamtanordnung ist groß, in sich ruhend, kaum einer Unterstützung durch die Mittel der Farbe bedürftig, deren sich das Aachener Vorbild bedienen durfte. Die Lichtführung ist musterhaft: Aus drei Fensterreihen übereinander flutet eine angenehme, nach oben zunehmende Helligkeit in den Raum.

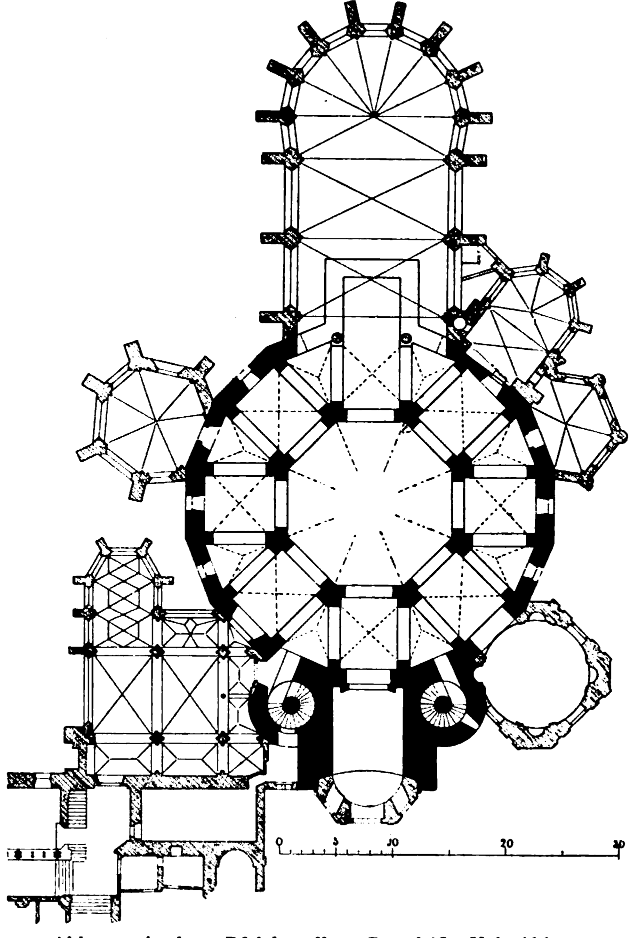


Abb. 5. Aachen, Pfalzkapelle. Grundriß. Vgl. Abb. 4.

Das Aeußere, fast ganz ohne schmückende Glieder, bringt in sachlicher Weise den inneren Aufbau — das hohe Oktogon mit seinem niedrigeren Umgang — zum Ausdruck. Nur ein etwas später turmartig emporgeführter westlicher Vorbau mit primitivem Satteldach, ein kleines Altarhaus im Osten und ein paar jüngere Zutaten geben dem Gesamtbild etwas Leben und Bewegung.

Hugshofen.
Abb. 6—8.

Es scheint, als habe das Elsaß noch eine zweite, freilich wesentlich ungenauere Nachbildung des Aachener Zentralbaues besessen. Die 1186 erbaute, im 18. Jahrhundert zerstörte Benediktinerkirche von Hugshofen, von der uns Silbermann eine Ansicht nebst Grundriß und Querschnitt bewahrt hat, war ein Zentralbau von kreisförmigem Grundriß, aus einem überhöhten Mittelbau auf Säulen und einem konzentrischen Umgang gebildet[15]). Die Burgkapelle der Hagenauer Pfalz war ebenfalls ein

Hagenau, Pfalzkapelle

Centralbau [16]). Im allgemeinen jedoch war zweifellos die Basilika mit scharf ausgesprochener Längenrichtung auch im Elsaß die charakteristische Form des mittelalterlichen Kirchenbaus. Die große geschichtliche Bedeutung des Zentralbaus, der im übrigen nur als eine Nebenform angesehen werden muß, liegt für den europäischen Norden vor allem darin, daß er die von den Römern — man denke nur an das



Abb. 6. Hugshofen, Benediktinerkirche. Ansicht.

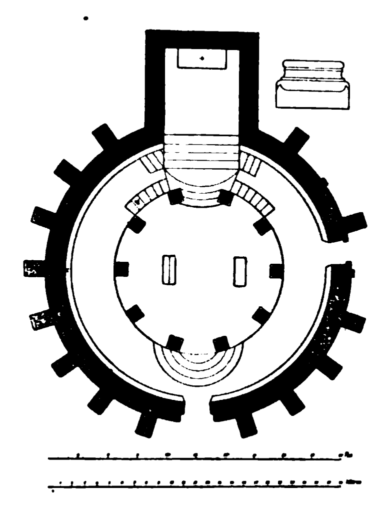


Abb. 7. Hugshofen, Benediktinerkirche. Grundriß.

Pantheon — bereits zu hoher Entwicklung gebrachte Gewölbekonstruktion ununterbrochen fortpflanzt, bis am Ausgange des 11. Jahrhunderts etwa die Erkenntnis ihrer künstlerischen und praktischen Vorteile zu ihrer Nutzbarmachung im Dienste der größeren und allgemeineren Bauaufgabe führt. Ein Denkmal von an sich nicht bedeutenden Abmessungen, wie die Kirche in Ottmarsheim, wird in diesem Sinne bedeutungsvoll, weil hier in einer Zeit, da alle basilikalen Anlagen flachgedeckt wurden, nicht weniger als drei Gewölbeformen — Kuppel, vierteiliges Gratgewölbe und Tonne — nebeneinander verwendet erscheinen. Sonst finden sich Gewölbe in dieser Periode nur in Nebenräumen, in Krypten und Kapellen. So weist im Straßburger Münster der Ostteil der Krypta, der dem Beginne des 11. Jahrhunderts, wahrscheinlich dem Baue, den Bischof Werinhar im Jahre 1015 in Angriff genommen hatte, angehört, schwerfällige Tonnengewölbe mit Stichkappen auf. Einfache Nischen in den Wänden, Wechsel zwischen hellen und dunklen Steinen in den Bogenlaibungen, hie und da ein gemusterter Steinbeschlag, das sind die höchst einfachen Dekorationsmittel dieser jungen Kunst.

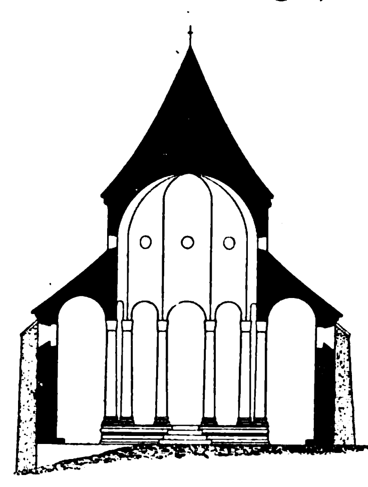


Abb. 8. Hugshofen, Benediktinerkirche. Querschnitt.

So bietet das Elsaß des 11. Jahrhunderts sich baugeschichtlich und baukünstlerisch kaum anders dar, als das mittlere und westliche Deutschland dieser Zeit. An durchschnittlichen Bauten des basilikalen Typus ist noch eine ziemliche Zahl vorhanden, und Zentralbauten sind kaum irgendwo anders in Deutschland auf so engem Raum in solcher Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Aber es fehlt heute an großen Werken; sie waren vorhanden, sind jedoch der Macht der Elemente und dem Selbstbetätigungsdrange der folgenden Jahrhunderte zum Opfer geworden.

Die Blütezeit des romanischen Stils.

Geschichtliche Voraussetzungen.

Kraftvoll wuchs das Elsaß im 12. Jahrhundert empor. Die allgemeine geschichtliche Begründung liegt darin, daß die Stellung des Landes zu der zentralen Gewalt des Kaisertums unter den staufischen Herrschern eine ganz andere wurde, als bisher. Die sächsischen Kaiser hatten keinen Anlaß gehabt, dem Grenzlande besondere Förderung zuzuwenden. Unter den Saliern hatte es, dank den nach Westen bis an die Rhône ausgreifenden Eroberungen, aufgehört, Grenzland zu sein. Der Mittelpunkt des Reiches verschob sich nach Westen, der Rhein gewann eine neue Bedeutung. Dazu kam nun weiter die Wirkung, die der Übergang der Königswürde auf die Staufen, d. h. auf die Herzöge von Schwaben und Elsaß für das Land hatte. In dem großen Streite zwischen Kaisertum und Papsttum, der mehrere Jahrhunderte des hohen Mittelalters ausfüllt, ja, der ihren eigentlichen politischen Inhalt bildet, stand das Elsaß ursprünglich auf der Seite des Papsttums; die Staufen erst, im Lande selbst, um Schlettstadt und Hagenau reich begütert, haben es mit den Mitteln ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht der Kaiseridee gewonnen.

Gewölbebauten mit turmlosen Fassaden.

Und nicht nur die Pergamente, auch die Steine erzählen uns noch heute höchst beredt von der hohen kulturellen Blüte, deren sich das Elsaß zur Zeit, da seine Herzöge auf dem deutschen Königsthron saßen, erfreute. Denn parallel der allgemeinen Aufwärtsbewegung hat sich auch die baukünstlerische Entwicklung vollzogen. Kirchen und Burgen, religiöses und profanes Leben beweisen es. Man baut reicher, aufwändiger; man begnügt sich nicht mehr mit der Befriedigung des praktischen Bedürfnisses, sondern löst über dieses hinaus rein künstlerische Aufgaben. Ein Bau aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, die ursprünglich einer Benediktinerinnen-Abtei zugehörige Kirche von St. Johann bei Zabern gestattet uns, das baukünstlerische Weiterschreiten dieser Zeit ziemlich genau zu verfolgen[17]). Graf Peter von Lützelburg hatte 1126 die Abtei gestiftet; sie stand von Beginn an in nahen Beziehungen zu St. Georgen im Schwarzwald, und manche Umstände sprechen sogar dafür, daß von dort her auch die Bauleute gekommen sind, die der neuen Klostergründung die erste Unterkunft errichteten. Im Jahre 1127, also nach einjähriger Bauzeit schon, konnte Bischof Stephan von Metz die neue Kirche weihen. Der Kern des jetzt noch aufrechten Langhauses gehört jenem ersten Bau an, das Innere jedoch hat seine gegenwärtige Gestalt erst in einer zweiten Bauperiode erhalten. Es war ursprünglich entweder in allen Teilen flachgedeckt, oder das Hauptschiff war flachgedeckt und von zwei mit Kreuzgewölben auf quadratischer Grundlage überspannten Nebenschiffen begleitet. Alle Einzelheiten sind sehr einfach und schwer, und so muß auch der Gesamteindruck der einer bedrückenden Trübe gewesen sein. Bereits wenige Jahrzehnte nach Vollendung dieses Baus, etwa um die Jahrhundertmitte, scheint eine Rekonstruktion vorgenommen zu sein. Damals wurden die Hauptschiffgewölbe — es sind Kreuzgewölbe auf selbständig gemauerten Diagonalrippen — eingezogen.

St. Johann bei Zabern.
Tafel 5 u. 6.
Abb. 9.

Entwicklung des Gewölbebaus.

In dieser scheinbar nebensächlichen Veränderung der Decke kommt doch symptomatisch der Grundzug alles Fortschreitens der mittelalterlichen Baukunst zum Ausdruck. Es handelt sich in der frühromanischen Baukunst nicht um die Verwirklichung eines abstrakten Raumideals, sondern zunächst um etwas Praktisches: Um die Gewinnung einer besseren brandsicheren Deckenform, um ein günstigeres Verhältnis zwischen tragenden und getragenen Teilen. Der Aufwand an Material und Arbeit war in frühromanischen Bauten ungeheuer, und dennoch bildete — die vielen



Kirchenbrände beweisen es — die hölzerne Decke eine stete Gefahr. Es gab nur ein Mittel dagegen: den Ersatz des Holzes durch Stein, d. h. die gewölbte Decke statt der flachen. Warum nun von den verschiedenen Gewölbeformen, die sich — wenngleich nur in Räumen von ganz geringen Abmessungen — doch aus der Antike über alle Kulturniederungen hinweg bis ins 2. Jahrtausend herübergerettet hatten, in Deutschland gerade das Kreuzgewölbe für die großen Kirchenräume solch ausschließliche Herrschaft errungen hat, ist schwer zu sagen. An dieser Stelle müssen wir uns mit bloßer Feststellung dieser auch für das Elsaß gültigen Tatsache begnügen. Aus den Nebenräumen der Kirchen, aus Krypten und Kapellen dringt es zunächst in die Seitenschiffe; in die Hauptschiffe, wo große Spannweiten hätten überwunden werden müssen, wagt es sich noch nicht vor. Im Elsaß vertrat die nunmehr abgetragene Kirche von Mutzig, deren mächtige, höchst charaktervolle Säulen im Alten Schloß zu Straßburg bewahrt werden, neben St. Johann, wo Pfeiler als Träger dienen, und der Georgskirche von Hagenau, einer Säulenbasilika, das Stadium der Entwicklung, das durch die Worte bezeichnet wird: Flachgedecktes Hauptschiff, kreuzgewölbte Nebenschiffe. Diese Gewölbe sind Gratgewölbe von jener primitiven Form, die schon im 11. Jahrhundert, z. B. in der Krypta des Straßburger Münsters verwendet erscheint: Ohne besonders gemauerte Diagonalrippen stoßen die dreieckigen, in allen Teilen sehr dicken und schweren Kappen, scharfe Gräte bildend, gegen einander. Aber dieses Stadium wurde bald überwunden. Das größere Lichtbedürfnis — denn auch eine nicht lesensbedürftige Gemeinde mußte doch die frühromanische Kirche als dunkel empfinden — konnte nur durch zahlreichere und größere Fenster, d. h. durch stärkere Durchbrechungen der Obermauer befriedigt werden. Dies aber war fast unmöglich, solange die Obermauer in ihrem ganzen Verlauf gleichmäßig belastet war, wie es bei der flachen Decke und selbst noch, wenn auch nicht mehr in vollem Ausmaß, bei der primitiven Form des Kreuzgewölbes der Fall war. Es wurde erst möglich, sobald das Gewölbe eine Form erhalten hatte, die den Schub auf einzelne Punkte vereinigte und die zwischen ihnen liegenden Mauerteile ganz oder großenteils davon befreite. Die Gewölbeform, die bei der erwähnten Rekonstruktion von St. Johann zur Anwendung kam, ist das Kreuzgewölbe auf selbständig gemauerten Diagonalrippen, das Kreuzrippengewölbe. Scharf und sinnenfällig prägt sich in ihm die Scheidung der bloß raumschließenden Dreieckskappen von den konstruktiv tätigen Diagonalrippen aus. Dieses Streben nach klarem sinnenfälligen Ausdruck der architektonischen Kräfte ist ein Grundzug der ganzen Entwicklung; es wird schon im romanischen, in voller Konsequenz freilich erst im gotischen Stil sichtbar. In der älteren Form des Kreuzgewölbes, wie es die Doppelkapelle von Neuweiler, wie es auch die Seitenschiffe von St. Johann haben, sind die vier Dreieckskappen gleichzeitig raumschließend und konstruktiv wirksam, indem sie sich gegenseitig — natürlich mit Hilfe der Schildbogen — im Gleichgewicht halten. Im Kreuzrippengewölbe hingegen wird die konstruktive Funktion allein oder doch überwiegend von den vier selbständig gemauerten Diagonalrippen ausgeübt. Sie tragen mit den Schild- und Gurtbogen zusammen die Gewölbekappen, die jetzt überwiegend dem Raumabschluß dienen und dementsprechend viel leichter gehalten werden können. Sämtliche Gewölbefelder sind quadratisch, die Schiffbreiten verhalten sich wie 1 : 2, und jedem Hauptschiffgewölbe entsprechen zwei Nebenschiffgewölbe; der Bau gehört also dem gebundenen System an (s. unten S. 17).

In St. Johann machte die Umwandlung des nur in den Seitenschiffen gewölbten Kirchenraumes in einen durchgängig gewölbten eine Verstärkung der gewölbetragenden Pfeiler notwendig. Ursprünglich waren alle Pfeiler gleich, alle hatten einfach

rechteckigen Querschnitt, hatten doch alle auch die gleichen Funktionen — das Tragen der Obermauern und die Aufnahme der Gurtbogen in den Seitenschiffen — zu erfüllen. Nun aber wurde jeder zweite Pfeiler durch Verstärkung mit Säulchen und rechteckigen Vorlagen fähig gemacht, auch noch die Last des Hauptschiffgewölbes auf sich zu nehmen. Die übrigen Pfeiler durften, da sie keine Beziehung zum Hauptschiffgewölbe bekamen, unverstärkt bleiben. Auf diese Weise ist hier aus Gründen konstruktiver Notwendigkeit dieselbe Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenpfeilern eingetreten, die in deutlicherer Ausprägung anderwärts, selbst in flachgedeckten Kirchen, als rein künstlerisches Mittel zur rhythmischen Anregung des Auges bereits lange vorher beliebt war: der Stützenwechsel. In schärfer ausgesprochener Form — als Wechsel zwischen Pfeiler und Säule — ist er nachmals auch im Elsaß in den von vornherein auf durchgängige Wölbung angelegten Kirchen des gebundenen Systems üblich geworden. Für die Beleuchtung ergab sich aus der konstruktiven Verbesserung der Decke der Vorteil, daß in mehreren Jochen die Fenster vermehrt und zu dritt gruppiert werden konnten. Im Übrigen blieb das Aeußere des Langhauses auch nach der Rekonstruktion jedes Schmuckes bar. Da kein Querhaus vorhanden ist, fehlt jede Unterbrechung des eintönigen Mauerverlaufs. Für den durchgängig gewölbten Chor hingegen, den man bei Gelegenheit der Rekonstruktion dem Langhause anschuhte, wurde viel besseres Material und eine sehr viel reichere Dekoration in Anwendung gebracht: An Stelle des unregelmäßigen Bruchsteins mit seiner des ausgleichenden Verputzes bedürftigen Oberfläche tritt großes, ganz regelmäßiges Quaderwerk von sorgfältigstem Beschlag; die Wandung ist gegliedert und belebt durch senkrechte, schwach vorstehende Mauerstreifen, die Fenster sind umrahmt mit reichen Blatt-, Palmetten- und Klötzchenreihen.

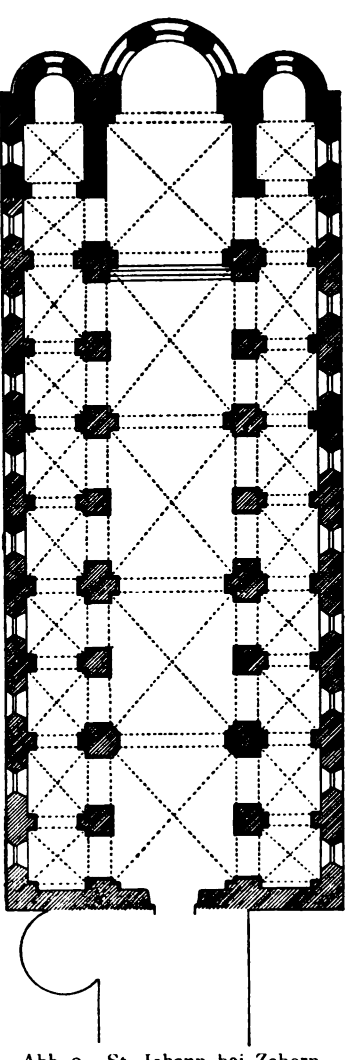


Abb. 9. St. Johann bei Zabern. Ehem. Benediktinerkirche.

Nach dem Untergange der Kirche von Mutzig, einer Säulenbasilika, der mancher Zug großartiger Monumentalität eigen gewesen zu sein scheint, ist die Georgskirche in Hagenau das einzige Beispiel einer reinen Säulenkirche des reifen romanischen Stils; des reifen, trotzdem hier in einem unter günstigen Umständen nahe dem Ende des 12. Jahrhunderts vollendeten Bau eine flache Hauptschiffdecke beliebt wurde. Im Jahre 1143 hatte sich die Hagenauer Pfarre von ihrer Schweighausener Mutterkirche losgelöst, doch scheint der Neubau der Kirche, von dem in einer Urkunde aus diesem Jahre die Rede ist, erst im Jahre 1189 vollendet worden zu sein[18]). Damals hat die Weihe des Baues stattgefunden. Von dieser Anlage ist jedoch gegenwärtig nur noch das Langhaus — und auch dieses nicht mehr in seiner ersten Form — erhalten. Es war ursprünglich flach gedeckt; das jetzige aus ganz einfachen Konsölchen emporwachsende Gewölbe ist eine Zutat des 15. Jahrhunderts, wie auch Querhaus und Chor Neubauten des 13. und 14. Jahrhunderts in gotischem Stil sind. Die

Hagenau, St. Georg.
Tafel 7 u. 8.

nächste Analogie bietet wohl die Abteikirche von Schwarzach in der Rheinebene nahe Baden-Baden. Die Säulenschäfte, verhältnismäßig kurz und kräftig, ruhen auf attischen Basen mit einfachen Eckblättern und endigen in niedrige Würfelkapitäle von schildförmigem Umriß, die mit kräftig ausladenden Deckplatten die schweren, völlig ungegliederten Rundbogen der Arkaden aufnehmen. Es könnte auffallen, daß sich hier die mittelalterliche Freude am Unsymmetrischen, an der Abwechslung im Detail so gar nicht bekundet: Sämtliche Kapitäle, sämtliche Eckblätter sind einander gleich. Sicher aber hat hier, in einem Baue, an dessen Gründung Herzog Friedrich von Schwaben Anteil hatte, mindestens der malerische Schmuck das zu leisten versucht, was anderwärts der ornamentalen Plastik als Aufgabe gestellt war. Kein Zweifel, daß den Schildern der Kapitäle vielfach verschlungenes Rankenwerk aufgemalt war. Kein Zweifel auch, daß Malerei die Laibungen der Bogen, innen wie außen, begleitete, möglich auch, daß die weiten Flächen des Hochwerks mit figürlichen Darstellungen — wohl Szenen aus der Legende des Schutzheiligen der Kirche — bedeckt waren. Freilich, auch dies ist nicht zweifelhaft, daß all dies ganz, ganz anders ausgesehen hat, als es ein Pinsel des 19. Jahrhunderts mit harter Aufdringlichkeit uns vor Augen stellte.

Das Aeußere des Baues ist sehr einfach gehalten. Es wird — und wurde auch vor der gotischen Erneuerung der Ostteile — von dem in seinem Untergeschoß romanischen Vierungsturm beherrscht; denn die Westseite gehört dem für das Elsaß besonders kennzeichnenden Typus der turmlosen Fassade an, von dem weiter unten sogleich ausführlich die Rede sein wird, und bringt in ihrer scharf ausgesprochenen vertikalen Dreiteilung lediglich die Raumteilung des Inneren zum Ausdruck. Die Widerlager der Fassade sind — bezeichnend für die verhältnismäßig späte Bauzeit — strebepfeilerartig abgetreppt. Die großen Fenster über dem einfachen rundbogigen Portal sind sehr rationell, aber auch sehr stilwidrig im 15. Jahrhundert ausgebrochen worden, und auch die Halbgiebel der Seitenschiffe, wie der Hauptgiebel, mögen damals ihre ganz unromanisch steilen Neigungen bekommen haben. An den Langseiten bilden Rundbogenreihen, oben mit Lisenen, unten mit strebepfeilerartigen Widerlagern, eine bescheidene Dekoration, die nicht etwa willkürlich die Flächen gliedert, sondern sinngemäß die innere Teilung in Joche nach außen zum Ausdruck bringt. Der Unterschied gegen die völlige Schmucklosigkeit des Langhauses von St. Johann springt ohne weiteres ins Auge.

So ist St. Georg von Hagenau zwar nicht in seinem inneren Aufbau — denn dieser ist, an der allgemeinen baugeschichtlichen Entwicklung gemessen, rückständig —, aber in seiner Außengestaltung ein charakteristischer Bau der Zeit: Kraftvoll in der Gliederung, schmuckfreudig in der Flächenbehandlung, aufwändig und sorgsam im Mauerwerk. Die turmlose Fassade ist eines von vielen Beispielen dieses mehrfach im Elsaß vorkommenden Fassadentypus.

Gewölbebau.

Zur Entscheidung der Frage, an welchem Punkte der baugeschichtlichen und baukünstlerischen Entwicklung unserer Periode ein Bau einzuordnen sei, haben wir als sicherstes Mittel die Gestaltung seiner Decke — das Gewölbe, sein Fehlen, sein Vorhandensein, seine Form. Erloschen war ja die Kunst des Wölbens niemals ganz. Von den Römern nicht nur nach der technischen Seite, sondern auch als Mittel künstlerischer Raumgestaltung zur höchsten Ausbildung gebracht, hatte sie doch auch in den frühchristlichen Jahrhunderten, an den Apsiden der Basiliken, in den vielen kleineren und größeren Zentralbauten Aufgaben, wenn auch nur solche von relativ beschränkter Art zu lösen gehabt und auch in den elsässischen Bauten des früh-

romanischen Stils hatte sich, wie wir gesehen, eine bescheidene Wölbekunst erproben dürfen. Aber die durchgängige Wölbung ganzer großer Kirchenräume ist erst eine Neuerung des 12. Jahrhunderts. Langsam erweitert sich Kreis und Maß der Aufgaben. Erst sind es nur Krypten und Kapellen, in Ottmarsheim ist es bereits eine ganze Kirche, deren Anlage noch dazu Gewölbeformen verschiedenster Art fordert. Im 12. Jahrhundert erst wird die Ueberwölbung basilikaler Bauten die Regel, und es ist, von 1150 ab, eine Ausnahme, wenn, wie in Hagenau im Falle der Georgskirche, ein Bau mit flacher Decke hergestellt wird. Die Vorteile sind mannigfaltig, technischer wie künstlerischer Art. Zweifellos waren die hölzernen Decken eine Hauptursache der zahllosen Kirchenbrände, von denen die Chroniken und Annalen, insbesondere des frühen Mittelalters, berichten; wissen wir doch beispielsweise, daß zwischen 1130 und 1176 nicht weniger als fünf Brände von zum Teil durchgreifender Gewalt das Straßburger Münster heimgesucht haben. Diese Not nimmt mit der Einführung steinerner gewölbter Decken sichtlich ab. Kein Zweifel, daß für das Mittelalter, für das Bewußtsein der Zeit der technische Fortschritt d. h. die größere Feuersicherheit den wichtigsten Vorteil der Neuerung ausgemacht hat. Für uns Rückschauende ist jedoch zweifellos der baukünstlerische Fortschritt von weitaus größerer Bedeutung. Da man Gewölbe zunächst nur über quadratischen Grundflächen schlagen konnte (weil bei der Anwendung des Halbkreisbogens nur über gleich langen Gewölbefeldseiten gleiche Scheitelhöhe zu erzielen war), unterwarf man sich mit der Einführung durchgängiger Wölbung in bezug auf die Maße und Verhältnisse der einzelnen Kirchenräume einem sehr starken Zwang. Wollte man in herkömmlicher Weise dem Hauptschiffe die beiden Seitenschiffe unterordnen, so blieb, wenn man wölben wollte, für ihr wechselseitiges Maßverhältnis von den bis dahin unendlich vielen Möglichkeiten nur die eine übrig: Das Nebenschiff bekam die halbe Breite des Hauptschiffs, sodaß zwei quadratische Gewölbefelder im Nebenschiff immer einem Gewölbequadrat des Hauptschiffes entsprechen. Die Pfeiler werden — wir sahen an dem Beispiel von St. Johann, wie dies geschah — ihrer Funktion nach differenziert: Die in den Ecken der Hauptschiffsjoche angeordneten, welche den Haupt- und Nebengewölben dienen, müssen logischer Weise stärker gebildet werden, als die zwischen ihnen nur für die Nebengewölbe angeordneten. Es tritt notwendigerweise Stützenwechsel — Wechsel zwischen Haupt- und Nebenpfeiler oder zwischen Pfeiler und Säule — ein. Eine Neuerung wichtigster Art aber ist es, daß nunmehr eine enge Beziehung zwischen dem Unten und Oben des Raums eintritt. Während die flache Decke wie der offene Dachstuhl einheitlich den ganzen Kirchenraum überspannte, entspricht nunmehr der durch die Stützen scharf markierten Feldereinteilung unten ganz genau die Feldereinteilung im Gewölbe. Es ist eine Bindung, eine Unterordnung der Teile unter ein gemeinsames Gesetz eingetreten, und man spricht deshalb von einem gebundenen System. Das Spiel der sich hebenden und sich senkenden, sich kreuzenden und wieder von einander lösenden Bogenlinien, die Mannigfaltigkeit in der Beleuchtung der Gewölbekappen bedeutet für den Gesamteindruck sicher eine Bereicherung und Belebung. Noch stärker wird dann die gegenseitige Bindung von Unten und Oben durch die alsbald erfolgende Einführung des Kreuzrippengewölbes. Die wirklich tragenden Teile der Decke werden von den bloß raumschließenden geschieden, der Pfeiler selbst bereitet durch seine Gliederung auf diese Unterscheidung vor. Wie dies im einzelnen erfolgt, wird weiter unten gezeigt werden.

Gebundenes System.

Auch für die Gestaltung des Außenbaus wird von der Mitte des zwölften Jahrhunderts ab der Wunsch nach Bereicherung des Bildes, nach Steigerung des Gesamteindruckes maßgebend. Mittel dazu sind die Verbesserung des Baumaterials, die Ver-

Außenbau.



mehrung der aus der allgemeinen Mauerflucht heraustretenden Bauteile, insbesondere die stärkere Betonung des Querhauses, dann die Vergrößerung der Turmzahl, die Vervielfachung der horizontalen und vertikalen Flächenteilungen, die reichere Ausbildung der Portale, die komplizierte Profilierung der Gesimse, der Fensterumrahmungen usw. Überall zeigt sich die monumentale, über das praktische Bedürfnis hinausstrebende Gesinnung. Welch prachtvolles, im eigentlichen Sinne des Wortes malerisches Bild bietet beispielsweise die Kirche von Murbach im Ober-Elsaß! Nur Chor und Querhaus, von zwei Türmen überragt, sind erhalten; dieser Rest aber bietet sich dem Wanderer, der das einsame Tal hinansteigt, so dar, als sei er in die Landschaft komponiert, als gehöre er notwendig in sie hinein. Murbach ist eine der ältesten klösterlichen Stiftungen des Landes. Der Name des h. Pirmin wird mit seiner Gründung in Zusammenhang gebracht; der jetzt noch aufrechte Bau gehört jedoch erst dem 12. Jahrhundert an, auf ihn bezieht sich vielleicht die Nachricht von einer Weihe, die im Jahre 1139 stattgefunden hat, wenngleich die Bauformen im ganzen doch auf eine etwas spätere Entstehungszeit hinweisen. Am ehesten würde sich mit dieser Jahreszahl noch das Langhaus einigen, dessen baulichen Charakter wir freilich nur nach einer aus dem 18. Jahrhundert stammenden Zeichnung Silbermanns beurteilen können. Die Westseite war turmlos, jedoch mit Kleinbogenfriesen und Lisenen reich verziert, die Langseiten der drei Schiffe entbehrten jeglichen Schmuckes. Desto reicher häuft sich der Schmuck an den Ostseiten des Baus, die auch in der Komposition manches Merkwürdige aufweisen. Zunächst fällt die Anordnung der beiden Türme auf; sie stehen — ein ganz vereinzelter Fall — über den Armen des Querhauses, wie in Cluny, der berühmten Hauptniederlassung des Benediktiner-Ordens in Frankreich [19]). Diese Analogie gewinnt an Bedeutung, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß sich auch sonst vielfach Beziehungen zwischen Cluny und Murbach, dessen Aebte im alten Reich Fürstenrang einnahmen, spannen. Der reiche Eindruck des Chores und Querhauses beruht vor

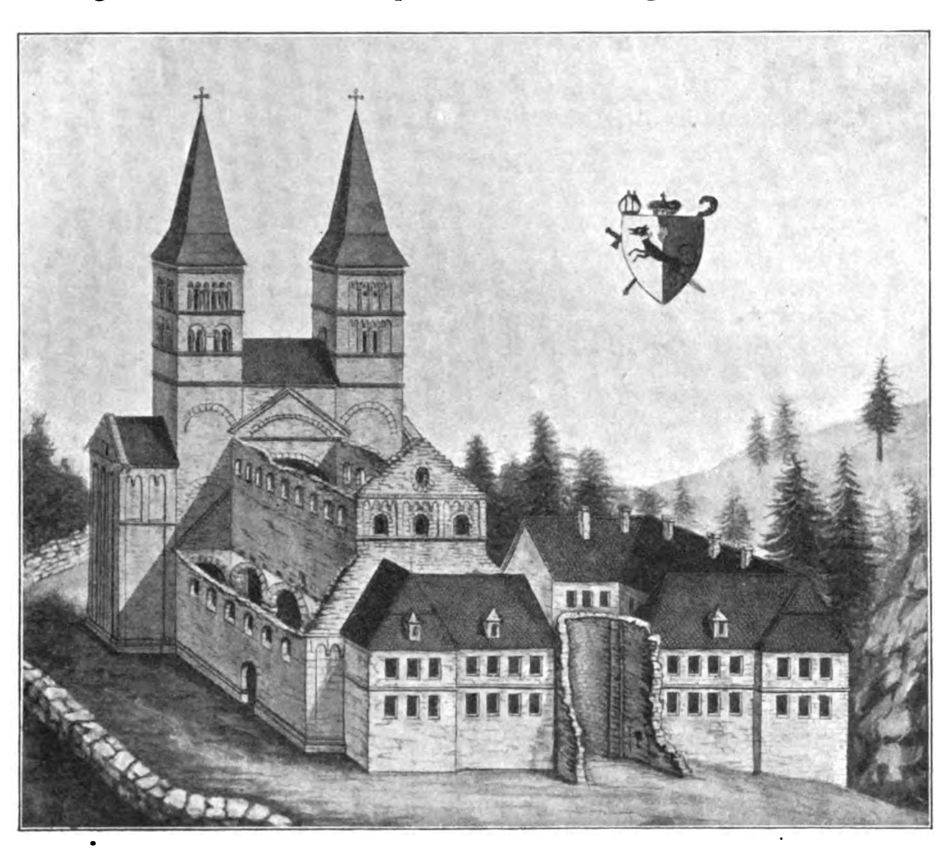


Abb. 10. Murbach, Ansicht der Klosterkirche mit dem in Ruinen liegenden Langhaus. Nach einer Zeichnung Silbermanns im Denkmalarchiv.

Murbach.
Tafel 9 u. 10.
Abb. 10—12.

allem auf der Mannigfaltigkeit der zu einem organisch wirkenden Ganzen zusammengeschlossenen Teile, auf den vielen sich schneidenden Gesims- und Dachlinien, weiter aber auf der großen Zahl von horizontalen und vertikalen Gliederungen, wobei die Wirkung noch gesteigert wird durch den Wechsel von hellen und dunkeln Steinen und durch die hier und da angebrachten Skulpturen von noch unerklärter Bedeutung. Als Reminiszenzen an antike Baugewohnheiten sind wiederholt festgestellt worden: Die scharfe Ausscheidung der Giebeldreiecke duch besonders kräftige, vom Ansatze der Dachschrägen beginnende Horizontalfriese, und weiter das Dreieckgiebelchen über dem östlichen Seitenportal mit dem Echinuskyma von freilich schon sehr verderbter, aber trotzdem seine Herkunft nicht verleugnender Form. In ihrer scharf ausgesprochenen Dreiteilung, mit den die letzte Erhebung vorbereitenden Nebenchören und dem nur schwach vor die allgemeine Mauerflucht tretenden, geradlinig abschließenden Hauptchore ist die Ostseite eine Fassade im eigentlichen Sinne des Wortes, eine wirkliche Schauseite.

Abb. 11.

Abb. 10.

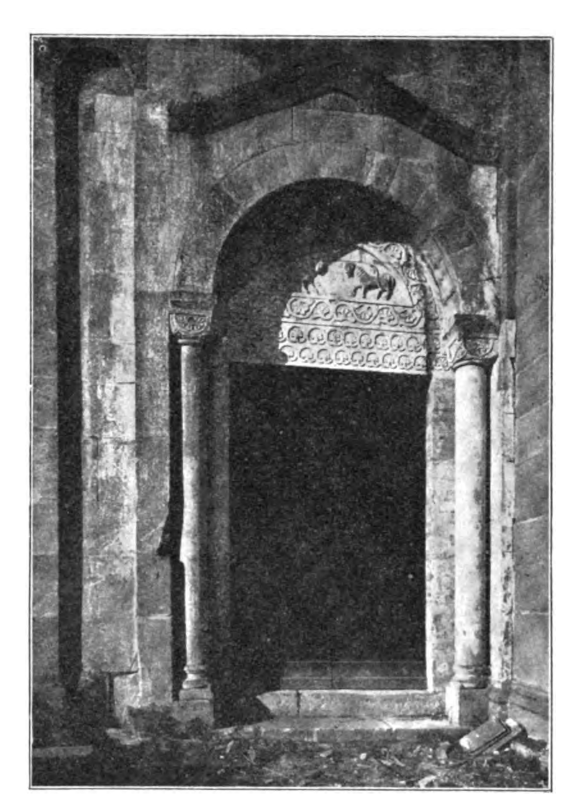


Abb. 11. Murbach, Klosterkirche. Portal an der Ostseite.

Von der ursprünglichen Wirkung des Innenraums vermögen wir uns heute, da es unmöglich ist, einen Uebersicht gewährenden Standpunkt zu finden, keine Vorstellung mehr zu machen. Alle erhaltenen Räume sind gewölbt in einer noch primitiven, aber doch sichere Kenntnisse bezeugenden Technik. Die Nebenchöre öffnen sich in schlichten Arkaden gegen die Mitte. Das Langhaus scheint flachgedeckt gewesen zu sein; Pfeiler haben als Gewölbeträger gedient.

Rosheim. *Tafel 11 u. 12. Abb. 13.*

Ihrer Entstehungszeit nach dürfte der Kirche von Murbach etwa die von Rosheim im Unter-Elsaß entsprechen. Annalisten melden zum Jahre 1132 mit summarischer Kürze einen Brand: Combusta est Rodesheim[20]). Bald nachher mag die neue Kirche erbaut worden sein, die heute noch, verständig restauriert, aufrecht steht. Nur die im 14. Jahrhundert erfolgte Erhöhung des Turms um ein Geschoß hat, indem sie den Umriß des Baus im Sinne der Gotik veränderte, dem ursprünglichen Bestande gegenüber eine wesentliche Umgestaltung herbeigeführt. Die Rosheimer Kirche ist eines der schönsten Kirchengebäude des Landes. Die Teile sind ganz klar und einfach disponiert: Ein dreischiffiges Langhaus, ein kräftig heraustretender Querbau und ein ebenfalls kräftig entwickelter Hauptchor, den im Norden eine Neben-Apside, im Süden eine platt abschließende, vielleicht einem noch etwas älteren Baue zugehörige Sakristei begleitet. Der Hauptakzent des Ganzen liegt, da die Fassade turmlos ist, auf der Vierung, dem Schnittpunkte von Lang- und Querhaus; vielleicht mag die zentralisierende Bedeutung des Turms ursprünglich, da er sich mit seinem wesentlich geringeren Höhenmaß besser in den Gesamtumriß einfügte, noch stärker gewesen sein, als jetzt, da er ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen in die Luft



fährt. Die aus goldgelbem Sandstein, von ausgezeichnet regelmäßiger und schöner Behandlung gebildete Außenfläche des Baus ist überall sehr reich dekoriert; aber zwei Stellen, die Westseite und der Chor, sind doch ganz besonders als Schauseiten ausgebildet. An der Fassade dienen Lisenen zur vertikalen, Rundbogenreihen zur horizontalen Gliederung, wie auch zur Begleitung der Dachschrägen. Ganz scharf ist die Teilung in Stockwerke und die Ausscheidung des Giebeldreiecks durchgeführt. Ueber dem großen Hauptportal war in reicher Umrahmung ein Relief, den Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes darstellend, angebracht. Darüber ist ein großes Rundfenster eingebrochen, ein früher Vorläufer der in der Fassadenkomposition nachmals zu großer Bedeutung gelangten Fensterrosen der französischen Bischofskirchen. Tierskulpturen, die in der Art von Akroterien angebracht sind — oben ein Adler, seitwärts Löwen — bilden den Abschluß. An den Langseiten ist die Dekoration einfacher gehalten. In sehr sinngemäßer Weise sind die wandgliedernden Lisenen hier auch in konstruktivem Sinne zur Verstärkung der Mauer an den Stellen angeordnet, an denen sie durch die innen gegen sie anlaufenden Gurtbogen ganz besonders in Anspruch genommen ist. Eine elsässische, sonst nur noch in den angrenzenden französischen Départements auftretende Eigentümlichkeit sind die den Lisenen des Hauptschiffes vorgesetzten Säulen, die ihre natürliche Funktion, das Tragen einer von oben gegen sie wirkenden Last, gar nicht ausüben, sondern einfach als Verstärkung dienen. Der Chor ist durch eine besonders reiche Dekoration ausgezeichnet: Wandsäulen, Schachbrett- und Rundbogenfriese sind ihre Hauptbestandteile. Um das Mittelfenster sind die Evangelistensymbole als Reliefs angebracht. Ueber den Portalen, auf den Gesimsen und anderwärts tummelt sich seltsames Getier; auf den schrägen, den Uebergang zum Turmachteck vermittelnden Flächen hockten einst vier Männer, von denen nur zwei noch existieren. So hat sich hier, reicher als irgendwo im Elsaß, dem geometrischen und vegetabilischen Ornament figürlicher Schmuck hinzugesellt.

Abb. 13.

Abb. 12. Murbach, Klosterkirche.
Grundriß. Nach einer Aufnahme im Denkmalarchiv.

Das Innere macht den allerseltsamsten Eindruck. Es wirkt — eine Folge der Massigkeit des Mauerwerks und des kleinen Ausmaßes seiner Durchbrechungen —

schwer, beinahe drückend. Pfeiler und Säulen wechseln miteinander ab. Die Pfeiler, bei deren Aufbau im Einzelnen geschwankt worden zu sein scheint, bereiten durch ihre Gliederung auf die Deckenbildung vor; die Säulen, die lediglich als Nebenstützen dienen, setzen in Erstaunen durch ihre von allem Gewohnten weit abweichende Form: Ungeheuere, weit ausladende Sockelplatten mit ganz schweren Eckklötzen, Schäfte aus Monolithen, sehr kurz und rapid verjüngt, und wiederum ungeheuere Kapitäle von ganz bizarrer Bildung, das eine aus neun Würfeln zusammengesetzt, mit einem Kranz aus Menschenköpfen, ein zweites mit einem weitgeöffneten Kreise von Kelchblättern, das dritte wieder aus vier Würfeln mit reichgezierten Schilden gebildet, — so sind diese Nebenstützen gestaltet. Die Bogen sind nicht mehr durchweg rein halbkreisförmig; im westlichsten Joch verkünden ausgesprochene Spitzbogen das Nahen der Gotik. Und auch das Gewölbe zeigt einen weitvorgeschrittenen Stand der Bautechnik. Zwischen vier Schildbogen und zwei selbständig gemauerten Diagonalbogen sind die vier Gewölbekappen, aus verhältnismäßig leichtem Füllmauerwerk hergestellt und deshalb auch verputzt, eingespannt. All dies ist in den Maßen kurz und schwer, in den Formen derb. An den hellsten Tagen kommt das Licht hier über ein sehr bescheidenes Dämmern nicht hinaus.

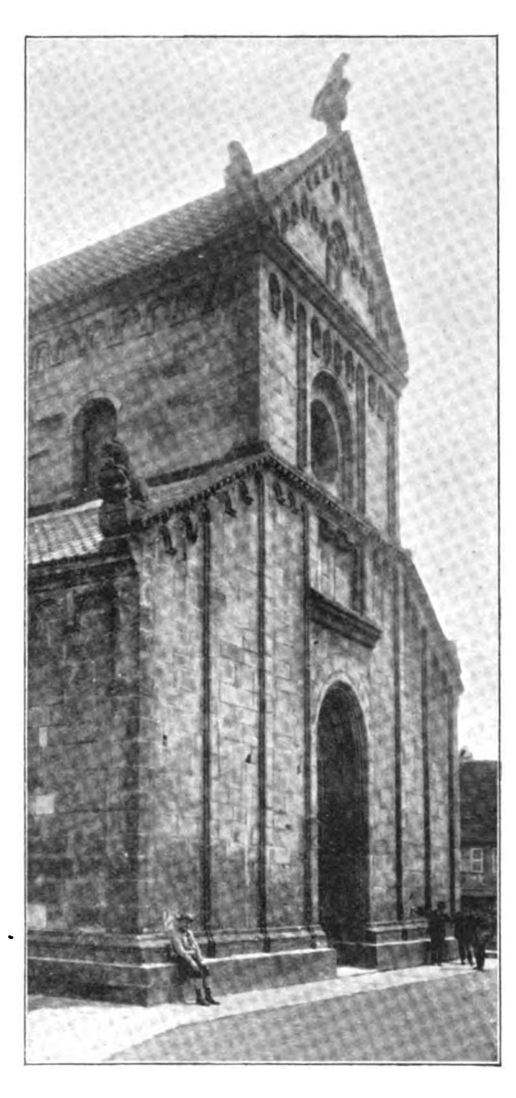


Abb. 13. Rosheim, St. Peter und Paul. Westseite.

Altdorf, Benediktinerkirche. *Tafel 8 u. 13.*

Wie das baukünstlerische Streben über diese Art der Raumgestaltung, in der Mangel an konstruktiver Fähigkeit und konstruktivem Selbstvertrauen stärkste Hemmungen waren, hinauskam, zeigt ganz anschaulich die nahe Kirche von Altdorf[21]). Hier, wo bereits seit 800 etwa eine Ansiedlung mit einer Kirche bestand, wurde im Jahre 974 eine Benediktiner-Abtei gegründet, deren Hochaltar Papst Leo IX. im Jahre 1049 konsekrierte. Man mag sich des alten Gotteshauses weiter bedient haben, bis am Ausgange des 12. Jahrhunderts — dies beweist die Aehnlichkeit der Altdorfer Kapitäle mit denen der vor 1190 errichteten Andreaskapelle des Straßburger Münsters — ein Neubau notwendig wurde; von ihm ist das Langhaus noch erhalten, während Querhaus und Chor einem Erneuerungsbau des 18. Jahrhunderts (1725/35) angehören. Indessen erlaubt schon das Langhaus allein, den Vergleich mit der Rosheimer Kirche durchzuführen. Das Allgemeine der Anlage ist gleich. Wie dort, war auch hier der Hauptakzent auf die Kreuzung von Langhaus und Querhaus gelegt. Die Westseite ist turmlos, wie in Rosheim. Wie dort, sind auch hier Lisenen und Rundbogenfriese die Mittel zur Dekoration und Gliederung, aber die Horizontalgliederungen — und hierin liegt ein höchst bedeutungsvoller Unterschied — sind den Vertikalen an

Zahl und Kraft nicht so überlegen, wie in Rosheim. Ueberhaupt ist auch in den Maßen und Verhältnissen der Westseite ein Zug zum Vertikalen und Hohen, in relativem Gegensatz wenigstens zu dem Breitgelagerten, Schweren der Rosheimer Fassade, nicht zu verkennen. Hierin noch in mehr als in dem spitzbogigen Abschlusse des Hauptportals bekundet sich das Nahen einer neuen Baugesinnung, die darauf ausgeht und schließlich auch dahin gelangt, die Schwere der Materie zu überwinden. Und wie am Außenbau, so auch im Innern. Das Grundsätzliche der Rosheimer Anlage hat der Altdorfer Baumeister übernommen. Zweieinhalb Gewölbejoche im Hauptschiff hier wie dort; auch hier der Stützenwechsel; nur daß, während in Rosheim Pfeiler und Säulen, hier Hauptpfeiler und Nebenpfeiler mit einander abwechseln. Dennoch ist der Raumeindruck, dies letzte Ziel des raumgestaltenden Künstlers, ganz anders als in Rosheim, freier und schlanker. Die andere Bogenform (der Rundbogen ist fast durchweg durch den deutlich ausgesprochenen Spitzbogen verdrängt), die Steigerung der Höhenmaße im Verhältnis zu den Breitenausdehnungen, der stärkere Stich der Gewölbekappen, die Ueberschneidung der Horizontalgesimse durch die vertikalen Pfeilervorlagen, dies alles wirkt zu einem Gesamteindruck zusammen, in dem bereits die Vertikale, wenn nicht als beherrschende, so doch als bedeutungsvolle Richtungslinie erscheint.

Sigolsheim.
Tafel 14 u. 15.

Im Oberelsaß entspricht diesem Stadium der Entwicklung etwa die Peter- und Paulskirche von Sigolsheim. Die Bauzeit ist nicht urkundlich festgestellt. Immerhin ist die Uebereinstimmung mit einigen, wahrscheinlich nach dem Brande des Jahres 1182 errichteten Teilen des Basler Münsters — Sigolsheim gehörte mit dem ganzen Sundgau zur Basler Diözese — so groß, daß wir annehmen müssen, der Bau sei etwa zwischen 1180 und 1200 entstanden. Auch hier liegt der Hauptakzent der äußeren Bauerscheinung, die durch Verlängerung der Schiffe d. h. Verschiebung der Fassade nach Westen ungünstig modifiziert worden ist, auf dem (übrigens sehr modernisierten) Vierungsturm. An der turmlosen Westseite tritt der Vertikalismus hervor in der Art, wie das Mittelstück mit dem Prachtportal ausgeschieden ist, wie die vertikalen Teilungslinen über die horizontalen herrschen. Die Ornamentik ist etwas anders als im Unterlande. Es fehlt ganz an wandgliedernden Lisenen, auch die Rundbogenfriese spielen nicht die Rolle, wie an den gleichzeitigen Bauten in Hagenau und Altdorf. Das Portal wie auch die Kreuzfenster beweisen, daß hier der gleiche Formenapparat geläufig war, wie an den Münstern von Freiburg und Basel. Die Langseiten entbehren jeglichen Schmucks, das Querhaus tritt nicht über die Flucht der Seitenschiffe heraus. Der Chor endlich ist modern.

Im Innern ist von der Nähe eines neuen Prinzips der Raumgestaltung nur sehr wenig wahrzunehmen. Das Langhaus, dessen westliches Joch eine Zutat des 19. Jahrhunderts ist, hat in allen Teilen quadratische Kreuzgewölbe auf Rippen. Starke Hauptpfeiler und schwächere Nebenpfeiler wechseln mit einander ab. Bemerkenswert sind die dünnen, in die Ecken des Pfeilerkerns eingelegten Säulchen, eine Eigentümlichkeit, die an einer Reihe von Benediktinerbauten wahrzunehmen ist, so z. B. in der Nähe von Sigolsheim an dem bis auf wenige Reste zerstörten Kloster Alspach im Kaysersberger Tal. Die Arkaden, wie die Gurtbogen der Seitenschiffe sind halbkreisförmig, für die Quergurte des Hauptschiffs ist jedoch bereits ein ganz scharf ausgesprochener Spitzbogen zur Anwendung gelangt. Wenn trotzdem und trotz der Überschneidung des Schachbrett-Wulstes durch die Pfeilervorlagen der Gesamteindruck des Gebäudes noch durchaus romanisch ist, so liegt dies in den Maßverhältnissen begründet: Die Breite des Langhauses ist relativ groß, die Höhe verhältnismäßig gering.

Basiliken mit Fassadentürmen.

Ein gemeinsames Hauptmerkmal der bisher besprochenen Bauten des reifen romanischen Stils ist negativer Art: Das Fehlen der Fassadentürme. Im Zusammenhange mit dieser Eigentümlichkeit, die sich vielleicht im Anschlusse an Baugewohnheiten der Zisterzienser entwickelte, deren Regel den Turmbau geradezu verbot, gewann die fast immer durch einen Turm akzentuierte Vierung eine geradezu zentrale Bedeutung, freilich nur für die äußere Bauerscheinung; denn im Innern ist die Kreuzung von Langhaus und Querbau in keiner dieser Kirchen architektonisch besonders ausgezeichnet, wiewohl dies durch eine kuppelförmige Gewölbebildung sehr wohl erreichbar gewesen wäre. Dieser Gruppe steht eine andere, nicht minder ansehnliche Zahl von Bauwerken gegenüber, in deren Gesamtkomposition gerade die mehrtürmige Fassade das bestimmende Moment ist. Sicher hatte bereits der im Jahre 1015 durch Bischof Werinhar begonnene Münsterbau, wenn nicht sogar sein karolingischer Vorgänger einen besonderen Westbau mit zwei Türmen und einer offenen Vorhalle dazwischen besessen. Dafür spräche ja auch das Siegel vom Jahre 1284, das, wenngleich in sehr abgekürzter Form, doch wohl den baulichen Zustand vor Erneuerung der Westfront darstellt[22]). Ob dieses Beispiel vor dem 12. Jahrhundert Nachfolge gefunden hat, ist nicht mehr festzustellen. Die erhaltenen Kirchenbauten des 11. und des beginnenden 12. Jahrhunderts haben, der sonstigen Bescheidenheit ihrer Anlage entsprechend, nur einen einzigen Westturm oder einen Vierungsturm. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hingegen wird die Errichtung mehrtürmiger Fassadenbauten üblich: Maursmünster, Schlettstadt, Niedermünster sind die unterelsässischen, Lautenbach und Gebweiler die oberelsässischen Beispiele dieser Kompositionsweise; andere mögen untergegangen sein.

Schlettstadt, St. Fides. *Tafel 16 u. 17.*

An der St. Fides-Kirche in Schlettstadt ist das Motiv noch am wenigsten entwickelt. Die dreijochige Vorhalle zwischen den beiden in ihren oberen Teilen ebenso radikal als falsch erneuerten Fassadentürmen öffnet sich nur in ihrem Mittelteile mit einem Türbogen, in den Seitenteilen gar bloß mit gekuppelten Fenstern nach außen. Zum Ausgleich aber für den Gewichtszuwachs, den die Fassade durch die Türme gewonnen hat, wurde auch für den Vierungsturm, sollte er seine alte Bedeutung behalten, eine Vermehrung der Masse notwendig. In der Gesamtgruppe kommt er, schwer und breit gelagert und trotzdem hochgeführt, den beiden Fassadentürmen an Gewicht fast gleich. Er hat zwei Reihen von Schall-Löchern bezw. Fenstern übereinander, beide reich, fast überreich mit doppelten und dreifachen Säulenstellungen, mit halbkreisförmig und treppenförmig auf- und abgeführten Schachbrett- und Klötzchenfriesen dekoriert. Auffällig ist die sehr deutliche Außenkrümmung des steinernen Helms.

Die Erbauungszeit läßt sich feststellen mit Hilfe einer von Beatus Rhenanus überlieferten, auf die Stiftung des Fensterschmuckes durch Kaiser Friedrich Rothbart bezüglichen Zweizeilers. Nach diesem muß die Kirche um das Jahr 1162 im Bau gewesen sein[23]). Sie hatte eine Vorgängerin an gleicher Stelle gehabt. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurden über den Seitenschiffen Emporen eingebaut, die auch eine wesentliche Umgestaltung oder Verunstaltung des Außenbaus — nämlich die Errichtung eines alle drei Schiffe bedeckenden Schleppdachs — zur Folge hatten. Zweck der in den J. 1890—1893 nach Plänen des Baurats Winkler durchgeführten Restauration war es, den alten Zustand wiederherzustellen. Es ist dabei jedoch im Innern wie am Äußern nicht ohne neue Gewaltsamkeiten abgegangen.

Rund- und Spitzbogen stehen am ganzen Baue friedlich nebeneinander; nirgends eine Spur von Prinzip, von doktrinärer Verdrängung der überlieferten Form durch die neue. Das Ornament, das sich mit besonderem Reichtum am Chor entfaltet, zeigt in seiner derben, fast barocken Willkür deutliche Anklänge an einige Kirchen des be-



nachbarten französischen Teils von Lothringen. Auch im Innern begegnet ein Zug solcher Verwandtschaft: Die als Säulenbündel gebildeten Nebenstützen, die an der Hauptschiffseite seltsamerweise bis zur Kämpferhöhe emporgeführt sind, hier aber funktionslos endigen. Diese Eigentümlichkeit kehrt an der Petite Église von Saint-Dié wieder[24]).

Niedermünster am Odilienberg. *Tafel 18 u. 19. Abb. 14.*

Von der im J. 1180 geweihten Kirche der Abtei Niedermünster am Odilienberg, deren Stiftung eine fromme Legende der hl. Odilie zuschreibt, sind leider nur noch sehr bescheidene Reste erhalten, immerhin soviel, daß wir die Größe des Verlustes

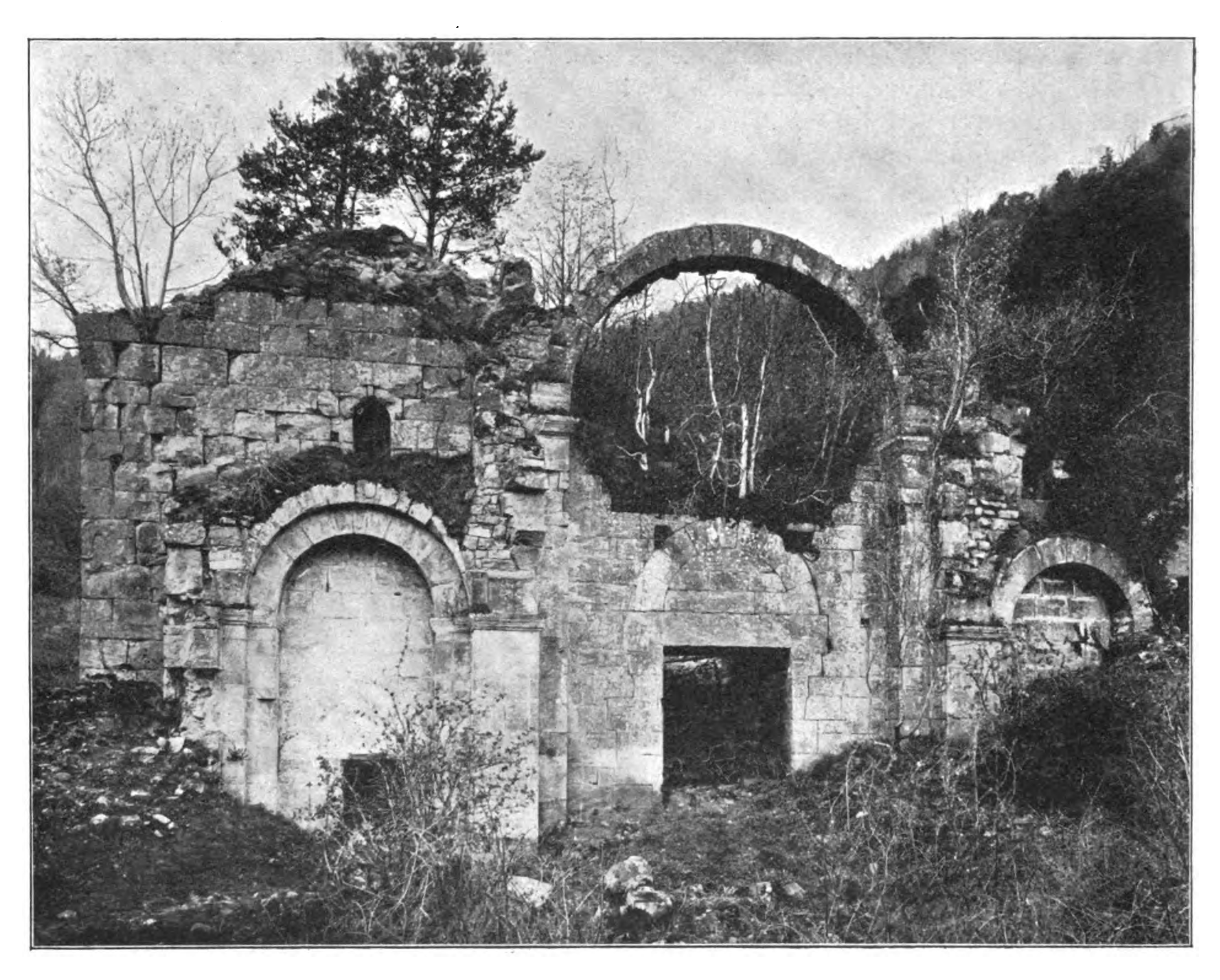


Abb. 14. Niedermünster. Ansicht des Westbaus von Osten (vor der Restauration).

beurteilen können. Sorgfältige Ausgrabungen des fast ganz verschütteten Baus, die in den Sommern 1902 und 1903 vorgenommen worden sind, haben über Grundriß und Aufbau von Schiff, Querhaus und Chor mannigfache Aufklärung geschaffen, sodaß wir uns mit Hilfe einiger am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts gezeichneter Ansichten der damals noch erheblich umfangreicheren Ruinen eine ziemlich deutliche Vorstellung von der in manchem Punkte sehr eigentümlichen Anlage machen können[25]). Die Kirche paßt sich dem Falle des Talbodens in der geschicktesten Weise an. Es war eine dreischiffige Pfeilersäulenbasilika mit austretendem Querhaus und drei plattgeschlossenen Chören, von denen der mittlere als Hauptchor betont gewesen ist. Der Westbau war zweitürmig, mit einer nach außen in einem weiten Rundbogen geöffneten

und von einem grätigen Kreuzgewölbe überspannten Vorhalle in der Mitte. Im Innern der Türme führen Wendeltreppen, mit steigenden Tonnen überwölbt, in das durch zierliche Säulen in neun Gewölbefelder geteilte Obergeschoß, das wahrscheinlich, wie in Lautenbach, loggienartig gegen das Innere der Kirche geöffnet war. Das Langhaus, tiefer gelegen als die Vorhalle, zählt drei Doppeljoche des gebundenen Systems; Kreuzpfeiler wechseln mit Säulen ab; die Arkaden waren rundbogig, und wahrscheilich überspannten grätige Kreuzgewölbe alle drei Schiffe. Hierin — in der Anwendung der primitiveren Form des Gratgewölbes — unterscheidet sich Niedermünster von der Rosheimer Kirche, zu der es sonst in der Innengestaltung manche Analogie aufweist. Aus dem später in der Vierung und im Südarm erhöhten Querhaus trat man durch Bogenöffnungen in die Chöre. Aus jedem der Seitenchöre führte eine Treppe in die Krypta, den merkwürdigsten Teil der ganzen Anlage, über den einstweilen noch nicht völlige Klarheit gewonnen ist. An den dreimaldrei kreuzüberwölbte Joche umfassenden Hauptraum der Krypta schloß sich östlich ein dreischiffiger Chor, den seitwärts noch zwei überwölbte Seitenräume begleiteten. Eine halbkreisförmige Apsis trat in der Mitte gegen Osten heraus.

Wie diese östlichen Teile der Krypta mit ihrem aufgehenden Mauerwerk sich zum Chor der Kirche verhalten haben, wird weder aus dem Ausgrabungsbefund, noch aus den alten Zeichnungen klar. Man kann sich nur schwer vorstellen, daß die Apsis und der „heilige Kreuzweg", der doch gewiß — die Zeichnungen beweisen es — über den Boden ragte, ohne Zusammenhang mit der Oberkirche gewesen sei. Und doch sind die Mauerstärken in diesen Ostteilen so gering, daß sie unmöglich einen hohen Oberbau getragen haben können.

Bestimmend für den Gesamteindruck waren zweifellos die beiden Türme der Front; daß über der Vierung ein dritter Turm sich erhob, ist, wenn nicht völlig sicher, so doch wahrscheinlich. Das Mauerwerk ist von wunderbarer Schönheit: Die Quadern von größter Regelmäßigkeit und Präzision, die Profile noch heute von unversehrter Schärfe. Es war ein Bau ersten Ranges. Von den Klostergebäuden ist außer spärlichen Resten des Kreuzganges nichts übrig.

Maursmünster, St. Leodegar. *Tafel 20.*

Am reichsten ausgebildet ist das Motiv der mehrtürmigen Fassaden-Anlage an der Benediktinerkirche von Maursmünster, einer der ältesten klösterlichen Gründungen des Landes[26]). Ist auch die Nachricht, daß der hl. Leobardus hier bereits im J. 557 ein Gotteshaus geweiht habe, apokryph, so lassen sich doch immerhin die Geschicke der Kirche bis ins erste Drittel des 9. Jahrhunderts zurückverfolgen. Der heute noch aufrechte Bau stammt in seinen verschiedenen Teilen aus sehr verschiedenen Zeiten. Der älteste, der Westbau, ist ein Werk aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, Langhaus und Querbau gehören dem 13., der Chor dem 18. Jahrhundert an. Die Aufnahme von Süden her läßt erkennen, wie wenig den Maßen nach der Hauptkörper der Kirche sich dem älteren Fassadenbau anpaßte. Die Wirkung von vorne her ist freilich überaus gewaltig, so gewaltig, daß in der Erinnerung der Bau, der an sich unbedeutende Dimensionen hat, sehr erheblich an Größe gewinnt. Die Steigerung des Eindrucks beruht darauf, daß hier außer den beiden Fassadentürmen, zwischen denen sich eine Vorhalle in ganzer Breite mit drei Bogen öffnet, etwas weiter zurück ein dritter, viel massigerer und auch wesentlich höherer Turm angeordnet ist. Lisenen und Rundbogenfriese, dann willkürlich eingemauerte und schwer deutbare Tierskulpturen, endlich in den Giebeln der Seitenteile Blendbogenstellungen schmücken und gliedern die Fassadenfläche. Achteckig, undurchbrochen, mit pfeilerartiger Festigkeit, steigen seitwärts die Fronttürme auf, zwischen und hinter ihnen erhebt sich, reicher geschmückt und stärker durchbrochen, der viereckige Mitteltürm. Wenn



dieser Bau des 12. Jahrhunderts, worüber wir freilich nichts wissen, jemals nach Osten vollendet, bis zum Chorschluß gediehen war, muß der Gesamteindruck der Anlage mit ihren vielen Türmen (denn wir müssen ja allermindestens einen Vierungsturm ergänzen) ungemein großartig gewesen sein.

Lautenbach, Kollegiatkirche. *Tafel 16 u. Abb. 15 u. 16.*

Unter den mehrtürmigen Fassaden des Oberelsaß ist die der Kollegiatkirche von Lautenbach, die seltsamerweise bis zur Revolution dem Straßburger Bistum unterstand, den unterelsässischen Bauten in Gesamtanlage und Dekoration sehr nahe verwandt. Der jetzige Bau, der mehrere Vorgänger hatte, ist im 12. Jahrhundert errichtet worden, hat jedoch in neuerer und neuester Zeit so viele Umgestaltungen erleiden müssen, daß das Innere nur schwer, aber auch vom Äußeren kaum etwas anderes, als die unteren Teile des Westbaus beurteilt werden dürfen. Die Vorhalle zwischen den Türmen ist tiefer, als in den verwandten Bauten des Unterlandes; sie umfaßt 2 × 3 Joche. Der Spitzbogen, dessen Anwendung sehr nahe lag, ist höchst absichtsvoll vermieden; Stelzung der kleineren Seitenbogen half, die Scheitelhöhe der Mitte ohne Spitzbogen zu erreichen. Besonders schön ist es, wie das Motiv der offenen Bogen an den Seitenteilen von blinden Bogen aufgenommen wird. Im oberen Geschoß tritt dann die übliche Dekoration mit Lisenen und Rundbogenfriesen ein. Die freistehenden Teile der Türme sind modern; über dem Mittelstück war im 15. Jahrhundert ein gewaltiger Turm errichtet worden.

Abb. 15. Lautenbach, Ehem. Kollegiatkirche. Grundriß.
Nach einer Aufnahme im Denkmalarchiv.

Das Obergeschoß der Vorhalle öffnete sich ehemals gegen das Hauptschiff mit zwei Öffnungen, deren jede durch zwei Paare gekuppelter Säulchen geteilt war, ein höchst reizvolles Motiv, das wir uns auch in Niedermünster verwendet denken dürfen. An Niedermünster mahnt auch das System des inneren Aufbaus: Pfeiler von rechteckigem Grundriß und Säulen wechseln unter einer barocken Stuckverkleidung mit-

einander ab. Mit Ausnahme des rechteckigen Chors, der einer etwas späteren Bauzeit angehört, ist die Kirche in allen Teilen flach gedeckt; es sind auch keinerlei Spuren eines Gewölbes wahrzunehmen.

Gebweiler, St. Leodegar. *Tafel 22 u. 23.*

Am großartigsten entwickelt ist das Motiv der doppeltürmigen Fassade an der Leodegarkirche von Gebweiler. Der Bau wurde — nach der glaubwürdigsten unter den verschiedenen Fassungen der Gebweiler Dominikaner-Chronik — i. J. 1182 begonnen und dürfte nicht allzulange nach Beginn des neuen Jahrhunderts — sicher noch in seinem ersten Viertel — zu Ende geführt worden sein[27]). Im 15. Jahrhundert wurde der ursprüngliche spätromanische vielleicht doch schon polygonale Chor durch einen geräumigeren spätgotischen mit großen Spitzbogenfenstern ersetzt und das Langhaus gleichzeitig durch Anfügung äußerer Seitenschiffe erweitert. Die Unbilden, die dann die folgenden Jahrhunderte dem Baue zufügten, die unförmlichen Strebemauern, welche der der Einsturz drohenden Fassade vorgesetzt worden waren, das ungeheuere, den ganzen Bau erdrückende Schleppdach, wurden durch die vortreffliche streng sachgemäße Restauration Boeswillwalds in den Jahren 1851 ff. beseitigt. Das Motiv der offenen Vorhalle hat hier — wohl nach dem Vorgange französischer Kathedralen — eine sehr weitgehende Ausgestaltung erfahren: Sie nimmt die ganze Frontbreite, d. h. nicht nur den Raum zwischen den Türmen, sondern auch ihr unteres Geschoß ein und ist außerdem nicht nur in der ganzen Breite nach Westen, sondern auch nach Norden und Süden geöffnet. Die landläufige Gliederung durch schwach vortretende Lisenen fehlt hier, sie ist ersetzt durch eine Vertikalgliederung von viel kräftigerer Plastik: In den unteren Geschossen durch abgestufte Strebepfeiler, in den oberen durch breite, die Ecken verstärkende Mauerstreifen, denen gegenüber die horizontalen Teilungslinien — Schachbrett- und Blattfriese mit Rundbogenreihen unten, Kleeblatt- und Spitzbogenreihen oben — an Bedeutung zurückstehen. Eine straffe, ganz im Sinne der Gotik erdachte Vertikalteilung der ganzen Fassadenfläche wird auf diese Weise erzielt. Von feiner künstlerischer Überlegung zeugt nun die Verschiedenheit, mit der diese Teile behandelt sind. Aller Schmuck ist auf das Mittelstück gehäuft: Blinde und offene Bogen beleben hier das Hauptgeschoß und der Giebel ist seiner ganzen Fläche nach mit Rautenwerk überzogen. Das zweite und dritte Turmgeschoß hingegen sind im Gegensatz dazu und mit Rücksicht auf die Last, die ihnen bestimmt war, nach allen Richtungen aufs stärkste von Licht- und Schallöffnungen durchbrochen. Schwere verschiedenartig gestaltete Steinhelme bilden den Abschluß. Der Vierungsturm, achteckig und zweigeschossig, macht infolge der Spärlichkeit der Dekoration trotz bedeutenden Maßen den Eindruck, als sei er in einer Periode absterbender Bau- und Dekorationslust entstanden. Am Langhaus fallen die ganz flachen Pultdächer auf, die sowohl die alten, wie die neuen im 15. Jahrhundert hinzugefügten Seitenschiffe gemeinsam bedecken. Die Ansatzlinie des früheren Schleppdachs ist auf unserer Tafel am Querhause noch sichtbar.

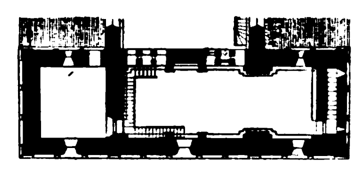


Abb. 16.
Lautenbach, Ehem. Kollegiatkirche, Westbau. Obergeschoß mit loggienartiger Öffnung. Nach einer Aufnahme im Denkmalarchiv.

Das Innere entspricht nicht ganz den Erwartungen, die man nach der in der Richtung auf die Gotik stark fortgeschrittenen Gestaltung der Fassade hegen durfte. Die Elemente des inneren Aufbaus sind zwar schon beinahe gotisch, die Pfeiler sind der Gewölbegestaltung genau entsprechend gegliedert, d. h. mit Haupt- und Nebendiensten versehen, alle tektonisch wirksamen Bogen sind spitz, der Raumeindruck ist aber dennoch durchaus romanisch, schwer, drückend, und zwar infolge der Massigkeit aller tragenden Teile und der selbst für das Elsaß ungewöhnlichen Sparsamkeit der

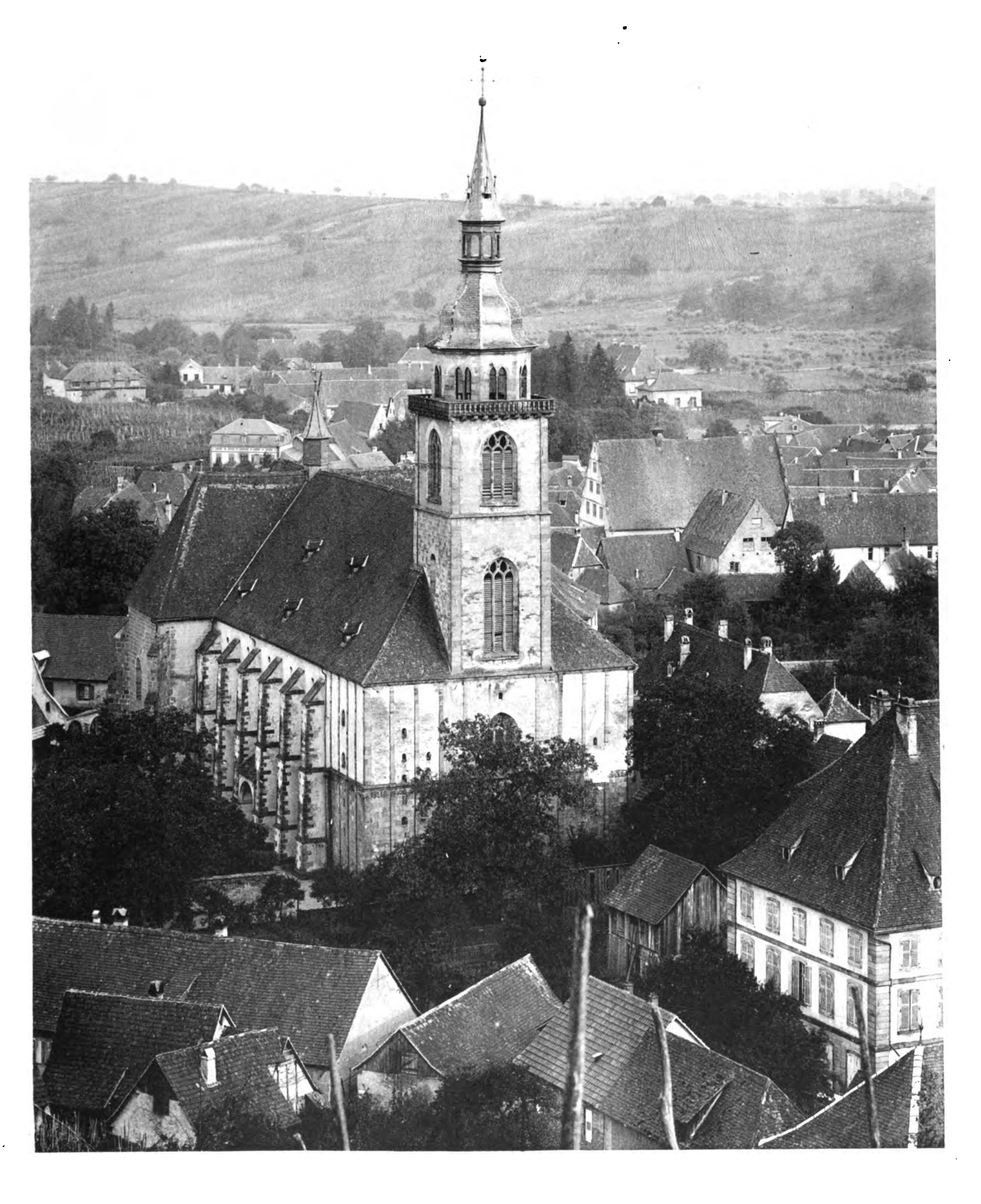
Mauerdurchbrechungen. Dieser Eindruck dürfte auch vor dem Anbau der äußeren Seitenschiffe, der ja selbstredend eine Änderung in der Lichtzuführung mit sich gebracht hat, kaum wesentlich anders gewesen sein. So verwandt in den architektonischen Ausdrucksmitteln der innere Aufbau hier dem des genau gleichzeitig errichteten Basler Münsters ist, so verschieden ist das Ergebnis. Hier Finsternis, dort Helligkeit; hier schweres, drückendes Lasten, dort kraftvoller Aufschwung zur Freiheit.

Pfaffenheim.
Tafel 24.

Der Chor der Leodegar-Kirche würde, wenn er im Geiste der Werkmeister der Fassade ausgeführt worden wäre, wohl ähnlich ausgesehen haben, wie der noch erhaltene Chor der Kirche im nahen Pfaffenheim. Dieser, ein Hauptstück oberelsässischer Dekorationskunst und Dekorationsfreudigkeit, ist in manchen Stücken dem Chor des Basler Münsters zu vergleichen, das überhaupt als Bischofskirche das Musterbauwerk der ganzen Gegend gewesen zu sein scheint. Das einschiffige Langhaus der Pfaffenheimer Kirche ist modern. An einen reich geschmückten Vorchor, über dem sich früher ein Turm von sehr nüchternen gotischen Formen erhob, schließt sich ein über fünf Seiten des Achtecks erbauter Chorschluß an. Die Wahl dieser Grundrißform an Stelle des Halbkreises oder Vierecks bedeutet wiederum einen Schritt zur Gotik, die ja überall und grundsätzlich den Halbkreis und das Quadrat austilgt und durch polygonale Formen ersetzt. Und dies im Großen, wie im Kleinen. In der Wandgliederung gehen zwar die horizontalen Teilungslinien durch, ja sogar über die Vertikalen hinweg, aber stärker als sie wirken doch — infolge ihrer kräftigeren Plastik und ihrer Schattenwirkung — die in den Ecken angeordneten Strebepfeiler. Die Durchbrechung der an der Grenze von Vorchor und Chorschluß errichteten Strebemauer durch eine spitzbogige Öffnung bezeugt ein nicht geringes Verständnis für die Mechanik des Gewölbes. — Es mag etwa 1210 oder 1220 (an Urkunden fehlt es gänzlich) gewesen sein, als dieser Bau errichtet ward. Er ist ein ganz vortreffliches Beispiel des Übergangs vom romanischen zum gotischen Stil. Spitzbogen und Rundbogen sind in der Dekoration bunt durcheinander verwendet: Während die Bogen in den beiden unteren Geschossen spitz sind, zeigen gerade die der obersten, also der jüngsten Blendenreihe, noch reine Halbkreisform. Ebenso die verhältnismäßig großen Fenster. Im Innern hingegen herrscht wiederum der Spitzbogen, und die Träger der Gewölbe sind schlank und vielteilig gebildet. So kennt und verwendet der Übergangsstil zwar die Elemente der Gotik, aber ohne jene Folgerichtigkeit, die erst das ganze Wesen dieses von Westen her mit immer stärkerem Anspruch auf alleinige Geltung eindringenden Baustils ausmacht.

Andlau, Stiftskirche.
Tafel 21 u. Tafel A im Text.

Einen ganz besonderen Platz unter den romanischen Bauten des Elsaß nimmt die Stiftskirche von Andlau ein. Hier hatte Richardis, die nachmals heilig gesprochene Gemahlin Karls des Dicken, im J. 879 oder 880 ein Stift für adelige Fräuleins gegründet. Die Kirche ward im 11. Jahrhundert, dann infolge eines großen Brandes nach dem J. 1160 abermals erneuert und endlich zwischen 1698 und 1703 so radikal, bei allem Radikalismus aber doch auch wieder so romanisch umgebaut, daß namhafte Kunstforscher sich auf Grund einer freilich nicht weiter quellenmäßig belegten Notiz Grandidiers zu der Meinung veranlaßt sahen, es sei hier im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten ein Gewölbebau deutschromanischen Stils entstanden.[28]) Es bedürfte der stärksten dokumentarischen Beweise, um dies an sich Unglaubliche glaublich zu machen. Den Eindruck des Alten und Echten machen heute im wesentlichen nur die Krypta, die in ihrem westlichen, unter der Vierung liegenden Teil noch dem 11. Jahrhundert, in ihrem östlichen, den Raum unterhalb des Chores einnehmenden Teile vielleicht schon einem Erneuerungsbau angehört, ferner der Chor und das Querhaus und endlich der Westbau in seinen unteren Geschossen, der entweder doppeltürmig —



ANDLAU. STIFTSKIRCHE.

ähnlich dem von Niedermünster — geplant war, aber nie so zur Ausführung gelangt oder doch später durch Errichtung eines Mittelturms umgestaltet worden ist. Das Besondere des Innenbaus sind die Emporen, die über beiden Seitenschiffen und in den Querhausarmen angeordnet sind; ihre Anlage erklärt sich wahrscheinlich durch die Bestimmung des Baus als Nonnenkirche. Sie ist mindestens im Querhaus ursprünglich, wenn auch hier bereits im 15. Jahrhundert manches umgebaut worden ist. Alles Wesentliche der Anlage ist hier erhalten geblieben. Der Raumeindruck des Langhauses hingegen ist durchaus unromanisch; das System des inneren Aufbaus weicht von dem sonst in den elsässischen Denkmälern dieser Zeit gebräuchlichen in wichtigen Punkten ab. Während sonst überall das gebundene System und im Zusammenhang damit der Stützenwechsel angewandt ist, sind hier alle Stützen gleichwertig (Pfeiler mit Haupt- und Nebendiensten), die Gewölbefelder des Mittelschiffs sind rechteckig, und jedem von ihnen entspricht bloß ein quadratisches Joch in den Nebenschiffen. Durch große Fenster, die ihre Dimensionen erst bei dem Umbau am Ende des 17. Jahrhunderts erhalten haben, strömt das Licht in Massen ein, und frei und weit spannen sich die rundbogigen Quergurte und die Arkaden in beiden Geschossen. Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß hier unten und oben entweder Nebenstützen entfernt oder die Pfeiler auseinandergerückt worden sind, daß weiter — abgesehen von den ornamentalen Einzelheiten — vielleicht auch in den Höhenmaßen sehr viel und sehr wesentlich geändert worden ist. So wäre also weder die Raumteilung, noch die Raumbildung in vertikalem Sinne im Anschlusse an den Bau des 12. Jahrhunderts geschehen, und wir hätten hier den merkwürdigen Fall, daß trotz Anwendung romanischer Einzelformen (Pfeiler, Bogen, Profile) ein durchaus unromanisches Bauwerk entstanden ist. Der Architekt mag den Willen zur archäologisch treuen Rekonstruktion gehabt haben, trotz ihm aber ist das Langhaus ein Raum geworden, der sich seiner Wirkung nach weit eher Barockbauten des 18. Jahrhunderts, als romanischen Bauten vergleicht.

Vom Äußeren hat, wie gesagt, nur der Chor und das Querhaus, an dessen Südseite sich auch noch Spuren eines romanischen Kreuzgangs erhalten haben, ferner der Westbau, dieser jedoch nur in seinen unteren Teilen das Gepräge des Alten bewahrt. Zwischen den nur bis zur Höhe des zweiten Geschosses erhaltenen Türmen öffnet sich die Vorhalle wie an der Kirche von Niedermünster in einem Bogen nach außen. Darüber ist in viel späterer Zeit der jetzige Mittelturm errichtet worden.

* * *

Zusammenfassende Charakterisierung.

Mit überquellendem Reichtum hat sich nach den bescheidenen und nicht besonders verheißungsvollen Anfängen des 11. Jahrhunderts die Bautätigkeit im Elsaß des 12. Jahrhunderts entfaltet. Zwei große Gruppen sondern sich nach der Gestaltung des Außenbaus: Kirchen mit turmlosen Westseiten, und solche mit besonders ausgebildeten Fassadenbauten. Beide Typen finden sich im Unterelsaß, wie im Oberelsaß. Es ist hier vorzugsweise von den in ihrem ganzen oder nahezu ganzen Umfang erhaltenen kirchlichen Bauwerken dieser Zeit die Rede gewesen. Nach ihnen zu schließen, wären bestimmte Bezirke — außer Straßburg, Schlettstadt und Colmar vorwiegend der weitere Umkreis von Molsheim und Zabern im Unterelsaß, von Gebweiler im Oberelsaß — besonders begünstigt gewesen. Außer diesen bedeutendsten Werken zeugen — von der kolossalen Tätigkeit auf dem Gebiete des Burgenbaus ganz abgesehen — noch hunderte über das ganze Land verstreute romanische Kirchtürme von der gewaltigen Regsamkeit des 12. Jahrhunderts. Die Kirchenschiffe sind in späteren Jahrhunderten meist Neubauten gewichen, die Türme, fester und wehrhafter gebaut und



nicht so unmittelbar, wie die dem Gottesdienst gewidmeten Räume in Beziehung zu der Größe der Gemeinden, sind vielfach erhalten geblieben. Welche Entwicklung liegt zwischen dem Westturme der Weißenburger Stiftskirche und dem — allein von einer sehr interessanten, uns noch in Nachbildungen bekannten Kirche übrig gebliebenen Vierungsturme von Geberschweier! Dort alles Masse, hier alles Auflösung der Masse. Dort ist der Gesamtcharakter der einer strengen ernsten Wehrhaftigkeit, hier ist es der einer Schmuckfreudigkeit, die das feste, seinen Zweck erfüllende Gerüst reich und schön ausgestaltet sehen will. Reich und prunkhaft sind diese Werke eines Geschlechtes, das mit dem Bewußtsein des eigenen Könnens nicht zurückhält; mit kraftvoll aufsteigenden Türmen geschmückt, malerisch wirkungsvoll durch die Energie der sich schneidenden Richtungslinien, mit der ganzen in sorgfältigem Quaderbau ausgeführten und überall geschmückten und gegliederten Oberfläche zur Betrachtung herausfordernd, bieten sich die im 12. Jahrhundert begonnenen und teilweise bereits in das 13. hineinführenden Bauten dar. Nicht hierin aber, nicht in der Dekoration scheint die Leistung beschlossen; sie wäre nicht allzu hoch anzuschlagen, wenn sie nicht auch den baukünstlerischen Fortschritt gefördert hätte. Worin dieser bestand, ist an verschiedenen Stellen gesagt worden. Hier sei es nochmals kurz zusammengefaßt: An die Stelle des Flachdeckbaus ist der Gewölbebau getreten; an die Stelle der Zufälligkeit in Raumteilung und Raumaufbau die Gesetzmäßigkeit, die wechselseitige Entsprechung der Raumteile, der innere Zusammenhang zwischen Unten und Oben, zwischen Pfeiler und Gewölbe, die beide in ihrer Gliederung auch ihre struktive Bedeutung zum Ausdruck bringen. Unter Erhaltung des schweren und gedrungenen Gesamtcharakters ist Zusammenhang, ist Notwendigkeit in den baulichen Organismus gekommen. Hierin liegt Fortschritt, hierin liegt „Übergang". Im romanischen, mit alten und jungen Diensten besetzten Pfeiler bereitet sich der gotische Pfeiler mit seinem freilich viel feineren Organismus vor, und das Kreuzrippengewölbe, wie es in den an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert errichteten Gebäuden erscheint, ist die unmittelbare Vorstufe des gotischen. Nichts prinzipiell Neues bringt in diesen beiden Punkten der neue Stil, sondern nur konsequente Ausbildung und Entwicklung des im 12. Jahrhundert bereits Gewonnenen.

Abb. 17.

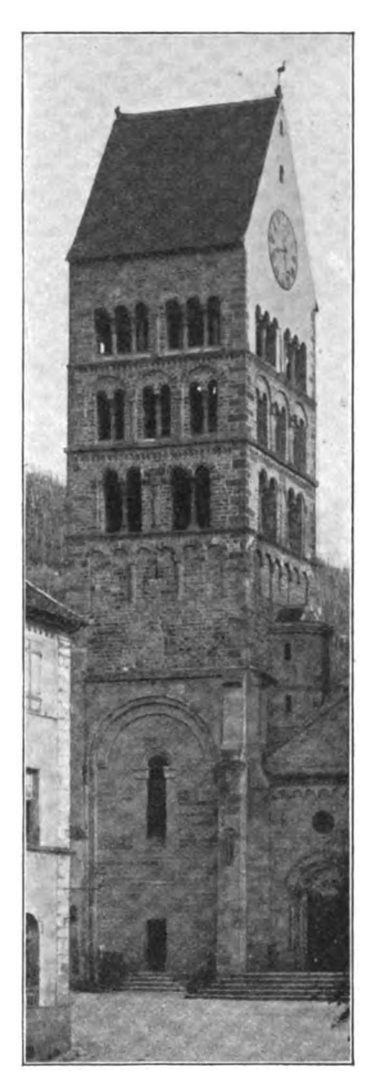


Abb. 17. Geberschweier. Vierungsturm der abgebrochenen Pfarrkirche.

Der entschiedene Übergang zum gotischen Stil.

Das 13. Jahrhundert.

Das 13. Jahrhundert schließt den Untergang der staufischen Königsmacht in sich. Das Reich zerfällt. Neue Teilkräfte werden an seiner Statt lebendig. Die Bautätigkeit, die kirchliche wie die profane, bleibt rege. Zeigt sich auch in ihr ein neuer Geist?

So klar das Neue sich in den südelsässischen Bauten, wie Gebweiler und Pfaffenheim, ausspricht, niemand wird zweifeln können, daß diese Bauten noch vorgotisch

sind. Auch im Norden verhält es sich ähnlich. Von vornherein möchte man von Straßburg, dem Bischofsitz mit seinen zahlreichen Stifts- und Klosterkirchen, eine besonders fortschrittliche, dem übrigen Lande vorauseilende Tätigkeit erwarten. Wie verhält es sich damit?

Drei Bauten, St. Thomas, St. Stephan und das Münster haben uns an dieser Stelle zu beschäftigen, die beiden ersten mit besonderen Fassadenbauten, die ihrer Anlage nach zwischen dem einfachen Westturm und der breitentwickelten Schauseite in der Mitte stehen.

Straßburg, St. Thomas. *Tafel 25.*

Heute besitzt, vom Münster abgesehen, nur noch die Thomaskirche einen besonderen, freilich nur eintürmigen Westbau. Die Kirche, deren Gründung in sehr frühe Jahrhunderte zurückgeht, ist nach stürmischen Schicksalen im 12. Jahrhundert erneuert worden. Der für uns hier in Betracht kommende Teil, der Westbau, gehört erst dem Ausgang des 12. Jahrhunderts und dem Beginne des folgenden an; er ist erbaut worden, nachdem im Jahre 1196 ein Ablaßbrief neue Geldmittel beschafft hatte. Langhaus und Chor sind wesentlich jünger.

Der Fassadenbau, der sich dem Langhaus in seiner ganzen ursprünglichen Breite vorlegt, ist nach außen vollkommen geschlossen[29]); nach innen, wo mehrfache Umgestaltungen stattgefunden haben, hingegen ganz geöffnet. Eine Gliederung durch Lisenen verbindet sich hier mit der Anordnung von strebepfeilerartigen Verstärkungen an den Ecken und sonst an den Stellen, die durch den Bogenschub besonders in Anspruch genommen sind. Die Dreiteilung der Fassade ist sehr scharf durchgeführt. Hauptmotiv ist, wie an den auch sonst vielfach verwandten Querhausfassaden des Münsters, ein großes Rundfenster. Die Seitenteile sind nur bis zur Höhe des zweiten Geschosses durchgeführt und schließen hier mit Dreieckgiebeln nach Norden und Süden ab. Das dritte Turmgeschoß — das erste sich frei erhebende — gehört mit dem kräftig heraustretenden Kranzgesims ebenfalls noch dieser Bauperiode an; doch nähern sich die Fenster ihren Maßen wie ihren Formen nach bereits sehr der frühen Gotik. Das oberste Geschoß endlich wurde erst aufgesetzt, als die Erbauung des hochgotischen Langhauses im 14. Jahrhundert eine wesentliche Erhöhung des Fassadenturms notwendig erscheinen ließ.

Straßburg, St. Stephan. *Tafel 25.*

Auch St. Stephan, das zu den ältesten klösterlichen Gründungen auf elsässischem Boden gehört, besaß vor der beinahe einer gänzlichen Zerstörung gleichkommenden Umgestaltung, die es im Gefolge der großen Revolution erfuhr, einen Westbau, der dem von St. Thomas im Wesen glich und auch gleichzeitig mit ihm, zu Anfang des 13. Jahrhunderts, entstanden sein dürfte. Eine von Silbermann angefertigte Zeichnung gibt uns darüber Aufschluß[30]). Nach ihr war auch hier die Fassadenfläche durch kräftig vortretende Mauerstreifen, der inneren Raumteilung entsprechend, in drei Teile zerlegt. Über dem Hauptportal war ein großes Rundfenster angeordnet und über diesem allein das Mittelstück als Turm hochgeführt, während — ganz wie an der Thomaskirche — die Seitenteile bedeutend tiefer abschlossen. Erst in späterer Zeit wurde der Westbau in seiner ganzen Breite auf gleiche Höhe gebracht und endlich noch ein Stockwerk aufgesetzt, das auf alien Seiten große gekuppelte Spitzbogenfenster besaß. Das Langhaus — jetzt ein öder Saal — war ursprünglich basilikal mit überhöhtem Mittelschiff und sieben durchlaufenden überwölbten Jochen. Erhalten ist heute nur noch Querhaus und Chor. Wie im Münster, schließt sich auch hier die halbkreisförmige Hauptapsis, ebenso auch die Nebenapsiden, unmittelbar, ohne Vermittlung von Vorchören, an das Querhaus. Zu dieser sehr altertümlichen Grundrißform stehen die vorgeschrittenen Formen der Innenkonstruktion — die vielfache Verwendung des Spitzbogens in konstruktivem Sinne, wie die Anlage von Rippengewölben über quadratischem und über rechteckigem Grundriß, in scharfem Gegensatz.



Straßburg, Münster. Die Krypta. *Tafel 26.*

Überhaupt war die bauliche Tätigkeit Straßburgs durch das ganze 11. und 12. Jahrhundert sehr ausgedehnt. An fast all den heute noch bestehenden Kirchenbauten wurden in dieser Zeit, durch Brände und andersartige Zerstörung veranlaßt, Erneuerungen vorgenommen. Auch der karolingische Münsterbau (s. darüber oben S. 3) war zu Beginn des 11. Jahrhunderts (von 1015 an) unter Bischof Werinhar durch einen Neubau ersetzt worden. Von diesem sind in dem jetzt noch aufrechten Baue ideell zwar bedeutende, materiell aber nur sehr geringe Reste erhalten, außer den Fundamenten kaum etwas anderes als der östliche Teil der Krypta mit einer bescheidenen Nischenanordnung und einer ganz primitiven Dekoration, deren Mittel eine Musterung des Steinbeschlags und der Wechsel von dunkeln und hellen Steinen in den Bogenläufen sind. Gewölbe und Gewölbeträger dieses Kryptateils sind, wie es scheint, bereits im Gange des 11. Jahrhunderts erneuert worden. Im 12. Jahrhundert hat dann eine Erweiterung der Krypta gegen Westen und zwar im Ausmaße von vier Jochen stattgefunden, bei der die Ängstlichkeit der alten Anlage bereits überwunden, die Stützenhöhen, wie die Stützenabstände vergrößert wurden. Im Zusammenhang mit dieser Erweiterung der Krypta müssen aber auch wesentliche bauliche Veränderungen in der Oberkirche vorgenommen worden sein: Damals wird auch die Vergrößerung des Chores gegen Westen zu d. h. die Erhöhung des Vierungsbodens und damit die Einbeziehung des baulich nicht zum Chore gehörigen Vierungsraumes in den Chor stattgefunden haben Nicht weniger als fünf Brände werden von den Straßburger Annalen im Laufe des 12. Jahrhunderts verzeichnet; aber erst nach dem Brande des J. 1176 scheint ein gründlicher Erneuerungsbau in Angriff genommen worden zu sein. Man begann von Osten her. Aus Gründen der Pietät und der Sparsamkeit benützte man die alten Fundamente wieder. So ist es zu erklären, daß dieser spätromanische Bau — entgegen der sonstigen Übung — keinen kräftig aus der Flucht des Querschiffs heraustretenden Langchor, sondern bloß eine halbkreisförmige, außen rechtwinklig ummantelte Apsis besitzt. Der Bau wurde sehr langsam und, wie es scheint, ohne festen Plan weitergeführt. Man errichtete die Ostmauer des Querschiffs mit ihrer einfachen Blendengliederung und baute bald danach in den Winkel zwischen den Chor und den zierlichen Kreuzarm die Andreaskapelle ein. Im J. 1190 — dies gibt uns wieder einen festen Punkt für die Baugeschichte — ward hier bereits ein Bischof bestattet. In diesem Stadium der Bauführung war ein Beschluß über die Gestaltung der Querhausdecke noch nicht gefaßt. Vielleicht hatte man anfangs den fast gigantisch zu nennenden Plan, über jeden der jetzt von vier Gewölben überspannten Kreuzarme ein einziges riesiges Kreuzgewölbe zu schlagen. Vor der Ausführung erlahmte der Mut, ermattete das Vertrauen zu der eigenen Konstruktionsfähigkeit. Man beschloß, die zu überwölbenden Räume zu teilen, zunächst etwa jeden Kreuzarm in zwei rechteckige Felder zu zerlegen. Allerlei unvollendet oder nach der Vollendung unbenützt gebliebene Wanddienste und Kragsteine zeigen, wie man geschwankt und getastet hat, ehe man zu dem letzten resignierten Entschluß kam, eine mittlere Pfeilerreihe einzustellen und vier Gewölbe über jedem Kreuzarm zu spannen. So ist das Münsterquerhaus schließlich etwas ganz anderes geworden, als Querhäuser zu sein pflegen. Die Einheitlichkeit war ihm von vornherein durch die Erhöhung des Vierungsbodens genommen. Eben dadurch aber und durch die Teilung in zwei Schiffe ward ihm ein erhöhtes perspektivisches und malerisches Interesse verliehen. In einem Punkte freilich geht die schließliche Ausführung über die ursprüngliche, wie über die Zwischen-Absicht hinaus. Die Gewölbe setzen viel höher an, als im Anfange beabsichtigt gewesen war. Wieder ein Symptom der neuen Zeit und des neuen Stils. Auch die Verschiedenheit der

Straßburg, Münster. Die Ostteile. *Tafel 27 u. 28.*

Fensterformen und Fenstermaße zeigt, wie in diesen Jahren alles im Fluß war. Kleine und große, rundbogige und spitzbogige Fenster finden sich; an ihnen läßt sich ziemlich genau verfolgen, wie die Bauführung vorschritt, wie bald hier, bald dort eingesetzt wurde, bis man um die Mitte des 13. Jahrhunderts, also nach etwa fünfundsiebenzigjähriger Bauzeit endlich an den Abschluß gelangte. Im ganzen ist der Nordarm älter als der Südarm: In diesem zeigt beispielsweise die als Engelpfeiler bekannte Mittelstütze bereits eine ausgesprochen gotische Gliederung. Ähnlich ist das Verhältnis der beiden Querhausfassaden. Während die nachmals durch den spätgotischen Vorbau der Laurentiuskapelle verkleidete Nordseite ein einfaches Rundbogenportal hat, also unten wenigstens auf die Zweiteilung des Innern keine Rücksicht nimmt, sind an der Südseite bereits die Konsequenzen gezogen: ein Doppelportal gewährt hier Einlaß. An der Nordseite zeigt die Wandgliederung und Dekoration noch überwiegend die Formen des spätromanischen Stils, an der Südseite mischt sich darein schon vielfach rein Gotisches. Die Mauerdurchbrechungen sind zahlreicher, größer und bereits in ausgesprochenem Spitzbogen geschlossen. Und als sich nun als nächste Aufgabe die Fortführung des Baus nach Westen hin, die Erneuerung des Langhauses einstellte, konnte es nicht einen Augenblick mehr zweifelhaft sein, daß der alte Plan verlassen werden mußte. Es galt, ein anderes Raumideal zu gestalten.

* * *

Der Übergangsstil.

Von Süd und Nord, von Ost und West mögen in jenen Jahrzehnten die Steinmetze nach Straßburg gewandert sein, wo ihnen der Münsterbau für lange hinaus günstige Arbeitsgelegenheit zu schaffen schien. Betrachtet man das Kunterbunt der Zierformen, das über die weiten Mauerflächen verstreut ist, das mannigfache Hin- und Herschwanken, das kühne große Wagen in der Planung, das rasche Verzagen bei der Umsetzung in die Tat, das Suchen nach Auswegen und die endliche, von dem zuerst Gewollten so ferne und doch wieder in manchem Betracht darüber hinausgreifende Lösung, so wird klar, daß hier vielerlei Kräfte mit-, nach- und gegeneinander gewirkt haben. Insbesondere aus französischen Bauhütten ist dem deutschen Baubetrieb gerade in jenen Jahren mannigfache Förderung, vornehmlich auf dem Gebiete der Konstruktion erwachsen.[31]) Sehr natürlicher Weise hat sich gerade das Grenzland Elsaß besonders aufnahmsbereit erwiesen. Nicht, als ob es ein Mittler zwischen West und Ost gewesen und in seiner Baukunst eine Mischung von deutschem und französischem Geiste gezeigt hätte! Ganz im Gegenteil: Die elsässische Baukunst des 12. Jahrhunderts ist so deutsch, wie die der rechtsrheinischen Stammesverwandten, sie ist es trotz der frühzeitigen Aufnahme einzelner Elemente des neuen französischen Baustils, weil die Baugesinnung die gleiche deutsche bleibt. Die Zeiten der eifrigsten Bautätigkeit in Frankreich und Deutschland decken sich nicht; sie liegen hintereinander. Rund ein Jahrhundert länger als in Frankreich dauert in Deutschland die Periode des romanischen Stils, und eine wirklich scharfe zeitliche Abgrenzung gegen die Gotik ist kaum für einzelne Teile Deutschlands, geschweige denn für das ganze Gebiet möglich. Vor den einzelnen Fall gestellt, wird man sich wohl meist bald und sicher entscheiden können, ob ein Gebäude noch romanisch oder schon gotisch zu nennen sei. Zuweilen aber wird man zweifelhaft bleiben, und je nachdem, ob man die Entscheidung auf die angewandten Konstruktionsmittel und Dekorationsformen, oder auf das mit ihrer Hilfe in der Raumgestaltung erreichte Resultat gründet, ein Bauwerk diesem oder jenem Stil oder dem sogenannten Übergangsstil zurechnen. Diese Bezeichnung ist ein — freilich kaum zu entbehrender — Notbehelf; sie verliert ihr Mißliches nur, wenn man sich klar macht, daß es sich in Deutschland um keinen



Übergang im eigentlichen Sinne des Wortes handelt, nicht um ein allmähliches Herauswachsen des jungen Stils aus dem älteren, sondern um Entlehnungen aus dem Formenvorrat eines fertigen Stils, aus der in Frankreich ausgereiften Gotik, um Beimengungen einzelner importierter Neuerungen zu der großen Masse des einheimischen Alten. Die deutschen Steinmetzen, die im 12. und 13. Jahrhundert — in der Zeit der Hochblüte der französischen Gotik — in den vielen Bauhütten der französischen Bischofskirchen arbeiteten, haben in ihren Köpfen und in ihren Skizzenbüchern eine Menge konstruktiver Einzelheiten mit nach Deutschland gebracht, wohl ohne sich bewußt zu sein, daß es sich um etwas grundsätzlich anderes, um einen neuen Stil handle. Bald hier, bald dort, bald in getreuer Nachahmung und bald in selbständiger Umbildung tauchen, wie wir sahen, schon von 1150 an die einzelnen Elemente der französischen Bauweise in Deutschland, am allerfrühesten im Elsaß auf, ohne jedoch den Gesamtcharakter der überkommenen Bauweise zu verändern. Das Kreuzrippengewölbe begegnet gelegentlich schon 1150, und zwar alsbald über rechteckigem Grundriß; der Spitzbogen — im Grunde nur ein sekundäres Merkmal der Gotik — tritt ebenfalls schon seit dieser Zeit gelegentlich auf, von 1190 ab im Unterelsaß bereits mit ziemlicher Konsequenz, von 1220 an im ganzen Lande mit fast vollkommener Ausschließlichkeit. Das Strebewerk, wohl das wichtigste unter den konstitutiven Elementen der Gotik, erscheint am spätesten, es wird sogar zuweilen versteckt angewendet, sehr bezeichnend für die Abneigung, die man gegen die nachmals so beliebte demonstrative Zurschaustellung dieser Konstruktion hatte, die doch im Grunde nur eine Hilfskonstruktion ist. Selbst Bauten aber, in denen alle diese spezifisch gotischen Einzelheiten vereint vorkommen, bleiben trotzdem sehr oft von gotischer Raumgestaltung ganz weit entfernt. Es fehlt an der schlanken Proportion und am Licht.

In dem äußerlichen Nebeneinander romanischer und gotischer Formen also und nicht etwa in einem fließenden Übergang der romanischen Formen in gotische liegt das Wesen des Übergangsstils beschlossen. Die schwere gesättigte Pracht, die den Werken des romanischen Stils in seiner Reife eigen ist, zeichnet auch die Werke des Übergangsstils in seinen ersten Stadien aus. Der Grundcharakter der Bauweise des 12. Jahrhunderts erfährt durch die Aufnahme einiger gotischer Einzelheiten keine an seinen Kern rührende Änderung. Vollen, massigen, mit reichem Schmucke behängten Körpern gleichen die Bauten von der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert. Aber es gibt noch ein anderes, vorgeschritteneres Stadium des Übergangs. Da zeigt sich hier und da eine schlankere Form, ein Versuch, die Masse auf das Maß des konstruktiv Notwendigen zu reduzieren, dem Konstruktiven zu logisch klarem Ausdruck zu verhelfen. Da merkt man ein Mühen, den Geist des neuen Stils zu erfassen, ein Streben ins Schlanke, Hohe, Lichte. Daß das Ergebnis auch jetzt noch kein vollkommenes ist, daß auch jetzt noch kein rein gotisches Gebäude entsteht, liegt an der Gebundenheit, in der sich die Meister befinden. Da gilt es, den romanischen Anfang eines Baus zu berücksichtigen, dort zwingt eine Tradition, beim gebundenen System zu verharren. Der Querhausbau des Münsters, wo so viele alte und junge Kräfte zusammentrafen, hat anregend und beispielgebend ins Land hinausgewirkt. Einige dem vorgeschrittenen Stadium des Übergangsstils angehörige Kirchen im Norden des Landes sind zweifellos in künstlerischer Abhängigkeit von der Straßburger Bauhütte entstanden. Die Formensprache, wie sie dort um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert gebraucht worden ist, findet sich auch in den beiden Kirchen von Neuweiler wieder.

Neuweiler, St. Peter und Paul. *Tafel 29 bis 31.*

Dort war sehr früh — der Legende nach schon vom hl. Fridolin oder von Pirmin — eine Abtei gegründet worden. Seit der im 9. Jahrhundert erfolgten Trans-

lation der Leiche des hl. Adelphus blühte sie mächtig auf; doch lassen uns die Urkunden über die Baugeschichte leider im Dunkeln. Immerhin mag das kleine Gruftgewölbe an der Ostmauer des jetzigen Hauptchors, in dem vielleicht ehemals die Leiche des hl. Adelphus ruhte, noch einem ottonischen Baue angehören. Im 11. Jahrhundert wurde die Doppelkapelle, dieses Juwel der frühromanischen Baukunst, (von dem auf S. 7. die Rede war), erbaut. Um 1200 herum mag dann der Neubau der eigentlichen Abteikirche, bald nachher auch der Neubau der von ihr abhängigen Kollegiatkirche, die für die Gebeine des Lokalheiligen bestimmt war, bereits im Werke gewesen sein. Zum J. 1251 wird die Weihe der Abteikirche gemeldet; damals also — etwa zu gleicher Zeit, da in Straßburg das Münsterlanghaus begonnen wurde — dürfte die Bautätigkeit in Neuweiler abgeschlossen gewesen sein.[32]) An die alte Doppelkapelle sollte sich eine dreischiffige Basilika mit turmloser Fassade und drei plattgeschlossenen Chören anschließen. Der Bau begann in entwickelten romanischen Formen von Osten her. Die freiliegende Nordseite ward reicher ausgestaltet als die teilweise von den Stiftsgebäuden verdeckte Südfront. Den nördlichen Kreuzflügel schmückt ein spitzbogig geschlossenes, steilgiebliges Portal — in Anlage und Dekoration dem geheimnisvollen Innenportal im Nordkreuz des Straßburger Münsters vergleichbar — und ein großes Radfenster, ähnlich denen der Südfront des Münster-Querhauses. Ein Vierungsturm, dem Boeswillwald bei Gelegenheit einer umfassenden und im Allgemeinen sehr sorgfältigen Wiederherstellung leider nach dem Muster der Abteikirche Maria-Laach ein Rhombendach an Stelle einer einfachen Pyramide aufgesetzt hat, betont die Kreuzung von Lang- und Querhaus. Chor, Vierung und die kraftvoll heraustretenden Kreuzarme wurden mit großen Rippengewölben überspannt, das Langhaus in Angriff genommen, die äußeren Umfassungsmauern bis an den westlichsten Punkt aufgeführt und die ersten Pfeilerpaare mit ihrem Gewölbe erbaut. Dem gebundenen System gemäß sollte immer ein Joch im Hauptschiff zwei Jochen im Nebenschiff entsprechen. Nachdem aber das erste Joch vollendet war, trat eine Unterbrechung, vielleicht auch ein Wechsel in der Bauleitung ein, der in diesem Falle mit einem Stilwechsel identisch ist. Klar, wie in einem Schulbeispiel, stehen links und rechts vom ersten Schiffpfeiler das letzte Stadium des romanischen Stils und das erste der Gotik völlig unausgeglichen nebeneinander. Der neue Baumeister ist Gotiker. Er kennt, würdigt und benützt die Vorteile des neuen Stils, fühlt sich aber immerhin durch das ganz fertige Ostjoch zum Festhalten am gebundenen System verpflichtet. Im Ostjoch sind viereckige kantonnierte Pfeiler als Hauptträger, achteckige Pfeiler als Nebenträger verwendet; in den Westjochen wechseln stärkere und schwächere Rundpfeiler mit je vier Diensten ab, also Träger von der gleichen Grundform, wie der Engelspfeiler im Querhaus des Straßburger Münsters. In dieser Übersetzung einer Eigentümlichkeit des romanischen Stils ins Gotische liegt zweifellos ein Versuch, zwischen Altem und Neuem einen Ausgleich zu finden. Von diesem einen Punkte abgesehen, aber wird der Bruch mit dem vorgefundenen Alten in keiner Weise verheimlicht, nicht durch Kompromisse beschönigt, sondern ganz offen gezeigt. Die schwerfälligen, ungegliederten Würfelkapitäle des Ostjochs sind im Westen durch Laubkapitäle von tief in den Stein greifender Arbeit ersetzt; die Arkaden sind schlanker, ihr Scheitel liegt höher, das Profil der Laibung ist durch die von beiden Seiten einschneidenden Kehlen etwas zierlicher geworden. Die ganze Obermauer ist in den Westjochen schwächer, als im Osten; warum sie es sein darf, wird bei der Betrachtung des Außenbaus sogleich klar werden. Das Gesimsband, das über den Arkadenscheiteln entlang läuft, bricht jenseits des ersten Pfeilers ganz plötzlich und unvermittelt ab und wird von da an etwa um einen Meter höher weitergeführt. Während

der alte Hauptpfeiler noch vom Gesims überschnitten wird, überschneiden nunmehr die Pfeiler das Gesims, d. h. die Vertikalen dominieren über die wagerechten Teilungslinien. Die übliche Form des vierteiligen Kreuzgewölbes wird im Hauptschiff durch das in Frankreich häufige, in Deutschland selten (und stets unter französischem Einfluß) auftretende sechsteilige Gewölbe ersetzt, dem nicht nur die Hauptpfeiler, sondern auch die zur gleichen Höhe mit diesen emporgeführten Nebenpfeiler dienstbar gemacht sind. Die rundbogig geschlossenen Oberlichter des Ostjochs sind folgerichtig durch spitzbogige ersetzt.

In ähnlicher Weise macht sich am Außenbau das schroffe Nebeneinander zweier Stile bemerkbar. Während im Ostjoche, wo noch ein Rundbogenfries am Gesimse entlang läuft, die Obermauer in ihrem ganzen Verlaufe gleichmäßig stark ist, sind in den Westjochen die durch den Gewölbeschub in erhöhtem Maße in Anspruch genommenen Mauerteile durch ein vollkommen ausgebildetes Strebesystem — wohl das älteste im Elsaß — verstärkt. Die konstruktive Funktion der Widerlagerung wird von der Funktion der Raumabschließung getrennt und besonderen Organen übertragen. Diese Trennung ist eines der Hauptmerkmale der Gotik. Der Gewölbeschub wird so durch Strebebogen, die von den Jochteilungstellen, oder auch wenn es sich, wie hier, um sechsteilige Gewölbe handelt, von den Jochmitten ausgehen und über die Seitenschiffe hinwegsetzen, aufgenommen und durch die an die Außenmauern angelehnten Strebepfeiler in den Boden geleitet. Das einen Teil des Wesens der Gotik ausmachende Prinzip der Scheidung von aktiven und passiven, d. h. von stützenden und bloß raumschließenden Mauerteilen ist hier bereits folgerichtig zur Anwendung gebracht.

Neuweiler, Adelphi-Kirche. *Tafel 34.*

Noch heute läßt die Gesamtansicht des flach vor dem mählich ansteigenden Bergrücken hingestreckten stillen Dörfchens erkennen, daß die breit und wuchtig auf einer mäßigen Bodenerhöhung gelagerte Abteikirche für seine Geschichte von zentraler Bedeutung war. Um das Kloster herum ist ganz allmählich das Dorf emporgewachsen. Der jenseits der Hauptstraße liegenden, heute dem protestantischen Kultus gewidmeten Adelphi-Kirche ist im Gesamtbilde des Ortes eine weit weniger erhebliche Rolle zugeteilt. Kurz nach 1200 mag sie erbaut worden sein; man könnte wohl denken, von jenen Bauleuten, welche die Hauptkirche begonnen hatten, dann aber dort von dem Gotiker verdrängt worden waren. Nun aber machen sie sich ihrerseits dessen Neuerungen, wenn auch mit großer Zurückhaltung, zunutze. Die Adelphi-Kirche ist eine kreuzförmige Basilika mit sehr stark ausladendem Querhaus, aus dem ursprünglich — ähnlich altertümlich wie an St. Stephan und am Münster in Straßburg — drei Apsiden ohne Vermittlung von Langchören heraustraten. Die Hauptapsis wurde später — wohl im 14. oder 15. Jahrhundert — wie alte Abbildungen lehren, durch einen umfangreichen dreischiffigen gotischen Chor ersetzt, der erst im J. 1822 abgetragen worden ist. Gegenwärtig schließt der Bau mit der östlichen Querhausmauer ab.[33])

Äußeres und Inneres stehen in einem merkwürdigen Gegensatz. Wie auch sonst öfter in den elsässischen Denkmälern des Übergangsstils, ist jenes leicht, zierlich, elegant, dieses in einem selbst für das Elsaß ungewöhnlichen Maße schwerfällig. Der künstlerisch interessanteste Bauteil ist die Westfassade mit ihrer scharfen Dreiteilung, den beiden im Halbkreis heraustretenden Treppentürmchen und dem großen Radfenster, das hier in ausgebildeter Form zum erstenmal – die Anregung dazu mag von den Querschiff-Fenstern des Straßburger Münsters gekommen sein — als zentrales Motiv an einer Hauptfassade verwendet ist.[34]) Die ganze Komposition mit ihren angenehmen Verhältnissen, mit den leichten Abweichungen von der starren Symmetrie, mit der formalen Zierlichkeit der höchst sinngemäßen Dekoration erweist sich als das Werk eines sehr originellen Künstlers. Seltsam nur, wie er die neuen



NEUWEILER. KAPITELSAAL.

Konstruktionsmittel der Gotik zwar gekannt und gewürdigt hat, wie er jedoch vor ihrer offenkundigen Anwendung zurückgeschreckt ist. Auch hier sind Strebepfeiler und Strebebogen als Widerlager gegen den Gewölbeschub verwendet, die Bogen aber liegen unter den Nebenschiffdächern versteckt und nur die harmlosen Pfeiler sind sichtbar. Die Innenwirkung nun, die mit diesen modernen Konstruktionsmitteln erreicht ist, ist ganz unmodern. Der Meister dieses Baus besaß zwar die Fähigkeit, Räume beliebiger Grundform zu überwölben: Quadrate und Rechtecke von teilweise sehr gestreckter Form wechseln miteinander ab, und zwar so, daß man glauben muß, daß Teile eines älteren Baus, die wieder mit verwendet werden sollten, bestimmend gewirkt haben. Auch kennt und benützt der Meister für Quergurte und Arkaden den Spitzbogen in beinahe konsequenter Weise, aber Pfeiler und Mauern haben eine ungeheuere, sicher weit über das Maß statischer Notwendigkeit hinausgehende Dicke. Man empfindet den Raum als eng, schwer und drückend — trotz Spitzbogen und Strebesystem als durchaus romanisch.

Obersteigen.
Tafel 13.

Ebenfalls dem entwickelten Übergangsstil gehört das Kirchlein von Obersteigen an, der letzte Rest eines von der Äbtissin Hedwig von Andlau im J. 1221 gegründeten und mit Augustinerchorherren besetzten Klosters.

Es ist ein einschiffiger Bau, turmlos, nur mit einem Dachreiter am Ostende des Schiffs versehen, ohne Querhaus, mit polygonal geschlossenem Chor, mit großen, von Säulen umrahmten Rundbogenfenstern und mit abgestuften Strebepfeilern an den Jochteilungsstellen, wie an den Ecken des Chors. Das Innere zeigt zwar im allgemeinen, trotz vielfacher Anwendung des Spitzbogens, breite Verhältnisse, ist aber in allen Einzelheiten, in Wandvorlagen, Diensten, Basen und Kapitälen von sehr großer Zierlichkeit. Es ist dieselbe Formensprache, die sich im Straßburger Münster an den Oberteilen des südlichen Querhausarms und besonders häufig an den Portalen der beiden Kirchen von Neuweiler findet.

Straßburg, Kapitelsaal des Münsters.
Tafel 33.

Sehr aufschlußreich für die Beziehung der zuletzt besprochenen Bautengruppe zu der Straßburger Hütte ist eine Vergleichung zwischen der Johanneskapelle und dem darüber liegenden Kapitelsaal des Münsters einerseits, und dem Kapitelsaal von Neuweiler andererseits. Die Johanneskapelle, an der Nordseite des Chors, der südlichen Andreaskapelle entsprechend, etwa um das J. 1220 erbaut, ist ein ungefähr quadratischer, von 3×3 Kreuzrippengewölben überspannter hallenartiger Raum. Als Freistützen dienen teils Säulenbündel, teils einfache Säulen. Die Kapitäle haben elastisch abspringende Knospen, die Deckplatten sind an den Ecken abgeschrägt, die spitzbogig geführten Gurte und Kreuzrippen im Profil polygonal. Die Raumwirkung, verglichen mit der um 30 Jahre älteren Andreaskapelle, ist bereits ziemlich frei. Der Kapitelsaal darüber zeigt den gleichen Grundriß, die gleichen Elemente des Aufbaus, aber wesentlich andere Maße. Die Säulen sind schlanker, das Laubwerk der Kapitäle ist naturalistischer gebildet, die Bogen sind spitzer und elastischer, die Mauerdurchbrechungen zahlreicher und größer geworden. Die Gesamtwirkung ist freier und heiterer. Zeigt sich hier ein jugendfrischer Geist in seiner ganzen Spannkraft, so herrscht im Kapitelsaal von Neuweiler, der nur um ein Jahrzehnt etwa älter sein mag als die Johanneskapelle, nur ein gefälliges Spiel mit längst erprobten Formen. Der Grundriß ist der gleiche; gebündelte Säulen und einfache Konsolen tragen das Gewölbe. Die Deckplatten sind, wie die Sockelplatten noch viereckig, die Gurtbogen noch halbkreisförmig und von plumperem Profil. Hier ist noch unentwickelt, was in Straßburg sich wenig später im Stadium voller Entfaltung darbietet.

Neuweiler, Kapitelsaal.
Tafel B im Text.

Immer zahlreicher und immer konsequenter treten in diesen, sämtlich dem zweiten

und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts entstammenden Werken die Elemente der Gotik auf. Aber Wirkungen, wie sie mit ihrer himmelstrebenden Kühnheit die Gotik erreicht, gelingen diesen, unter dem immer mächtiger herandrängenden Einflusse des neuen Stils arbeitenden Meistern nie bei der Gestaltung des Außenbaus, und auch im Innenbau nur ganz selten. Im Süden des Landes gibt es eine Kirche, die Pfarrkirche von Rufach, in deren Meister wir einen Mann kennen und preisen lernen, der in der Freiheit und Schönheit der Raumbildung weit über alles hinauskam, was vor der Jahrhundertmitte sonst im Elsaß entstand, obwohl er nicht nur durch die Macht der heimischen Überlieferung, sondern durch bereits fertig vorgefundene Bauteile gebunden war. Die Aufgabe war, ein altes, in seinem Kerne frühromanisches Querhaus umzubauen und ein neues Langhaus anzufügen. Der Bau schritt, wie die in dieser Richtung wachsende Gotisierung aller Bauteile, besonders der ornamentalen, beweist, von Osten gegen Westen vor. Die Nebenchörchen sind sogar noch frühromanisch, und auch die großen gotischen Maßwerkfenster der Querhausfronten vermögen nicht darüber zu täuschen, daß gerade dieser Bauteil im Kerne seines Mauerwerks romanisch ist, sind doch auch die gegen die Ecken wirkenden Strebepfeiler offensichtlich eine jüngere Hinzufügung. Sehr belehrend ist jedoch die Betrachtung der Langseiten. Da sehen wir unterhalb des Hauptschiffdachs in den beiden ersten Jochen (vom Querhause an gerechnet) einen romanischen Bogenfries; er fehlt im dritten Joch. Wir sehen weiter in allen drei Jochen rundbogige Blenden, die je drei Fenster zu einer Gruppe zusammenschließen. Für die Fenster selbst ist bereits der Spitzbogen verwendet; die Schärfe der Zuspitzung nimmt von Osten nach Westen zu, und im westlichsten Joche ist das Mittelfenster sogar zweiteilig und mit gotischem Maßwerk ausgestattet. Das Strebewerk freilich ist zwar mit Folgerichtigkeit verwendet, jedoch ohne Freiheit und Kühnheit durchgebildet. Die Strebebogen setzen an einem sehr tiefen Punkte der oberen Widerlager an, kriechen in ängstlichem Anschluß über das Dach weg und treffen unten auf die abgestuften und von Spitzbogen durchbrochenen Strebemauern. Drei Doppeljoche des gebundenen Systems — und in der Wahl dieses Systems zeigt sich die Gebundenheit, wenn man will: das archaische Beharren des Meisters — sollten errichtet werden. Der Vergleich mit der ungefähr zur selben Zeit, jedenfalls nicht lange vorher erbauten Leodegarkirche im nahen Gebweiler ist höchst lehrreich (siehe oben S. 27). Kreuzförmige, mit vier alten und vier jungen Diensten besetzte Pfeiler sind als Hauptträger, Rundpfeiler als Nebenträger angeordnet. Man sehe, welche Fortschritte die „Zersetzung" des Pfeilerkörpers, jenes Baugliedes also, das ursprünglich nichts als ein stehengebliebener viereckiger Mauerteil gewesen war, gemacht hat. Pfeiler und Gewölbebogen sind in viel engere Beziehung zu einander gebracht, die unförmlichen Würfelkapitäle dort durch naturalistische Laubkapitäle ersetzt, die Detaillierung — man betrachte etwa die Arkaden — ist viel reicher und eleganter. Obwohl in Gebweiler die Höhenverhältnisse ziffernmäßig sogar günstiger sind als in Rufach, wirkt hier doch der Raum durch die Eleganz der Einzelformen, die zartere Plastik der Horizontalen, das stärkere Licht wesentlich freier. Schlank und leicht steigen die selbstverständlich spitzbogigen Quergurte und Diagonalrippen zu dem scharfgebrochenen Gewölbescheitel auf. Die Fenster, zu dritt gruppiert, sind spitzbogig; ja im westlichsten Joche, das wieder etwas jüngere Formen zeigt (man beachte die Abweichung der Bogenfortsetzung vom Bogenanfange), hat das Mittelfenster bereits Maßwerk. Ein Sieg der Kraft des Geistes über das Materielle, über die „Erdenschwere" des Steins ist hier errungen, wie nirgends sonst im Elsaß zu gleicher Zeit. Die besonderen Merkmale des elsässischen Provinzialismus, die Schwerfälligkeit und Gedrücktheit sind hier überwunden; mit den neuen Konstruktionsmitteln ist ein neuer

Rufach, Pfarrkirche.
Tafel 34 bis 36.

Raumeindruck erreicht. Eine neue von Westen her eingedrungene Baugesinnung hat sich hier zum erstenmal im Oberelsaß betätigt. Ihr Träger, der große Meister des Rufacher Langhauses, muß lange in französischen Kathedralen gearbeitet haben. Er hat sich nicht nur die technischen Mittel, sondern auch den Geist des neuen Stils zu eigen gemacht.[35])

* * *

Geistige Bewegung von 1150—1250.

Dem Historiker stellt sich in der baugeschichtlichen Entwicklung des Elsaß die Periode des spätromanischen und Übergangsstils, das Jahrhundert von 1150 bis 1250, als eine Zeit ganz besonders reicher Entfaltung von Baulust und baukünstlerischer Fähigkeit dar. Man könnte einwenden, daß wir im wesentlichen nach dem zufällig Erhaltenen urteilen. Aber dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Gewiß hat auch die frühromanische Baukunst auf elsässischem Boden manches nicht Bedeutungslose hervorgebracht, und der 1015 begonnene Münsterbau Werinhars und manches andere, was damals in Straßburg in Angriff genommen wurde, scheint sogar höchst ansehnlich gewesen zu sein. Der Beginn des 11. Jahrhunderts war für das Elsaß, wie für weite Teile Deutschlands überhaupt, eine Zeit gesteigerter Bautätigkeit. Von der Mitte des Jahrhunderts an ist jedoch eine starke Minderung der Baulust wahrzunehmen, die bis nahe an die Mitte des 12. Jahrhunderts reicht. Zu dieser Zeit setzt dann auf dem Hintergrunde eines gesteigerten wirtschaftlichen Lebens eine neue sehr intensive Bautätigkeit ein. Es ist die Zeit, da die Hohenstaufen, die Herzöge des Landes, auf dem deutschen Königsthron sitzen (1139—1268). Der Wohlstand hebt sich. Die Hauptträger der Bautätigkeit aber sind die Klöster. Während die erhaltenen Bauten des 11. Jahrhunderts fast durchweg Pfarrkirchen sind, nehmen unter denen der Folgezeit, nach Zahl wie nach Bedeutung, die Kirchen geistlicher Verbände die erste Stelle ein. Es ist bereits an anderer Stelle gesagt worden, daß im 12. Jahrhundert das Klosterwesen auch im Elsaß einen neuen großen Aufschwung nimmt. Die Gründung des Zisterzienser- und des Prämonstratenserordens in Frankreich und ihre Ausbreitung gegen Osten hin fällt in diese Zeit. Die alten Benediktiner-Niederlassungen suchen sich mit dem Glanze von Neubauten zu schmücken. In allen Erscheinungsformen des geistigen Lebens bekundet sich der Einfluß der überlegenen Kultur Frankreichs: im höfischen Leben, im Leben der Ritter, im Leben der Kirche; in der Dichtkunst sowohl wie in der Architektur und in der Bildnerei. Gottfried von Straßburg dichtet in deutlicher Abhängigkeit von französischen Vorbildern; die Bildhauer, die das Südportal und den Engelspfeiler im südlichen Querhaus des Straßburger Münsters mit Statuen schmücken, haben ihre Schulung in der Werkhütte der Kathedrale von Chartres empfangen,[36]) und auch die Baukunst entwickelt sich im Elsaß unter dem Einflusse der rascher vorschreitenden französischen Baukunst. Früher als im übrigen Deutschland — und hierin liegt zweifellos ein gar nicht mißzuverstehender Hinweis auf die Herkunft aus dem Westen, auf die Förderung durch französische Vorbilder — befestigt sich im Elsaß die Kunst des Wölbens. Kreuzgewölbe auf Rippen fanden sich bereits um 1150 in Murbach und St. Johann; ein bis zwei Jahrzehnte nachher waren sie im ganzen Lande verbreitet, wenn auch zuweilen noch wesentlich später ein Bau mit flacher Decke errichtet wird. Trotzdem kommt das Elsaß in der Kunst der Raumgestaltung über die im frühromanischen Stil gewonnene Stufe in der späteren Entwicklung des Stils nur Schritt um Schritt hinaus. So reizvoll viele der Kloster- und Stiftskirchen vom Ende des 12. und vom Beginne des 13. Jahrhunderts äußerlich durch den reichen Schmuck und durch die malerische Gruppierung der Baumassen auch sind, im Innern dieser Gewölbebauten herrschen dennoch schwere, derbe Verhältnisse; und wenn auch die Bemalung der architektonischen Glieder mit sinn-



gemäßem Ornament, die Schmückung der Wand- und Gewölbeflächen mit figürlichen Szenen den Raumeindruck belebt und bereichert haben mag, frei und leicht kann bei der Massigkeit des Mauerwerks und der Spärlichkeit des Lichtzugangs die Raumwirkung durch die Mittel der Malerei allein nicht geworden sein. Der neue Baugeist dringt erst spät, gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts etwa, in das Land, wohl sicher vermittelt durch Männer, die lange genug in französischen Bauhütten gearbeitet hatten, um sich innerlich mit ihm zu durchdringen. Rufach und Neuweiler sind die beiden Hauptzeugnisse für diesen Gang und dieses Stadium der Entwicklung. Es traf sich günstig, daß den neuen Stil eine große Baufreudigkeit erwartete.

II. Der gotische Stil.

Der neue Stil.

Im Jahre 1255 war — das wissen wir aus Ablaßbriefen — das Langhaus des Straßburger Münsters bereits im Bau. Es ist wahrscheinlich das erste, sicher das bedeutendste Werk des eben zur Reife gelangten gotischen Stils. Wohlverstanden: des eben zur Reife gelangten. Der mehr als hundertjährige Prozeß der Überwindung des romanischen Stils, den wir beinahe in seinem ganzen Verlauf in den Ostteilen des Münsters beobachten können, war um die Jahrhundertmitte vollendet. Der neue Stil, der damals an die Stelle jenes Mischstils trat, den wir als Übergangsstil bezeichnen, hat seine Entwicklung gar nicht im Elsaß durchgemacht; er stand auf seiner vollen Höhe, als er vom Westen her den Boden des Landes betrat. Warum gerade damals ein neuer Stil sich an die Stelle des alten setzte, und warum dieser neue Stil der in Nordfrankreich geborene gotische war und sein mußte, ist wiederholt erörtert worden. Der romanische Stil war — das beweisen die spätesten in seinen Formen geschaffenen Werke — noch lebenskräftig und entwicklungsfähig, als er verdrängt wurde. Aber der technischen konstruktiven Vorteile des neuen Stils waren so viele und so augenfällige, daß sein Sieg heute dem rückwärtsschauenden Betrachter ganz natürlich scheint. Der Übergangsstil mit seiner Launenhaftigkeit, mit seiner willkürlichen Aneignung bald dieser, bald jener gotischen Ausdrucksform hätte an sich nie zur Aufnahme des gotischen Stils führen müssen; es steckt zu viel Passives, Unbewußtes in dieser Phase der Entwicklung. Erst das bewußte Erkennen der Vorteile des neuen Stils war entscheidend; die systematische, konsequente und dabei mit völliger Freiheit durchgeführte Vereinigung aller dieser technischen Fortschritte macht die Gotik aus.

Gewölbesystem.

Schon im 12. Jahrhundert hatte sich in Deutschland, als einer der wichtigsten baugeschichtlichen Fortschritte des ganzen Mittelalters überhaupt, die Einführung des Gewölbebaus vollzogen; das Elsaß hat, wie wir sahen, einen erheblichen Anteil an dieser Tat. Am Ende des Jahrhunderts war die fast ausschließlich verwendete Gewölbeform das Kreuzrippengewölbe. Aber so groß der praktische, wie der künstlerische Vorteil dieser Deckenform auch war, sie brachte doch andererseits eine sehr starke Gebundenheit in bezug auf das Maßverhältnis zwischen Haupt- und Nebenschiffen und auf die Stützenabstände mit sich. Das gebundene romanische System erlaubte kein anderes Breitenverhältnis zwischen Mittel- und Seitenschiff, als das von 2:1; es verlangte, daß der Abstand der Hauptstützen von einander gleich der Mittelschiffbreite sei, kurz, daß alle Gewölbefelder quadratischen Grundriß haben. Die Freiheit des flachgedeckten Kirchenbaus war also verloren gegangen; sie wieder zu gewinnen, half der Spitz-

bogen, indem er es ermöglichte, auch über anders als quadratisch geformten Grundrissen, insbesondere über Rechtecken von beliebiger Streckung, statisch sichere Gewölbe zu schlagen. Denn während bei Anwendung des halbkreisförmigen Rundbogens die vier Randbogen des Gewölbes nur dann gleiche Scheitelhöhe haben konnten, wenn sie alle aus dem gleichen Halbmesser konstruiert waren, konnten nun auch bei ungleichen Basislängen gleiche Scheitelhöhen erzielt werden; der Spitzbogen konnte ja beliebig schlank konstruiert werden. Damit war die Möglichkeit gewonnen, allen Gewölbefeldern, denen im Hauptschiff, wie denen im Nebenschiff, rechteckige Form zu geben, die Hauptschiffjoche nicht mit gepaarten, sondern mit einzelnen Nebenschiffjochen zu gruppieren, d. h. durchgehende Joche anzulegen. Größere Freiheit, größere Variabilität in der Gestaltung des Verhältnisses der Schiffe zu einander war damit erreicht.

Das Logische der gotischen Konstruktion.

Diesem einen Siege des formenden, des vielerlei Gestalt verleihenden Geistes über die Masse, die tote lastende Materie, mußte noch ein anderer folgen. Es war wiederholt davon die Rede, daß die romanischen Werkleute die statische Sicherheit durch sehr große, im ganzen Verlauf sich gleichbleibende Mauerstärken bei möglichster Vermeidung von Durchbrechungen zu erreichen suchten und auch erreichten. Das war innerlich berechtigt im flachgedeckten Kirchenbau, in dem ja tatsächlich fast alle Teile der Obermauer in gleichem Maße belastet waren, nicht mehr aber im Gewölbebau, wo von den Schildbogen, Quergurten und Kreuzrippen, auf denen die Kappen ruhen, der Druck auf die vier Eckpunkte abgeleitet wird, während die dazwischen liegenden Mauerteile vom Drucke ganz oder teilweise frei bleiben. Die logische Folge war, daß man die also stark in Anspruch genommenen Mauerteile verstärkte und hingegen die zwischen ihnen liegenden Mauerteile, die keine andere Funktion als die des Raumabschlusses zu erfüllen hatten, schwächer gestaltete. Bereits der Übergangsstil hatte diese Folgerung gezogen und die flächengliedernden Lisenen in konstruktivem Sinn als Verstärkungen bedrohter Mauerteile benützt. In seiner späteren Entwicklung hatte er sie sogar zu strebepfeilerartig abgestuften Widerlagern ausgebildet, in seiner spätesten endlich — Neuweiler und Rufach sind Beispiele dafür — vollkommene, aus Pfeilern und Bogen gebildete Strebesysteme, wenn auch mit sichtlicher Zurückhaltung, verwendet. Erst die Gotik selbst macht mit dieser Scheidung von konstruktiv tätigen und von bloß raumschließenden Mauerteilen völligen Ernst, erst sie bringt auch die Erfüllung eines neuen Raumideals: Höhenräume auf schlanken Stützen mit reichlicher Zuführung eines wohltuend gedämpften und durch farbige Verglasung gebrochenen Lichts.

Es liegt ohne weiteres klar, daß diese technischen Neuerungen an sich zur Erreichung dieses Zieles nicht genügt hätten. Voraussetzung dafür war eine anders und höher gerichtete Baugesinnung: das Verlangen nach schlankeren, leichteren Verhältnissen, nach Verlebendigung, nach Vergeistigung der Masse. Den Pfeilern mußte ein Überschuß an Tragkraft, jedoch nicht durch Massigkeit, sondern durch Gliederung verliehen werden. Die steinerne Decke sollte nichts Schweres, Getragenes, Passives, sondern ein Schwebendes, Krönendes sein. Dem dient die tief einschneidende Profilierung der Pfeiler, der Kapitälkelch mit seinen elastisch emportreibenden Blatt- und Blütentrieben, der Spitzbogen der Arkaden in seiner nach aufwärts weisenden Tendenz, der Schwung der spannkräftig gestalteten Gewölbebogen. Das Mauerwerk, das schwere, das nur in weiten Abständen von kleinen Lichtlöchern durchbrochen war, es ist verschwunden, aufgelöst in ein System schlanker Pfosten und Rosetten, deren Zwischenräume mit buntfarbigem Glas gefüllt sind. Es gibt keine durchgehenden Horizontalen, die Vertikale dominiert, der Zug nach oben; die Bewegung siegt über das ruhige



Verharren. Die architektonischen Kräfte werden versinnlicht. Es gibt keine großen und keine ruhigen Flächen mehr. Alles Mauerwerk, das dem bloßen Raumabschluß dient, wird zerteilt. Der berechnende, der kombinierende Verstand organisiert das Bauwerk. Es ist jetzt ein von vornherein wohldurchdachter Organismus, nicht mehr in seiner Gestaltung durch Zufälligkeiten aller Art, durch gelegentliche Einfälle der Bauleute beeinflußt. In der Gliederung des Pfeilers ist bereits die Gliederung der Decke vorbereitet; jedem Bogen des Gewölbes — den Arkaden, wie den Quergurten und den Diagonalrippen — im Hauptschiff wie in den Abseiten entspricht ein Pfeilerglied, dem wichtigeren ein alter, dem unwichtigeren ein junger Dienst, und man wendet eine wahre Spitzfindigkeit daran, recht fein zu nuancieren. Die schärfste wechselseitige Bindung aller Bauteile, der nebeneinander liegenden, wie des Unten und Oben wird angestrebt und erreicht. Etwas vom klügelnden Geiste der Scholastik steckt in der Gotik. Und wie in der zeitgenössischen Philosophie, so lassen sich auch in der zeitgenössischen Politik, in der Teilung der Reichsmacht, in der Ausbildung zahlloser Sonderkräfte Analogien zu der baukünstlerischen Entwicklung in Fülle aufzeigen.

Die Veränderungen im Außenbau entsprechen den Wandlungen des Innenbaus. Der Zug nach oben, die stärkere Durchbrechung des Mauerwerks wird selbstredend auch nach außen sichtbar; die Konstruktion mit ihren vernunftgemäßen Notwendigkeiten tritt vor dem Spielerischen der Dekoration in die erste Linie. Die namhafteste Veränderung aber bringt die Ausbildung der Strebesysteme mit, die Verselbständigung und Bloßlegung jener Hilfskonstruktionen, die den Schub der Gewölbe aufnehmen und in die Erde ableiten.

Analogie zu anderen Kulturerscheinungen.

Von anderen ist gezeigt worden, in wie hohem Maße dieser neue Stil Ausdruck eines neuen Zeitgeistes ist.[87]) In gutem wie in üblem Sinne sind Rittertum und Scholastik als verwandte Erscheinungen bezeichnet worden. Hier soll nur das eine noch betont werden, daß von keinem anderen Punkte als von Nordfrankreich, von Paris aus, ein Baustil so rasche und allgemeine Verbreitung hätte finden, so zum Weltstil hätte werden können. Als ein Bestandteil der überlegenen französischen Kultur fand er mit Theologie, mit Ritterdichtung und Bildnerkunst im Elsaß die Aufnahme im Ganzen rasch, unter gewissen Vorbehalten freilich; die weitere Entwicklung vollzieht sich nur zögernd, vielfach gehemmt durch die Macht der einheimischen Überlieferung. So rein und vollkommen, wie es die einleitenden Sätze schildern, hat die Gotik in der Praxis sich nur selten auszudrücken vermocht. Im Elsaß fand man nur mühsam den Weg von der dem eigenen Volksgeiste so gemäßen Schwere und Derbheit, von der Phantastik und Irrationalität des romanischen Stils zur Leichtigkeit und Eleganz, aber auch zur logischen Nüchternheit der Gotik.

Allgemeine Veränderungen wichtigster Art haben sich hier vollzogen. Die in der voraufgegangenen Periode begonnene Stärkung der Einzelkräfte auf Kosten der Gesamtmacht, ihre Zersplitterung in hundert Teile von verschiedenstem Machtumfang und gegensätzlichster Interessenrichtung nimmt ihren Fortgang. Immer größer wird die Zahl der reichsunmittelbaren Territorien. Das Ober-Elsaß bildet eine selbständige Landgrafschaft unter den Habsburgern; aber die Herrschaft Rappoltstein, das herzoglich württembergische Reichenweier, das bischöflich straßburgische Rufach, die großen Abteien bleiben unabhängig. Im Unter-Elsaß tritt völlige Zerbröckelung ein: Außer dem Bistum, das über ansehnlichen weltlichen Besitz verfügt, außer der Stadt Straßburg selbst gelangten, besonders im 14. Jahrhundert, eine ganze Anzahl von Herrschaften zu verhältmäßig großer Selbständigkeit; das Ritterwesen entfaltet sich in die Breite, vor allem aber gelangen die Städte zur Macht. Die Vereinigung ihrer zehn zum Zehnstädtebund ist ein für die Entwicklungsgeschichte des Bürgertums bedeutungsvolles

Ereignis gewesen. Der Landfriede wird durch unaufhörliche Fehden gestört; er ist ein seinem Hauptinhalt nach politischer und sozialer Kampf aller gegen alle, in dem die Reichsgewalt untergeht.

Innerhalb dieses an Um- und Neubildungen jeder Art so ungemein reichen Zeitraums vollzieht sich nun kulturell ein Prozeß der nationalen Selbstbeschränkung. Die Einwirkung aus dem Westen, die im 13. Jahrhundert ihren Höhenpunkt erreicht, läßt allmählig nach. Das trifft auch für das der französischen Kultur nächstliegende Gebiet zu, für Westdeutschland, für das Elsaß. Es schließt sich, auch kunstgeschichtlich, mehr und mehr mit den östlichen Nachbargebieten, Schwaben und Franken zu einer Einheit zusammen.

Das gilt von etwa 1300 ab. Im 13. Jahrhundert selbst bleibt Frankreich das maßgebende Vorbild. Von einer direkten Nachahmung ist freilich auch in dieser Zeit keine Rede, niemals könnte man die Bauten dieser Periode für französisch halten, und das Langhaus des Straßburger Münsters zeigt beispielsweise, wie ein mit den technischen Errungenschaften der französischen Baukunst voll vertrauter Meister — es kann kein Zweifel sein, daß er seine Schulung in St. Denis bei Paris empfangen hat, wo der Bau des 12. Jahrhunderts seit 1231 einer sehr weitgehenden Erneuerung unterzogen wurde — sich im endlichen Ergebnis seiner Arbeit durchaus als Deutscher, als Alamanne erweist.

Am Baue der Ostteile, die noch heute das vielfältige Schwanken nicht nur in Einzelheiten, sondern in der Haupt- und Grundfrage der Deckengestaltung erkennen lassen, haben drei Vierteljahrhunderte gearbeitet; alle Stadien der Entwicklung, vom reifen Romanismus bis in die frühe, aber doch sehr klar ausgesprochene Gotik lassen sich verfolgen, nicht nur von unten nach oben, wie natürlich, sondern auch von Norden nach Süden. Am Ende der Reihe steht der — nach dem notgedrungenen Verzicht auf den ersten grandiosen Plan eingeschobene — Engelspfeiler, ein Rundpfeiler mit vier Diensten und die Oberteile des südlichen Querhausarmes mit ihren Gewölben, sehr wahrscheinlich das Werk eines Meisters, der eben vorher in der Bauhütte der Kathedrale von Chartres gearbeitet hatte (Vgl. Dehio und Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes II, 272). Hier nun setzt die Tätigkeit des Langhausmeisters Rudolfus ein.[88]) Als entschlossener „Moderner" kümmert er sich nicht um das, was seine Vorgänger geschaffen und für das Langhaus geplant hatten, und schafft etwas völlig Neues, einen durchaus gotischen Innenraum.

Straßburger Bauten des 13. Jahrh.
Langhaus des Münsters.
Tafel 37 u. 38.

Wie das Langhaus ausgesehen hätte, das von den Meistern des Querhauses um 1220 bis 1230 geplant wurde, lassen uns die Öffnungen gegen die Seitenschiffe ahnen: Breit und schwerfällig. Der Bau aber, der dann wirklich von der Jahrhundertmitte an aufgeführt wurde, steht mitten zwischen der alten Schwerfälligkeit und dem radikalen Vertikalismus des neuen Stils. Horizontale und vertikale Tendenzen scheinen versöhnt, eine angenehme Weiträumigkeit in allen Richtungen ist das besondere Merkmal dieses Baus. Die Konstruktionsmittel sind durchaus modern: Durchgehende Joche von gestreckt rechteckiger Form im Hauptschiff, von annähernd quadratischer in den Nebenschiffen; schlanke, sehr reich gegliederte Pfeiler, jeder mit 16 Diensten besetzt, von denen fünf — je zwei für Quergurte und Diagonalbogen und einer für den Schildbogen — bis zum Hauptschiffgewölbe emporführen, während die andern mit den Arkaden und den Nebengewölben korrespondieren. In dieser genauen Entsprechung von Tragendem und Getragenem spricht sich das Verstandeselement der Gotik aus: Sie macht sichtbar und greifbar, wie das Unten Voraussetzung des Oben, und wie es seinerseits wieder bedingt durch das Oben ist. Das Gewölbe mit seinen verschiedenen Bogen-



gattungen, die Arkade in ihrem Profil ist durch die Gliederung aufs Genaueste vorbereitet. In der, wie wir sahen, der Gotik besonders eigentümlichen Scheidung der konstruktiv tätigen von den bloß als Raumabschluß wirksamen Mauerteilen geht der Straßburger Meister bis ans Ende des Möglichen. Nur das Tragegerüst ist stehen geblieben, die schlank, aber trotzdem kräftig gehaltenen Pfeiler. Das Mauerwerk zwischen ihnen ist ganz in Maßwerk aufgelöst, ist ganz durch die oben bis unmittelbar an den Schildbogen heranreichenden Fenster ersetzt; ja selbst den Raum zwischen den Arkadenscheiteln und Fensterbänken nimmt eine Zwerggallerie mit völlig durchbrochener Vorder- und Rückwand ein, so daß von der Obermauer als einzige ganze Flächen die Dreieckszwickel zwischen Pfeiler und Arkadenbogen stehen bleiben. An den Seitenschiffwänden entspricht der Zwerggallerie des Hauptschiffs — auch hierin bekundet sich wieder der logische Geist der Gotik — eine Blendbogenstellung; die Fenster darüber nehmen auch hier wieder wie im Hauptschiff den ganzen Raum zwischen den Pfeilern ein. Für viele wesentliche Einzelheiten der Gestaltung des Innenraums, für den Pfeilergrundriß, die Blendarkatur in den Seitenschiffen, das lichte Triforium, das Fenstermaßwerk und anderes mehr bietet (worauf Dehio in Straßburg und seine Bauten S. 179 hingewiesen hat) die Abteikirche von St. Denis, die seit 1231 im Umbau begriffen war, ganz nahe Analogien, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der oder die Meister — vom vierten Joch an zeigt sich eine etwas elegantere vorgeschrittenere Formgebung — dort ihre künstlerische Lehre empfangen haben. Der Gesamteindruck des Innenraums aber, dessen Querschnittgrenzpunkte zu einander stehen wie die Ecken eines gleichseitigen Dreiecks, ist, wie übrigens auch zahlenmäßig durch Vergleichung der Verhältnisse von Kämpfer- und Gewölbescheitelhöhen mit denen französischer Bauwerke bewiesen werden kann, durchaus unfranzösisch; nicht steil und engbrüstig (wie bspw. der Dom von Köln), sondern breit, behaglich gelagert. Mit französischen Konstruktionsmitteln ist hier ein elsässischer, ein deutscher Baugedanke verwirklicht, — hierin ruht die Originalität der Straßburger Leistung. Das Wohltuende, ja das Poetische dieses Raumeindrucks ist jedoch nicht nur auf den Verhältnissen der Teile zu einander begründet, sondern — in starkem Unterschiede von der durch den hellen, kalten Stein hervorgerufenen Nüchternheit der meisten französischen Kathedralen — auf der warmen Färbung des roten Sandsteins, die das Fehlen einer polychromen Dekoration, wenn eine solche überhaupt jemals in größerem Maßstabe vorhanden war, völlig vergessen läßt, und auf der Wirkung des im ganzen wohlerhaltenen, zum geringeren Teil erneuerten oder aus den Beständen anderer Kirchen ergänzten farbigen Fensterschmucks. Stein und Glas schließen, jener als undurchdringliche Masse in stärkerem, dieses als durchscheinende Fläche in mäßigerem Grade den Raum. Auch die Fenster wirken nicht als Löcher, als Mauerdurchbrechungen; auch sie erfüllen die Aufgabe des Raumabschlusses. Und dazu tritt endlich der poetische Zauber des Lichtes, wie es tausendfach gebrochen durch die Scheiben tritt, ohne dem Blick den Weg nach auswärts zu gestatten. Die feste struktive Form wird vom Schimmer des Geheimnisvollen umkleidet.

Unmittelbar nach Vollendung des Langhauses wurde der Westbau begonnen; wie es scheint, unter einer andern Leitung. Jedenfalls ist in diesem Abschnitt — um 1275 — eine sehr bedeutende Erweiterung der ursprünglichen Bauabsicht eingetreten. Die nach Westen glatten Abschlüsse der letzten Schiffpfeiler lassen kaum eine andere Annahme zu, als die, daß während des Langhausbaus der alte romanische Westbau noch aufrecht stand. Die später wieder geschlossenen Durchbrechungen dieser Pfeiler in der Höhe des Triforiums deuten darauf hin, dass dieses sich auch an der Westseite entlang ziehen sollte, d. h. daß ein gegen das Schiff geschlossener Westbau geplant war.

Diese Absicht wurde, wie wir sehen werden, bald darauf zugunsten der sehr viel großartigeren, das Schiff nach Westen bis zur äußeren Stirnwand zu erweitern, aufgegeben.

In der äußeren Gestaltung des Baus sind alle Konsequenzen des inneren Aufbaus gezogen, ohne daß darum den tektonischen Bestandteilen, wie es die spätere Gotik liebt, irgendwie ein Hervortreten um ihrer selbst willen gestattet wäre. Dies ist ja das Eigentümliche der reifen und überreifen Gotik, daß sie, was an raumschließenden Mauerteilen erspart wird, nun aus Gründen struktiven Bedürfnisses am Äußeren aufwenden muß, daß sie dann weiter über das Bedürfnis hinausgeht und sich schließlich darin gefällt, die Strebesysteme, die ihrem Wesen nach Hilfskonstruktionen sind, zur Hauptsache zu machen und ihre Virtuosität daran zu erproben. Nichts von alledem ist hier der Fall. Die Strebesysteme haben die einfachste Form; spannkräftig übersetzen die Bogen die Seitenschiffe und münden jenseits in die kräftig aus der Mauerflucht tretenden, nach mehrfacher Abtreppung sich in Fialen verlierenden Strebepfeiler. Immerhin, welcher Unterschied zwischen diesen Strebesystemen in ihrer kraftvollen Plastik und den schüchtern sich an Mauer und Dach schmiegenden der Kirche von Rufach! Dort behält das Auge die Freiheit, das Langhaus in seinem ganzen Verlaufe zu überblicken, hier wird es aufs stärkste durch die Einzelheiten, durch Gegensätze von Schatten und Licht, durch die Verbindung gerader und gekrümmter, sich schneidender und kreuzender Linien, durch die Bewegtheit des ganzen Aufbaus gefesselt. Trotz diesem Reichtum aber tritt am Straßburger Münsterlanghaus der struktive Sinn völlig klar zutage. Die ungeheuren Fensteröffnungen bezeugen den auf Verneinung der Masse gerichteten Geist dieser Kunst. Die Seitenschiffdächer haben, abweichend vom Üblichen, nicht die Form des Pultes, sondern Sattelform, d. h. also außer der Neigung nach außen auch einen gleich starken Abfall gegen die Hauptschiffmauer zu. Bedingt ist diese Abweichung durch das ganz durchbrochene Triforium, das, wenn es in den Dachraum der Seitenschiffe mündete, für die Lichtzuführung wertlos gewesen wäre. So blieb kaum eine andere Möglichkeit, als den Nebendächern Sattelform zu geben, was zwar rein künstlerisch nicht eben von großem Belang ist, aber für die Wasserableitung ungünstige Bedingungen geschaffen hat. Die Maßwerkbrüstungen am Hauptdach wie an den Nebendächern sind spätgotische Zusätze des 15. Jahrhunderts; der äußere, ebenfalls von einer Maßwerkbrüstung abgeschlossene Umgang endlich ist das Zeugnis eines sehr merkwürdigen archaistischen Rückfalls in die Gotik mitten im Zeitalter Ludwigs XV.

Straßburg, Westbau des Münsters. *Tafel 39.*

Es war, wie gesagt, die Absicht gewesen, dem Langhause im Westen einen doppeltürmigen, in sich geschlossenen Fassadenbau vorzusetzen. Aber dieser Gedanke wurde fallen gelassen, eine neue gesteigerte Bauabsicht trat an die Stelle der alten. Es galt, drei Ziele gleichzeitig zu erreichen: dem Langhause durch eine gegen das Innere geöffnete Vorhalle größere Ausdehnung zu geben, dem Lichte von Westen her Zugang zu schaffen und dem Fassadenbau für die gesamte Außenerscheinung ausschlaggebendes Gewicht zu verleihen. Das Mittel dazu war, innen wie außen, eine Steigerung der Höhenmaße und der Verzicht auf eine das Langhaus abschließende Westmauer. Die Kämpfergesimse und dementsprechend auch die Scheitel der Bogen, durch welche der in seiner ganzen Breite geöffnete Westbau mit dem eigentlichen Langhaus kommuniziert, liegen sehr wesentlich höher, als im Langhaus, und auch sonst spricht sich der in der Richtung auf einen etwas doktrinären Vertikalismus veränderte Baugeist in der Höhenlage der Gewölbe, in der Streckung und Abmagerung aller struktiven und besonders der dekorativen Glieder aus, mit denen die Wandflächen des Westbaus bedeckt sind. Einen ganz großen künstlerischen Gewinn aber brachte,



abgesehen von der Raumerweiterung, die Öffnung der Vorhalle gegen das Innere: Die Möglichkeit, die Westmauer zu durchbrechen und diese Durchbrechung der Beleuchtung nutzbar zu machen. Die berühmte Rose, eine Weiterbildung des zentralen Fassadenmotivs, das wir in seinen Anfängen in Rosheim, in einem späteren Entwicklungsstadium an den Querhausfassaden des Münsters beobachtet haben, ist nicht allein für die Fassade, sondern in vielleicht noch höherem Grade für den Innenraum von Bedeutung.

Mit dem Baue der Fassade wird seit langem der berühmte Name Erwins verbunden, der zum ersten Male in nicht völlig unanfechtbarer Weise in einer Urkunde vom Jahre 1284 erscheint.[39]) Die moderne Forschung hat jedoch den Anteil Erwins immer mehr herabgedrückt, man spricht von einer Erwins-Legende und, mit guten Gründen belegt, ist sogar der Ausspruch gewagt worden, von den Meistern der Fassade sei Erwin der schlechteste gewesen, derjenige, der das groß begonnene klein fortgesetzt, ja ruiniert habe. Diese Frage mit Heranziehung der wichtigsten Beweismittel, der im Frauenhaus und anderwärts bewahrten alten Fassadenrisse zu erörtern, ist an dieser Stelle untunlich.[40]) Einige Andeutungen müssen genügen. Bereits der älteste Entwurf, dem sehr große konstruktive Kühnheit, sehr ansehnliche Weite der Öffnungen bei einer im allgemeinen breiter Lagerung eigen ist, zeigt, den Schiffen entsprechend, vertikale Dreiteilung der Fassadenfläche und als zentrales Motiv die große Rose. Diese Dreiteilung kommt bereits im Übergangsstil auch im Elsass (Beispiele: Schlettstadt, St. Fides; Gebweiler, St. Leodegar) vor, wurde aber von der französischen Gotik aufgenommen und weitergebildet, und erscheint hier, in Verbindung mit der Rose, in voller Ausbildung. Dieser Entwurf hat jedoch der Ausführung nicht zugrunde gelegen. Der zweite Entwurf übernahm die Grundzüge der Komposition vom ersten und gestaltete sie in vertikalisierendem Sinne um. In Einzelheiten berührt er sich mit dem Aufriß der nördlichen Querhausfassade von Notre Dame in Paris. Er ist für die Anfänge der Ausführung maßgebend gewesen, er enthält — wovon der erste Entwurf noch nichts weiß — auch bereits jene originelle und in so hohem Grade künstlerisch wirksame Überkleidung des Fassadenkerns mit einem System von vorgesetzten Stab-, Bogen- und Wimpergreihen, die nachher die ganz besondere Eigentümlichkeit der Straßburger Fassade geworden ist. Es ist — fast im Gegensatze zu der ersten Periode der Gotik, die sich an Aufrichtigkeit in der Enthüllung aller ihrer Konstruktionsmittel nicht genug tun kann — nun wieder eine Neigung, zu verhüllen, eine Vorliebe für das Weiche, Zarte, Flüssige. Mit dem Bau wurde 1277 begonen, 1280 war man noch an den Grundmauern tätig, 1284 wird „meister erwin wercmeister" zum erstenmale — leider nicht in ganz einwandfreier Weise — in einer Urkunde genannt, 1291 sollen nach einer etwas verdächtigen Quelle die Reiterbilder bereits aufgestellt worden sein, was so viel heißen würde, als daß in 14 Jahren der Riesenbau von Grund auf trotz der ganz ungeheuren Menge von Steinmetzenarbeit (die drei Portale!) 19 m über den Boden gediehen und das erste Stockwerkgesims erreicht gewesen sei. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme liegt selbst wenn man an höchste Leidenschaft des Baueifers glaubt, sehr nahe. Hier nun beginnt bereits die immer verhängnisvoller sich gestaltende Abweichung vom Entwurf. Man begnügt sich nicht mit der ursprünglich in Aussicht genommenen Höhenentwicklung, man schiebt, als die zuerst fertig gewordenen Strebepfeiler bereits ihr Stockwerkgesims erhalten hatten, dennoch das Stockwerkgesims zwischen ihnen um 3 m hinauf und zerstückelt so den ganzen Fassadenkörper in der verletzendsten Weise. Wie anders hatte sich der Zeichner des Entwurfs — habe er nun Erwin geheißen oder nicht — die Lösung dieser Frage gedacht! Nicht als harten Schnitt, sondern als allmähliche, durch wiederholte Bogenreihen bewirkte Verbindung; jede durchgehende Horizontale von Vertikalen überschnitten und also unwirksam gemacht; die Rose ist

im Entwurf höher gerückt, von den unteren Bogenstellungen entfernt und so trotz ihrem kleineren Maßstab zu entschiedenem Dominieren über die tiefer ansetzenden seitlichen Spitzbogenfenster gebracht. Eine Reihe schlanker, fialengekrönter Bogen schließt den Mittelteil ab, während seitwärts in wachsender Auflockerung sich die freien Turmgeschosse — vom Zeichner nur eben angedeutet — erheben. Wäre dieser Entwurf in ganzem Umfange verwirklicht worden, so wäre die Straßburger Fassade vermöge ihrer Proportionen eine der schönsten der Welt. Aber schon unmittelbar über dem Hauptportal begannen die Abweichungen — Verschiebungen in der Breitenausmessung und Höhenlage der einzelnen Fassadenteile, mechanische Anwendung der Stabwerkverkleidung, Vergröberung aller Einzelheiten. Der Schritt verlangsamte sich; als 1318 Erwin starb, war das Feuer der künstlerischen Begeisterung erloschen; stille handwerkliche Bedächtigkeit nahm ihren Platz ein. Wir werden von ihrer Leistung an späterer Stelle zu reden haben.

Straßburg, Sonstige Bautätigkeit des 13. Jahrh.

So bedeutend nach Inhalt und Umfang auch die Tätigkeit war, die der in unerhörter Pracht erstehende Münsterbau in Anspruch nahm, so war doch Kraft genug vorhanden, um noch nebenher, in Straßburg wie draußen im Lande, eine Reihe anderer stattlicher Aufgaben zu lösen. Das Wichtigste sei kurz verzeichnet: Von den unserer Periode angehörenden Neubauten der Kirchen St. Andreas in der Regenbogengasse (spätere Rekollektenkirche), St. Katharina in der Waisengasse, St. Magdalena ist nichts oder so gut wie nichts erhalten geblieben. Der einzige Rest von St. Katharina ist ein kleines Portal vom Jahre 1242, spitzbogig, mit einer Laubwerkfüllung im Tympanon. Es ist ein sprechender Beweis, wie klar sich damals, also noch vor der Jahrhundertmitte, die Gotik bereits ausdrückte, wo ihr Wollen nicht durch spätromanische Reste oder Anfänge getrübt wurde. Man betrachte die dünnen Säulchen mit den Laubwerkkapitälen, man betrachte auch die Bogenfüllung, dieses naturalistische und doch in seiner Struktur wie in seiner Raumeinordnung so ungemein stilvolle Laubwerk und vergleiche beides etwa mit dem Portal des südlichen Münsterquerhauses. Wie leicht und elegant nimmt sich das Katharinenpförtchen aus, wenn man es an dem gleichzeitig oder doch nur ganz kurz vorher entstandenen Münsterportal mißt, und wie vollendet harmonisch, wie in sich ruhend, erscheint es neben den gedrängt aufstrebenden, nur wenig jüngeren Werken der Münstergotik! Es steht glücklich in der Mitte zwischen beiden und macht den Wunsch wach, daß uns mehr aus jener köstlichen Jugendzeit des neuen Stils erhalten geblieben wäre.

Straßburg, St. Thomas. *Tafel 54.*

Von St. Thomas, dessen Langhaus im 14. Jahrhundert abermals gründlich erneuert wurde, meldet eine Indulgenz aus dem Jahre 1264 einen Neubau, dem von dem jetzt noch aufrechten Bau jedoch im wesentlichen nur das Querhaus angehört. Im Jahre 1260 empfing die nachmals erweiterte, im Jahre 1870 gänzlich niedergebrannte Dominikanerkirche die Weihe, im Jahre 1290 soll der Neubau des Chors der Jung-St. Peterkirche in Angriff genommen worden sein (siehe hierüber unten).

Tätigkeit außerhalb Straßburgs von 1250 an. Hagenau, St. Georg. *Tafel 42.*

Von gotischen Bauunternehmungen außerhalb Straßburgs war eine der frühesten die Erneuerung der Georgskirche von Hagenau in ihren Ostteilen. Bereits ein Indulgenzbrief des Straßburger Bischofs vom Jahre 1255 fordert die Gläubigen zur Beisteuer auf; ein Indulgenzbrief des Papstes Alexanders IV. vom Jahre 1260 macht gewiß, daß damals der Erweiterungsbau der allzu engen Kirche „opere sumptuoso" bereits begonnen war und die Inschriften der beiden Glocken mit der Jahreszahl 1268 beweisen, daß um diese Zeit der Bau des Vierungsturmes abgeschlossen gewesen sein muß. Die Vierung der romanischen Säulenbasilika blieb erhalten, das Achteck über ihr aber ward um ein von großen Spitzbogenfenstern durchbrochenes Geschoß er-



höht, und ein neuer gotischer Chor, mit drei Achteckseiten abschließend und mit hochgeführten Strebepfeilern besetzt, angebaut. Im Jahre 1283, also nach ungefähr dreißigjähriger Bauzeit, wurde dieser eingeweiht. Die Veränderungen jedoch, die später, im 14. und abermals im 15. Jahrhundert mit den Ostteilen des Baus, besonders mit den Querhausarmen vorgenommen wurden, erlauben kein die Leistung des 13. Jahrhunderts absolut wertendes Urteil. Die Chorfenster, die, wie in Straßburg am Münsterlanghaus, die ganze Fläche der Polygonseiten einnehmen, zeigen sich auch im Maßwerke, wie im Profil denen des Münsters ganz nahe verwandt; es sind kräftige, etwas flache Formen. Der Vergleich mit den gestreckteren, in allen Einzelheiten schärferen Fenstern des südlichen Querhausarmes und seines östlichen Anbaus, die der Spätgotik — wahrscheinlich einem um das Jahr 1413 eingeleiteten Umbau — angehören, ist immerhin lehrreich.[41])

Weißenburg, St. Peter u. Paul. *Tafel 45 bis 48.*

Eine breitere und weit besser gesicherte Grundlage für die kritische Beurteilung bietet die Weißenburger Stiftskirche St. Peter und Paul, deren erste Gründung noch in das 7. Jahrhundert fällt (siehe S. 8). Der Westturm und eine der Kreuzgangskapellen gehören einem umfänglichen Neubau des 11. Jahrhunderts an, alles andere ist hochgotisch. An der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert ist der jetzt noch aufrechte Kirchenbau entstanden. Zum Jahre 1284 bereits wird die Weihe mehrerer Altäre, darunter des Erlöseraltars im nördlichen Nebenchörchen, berichtet. Um diese Zeit scheinen also die Ostteile vollendet oder wenigstens nahezu vollendet gewesen zu sein, während der Langhausbau erst im Anfange des 14. Jahrhunderts zu Ende geführt worden ist. Mancherlei Zutaten späterer Zeit sind dann erst seit 1862 wieder beseitigt worden.

Die ihren Maßen nach sehr ansehnliche Anlage weicht in mehreren Punkten vom Normalen ab. Der Grundriß ist kreuzförmig; dem polygonal abschließenden Hauptchor sind zwei Nebenchöre beigeordnet. Der nördliche — die Salvatorkapelle, deren Weihe zum Jahre 1284 gemeldet wird — liegt im Winkel von Querhaus und Hauptchor; der südliche ist größer angelegt und tritt aus dem frei herausstehenden Teile des Querschiffs vor. Ebenso ist das südliche Seitenschiff wesentlich breiter als das nördliche; in seinen östlichen Jochen ist ihm ein zweites äußeres Seitenschiff vorgelegt, während in den drei westlichen der entsprechende Raum durch eine nach außen geöffnete dreijochige Vorhalle eingenommen wird. Man hätte Unrecht, für diese Abweichungen vom Üblichen einen häufigen Wechsel in der Bauleitung anzunehmen; denn der ganze Bau ist in raschem Zuge ohne sehr erhebliche Schwankungen entstanden. Eher mag die Rücksicht auf bestehende ältere Baulichkeiten im Norden zur Beschränkung, der freie Raum im Süden zur bequemeren Ausbreitung der Grund gewesen sein. Die Lage des Westturms, nicht in der Mittelachse, sondern in der Seitenschiffachse, nötigt geradezu, anzunehmen, daß der Vorgänger des jetzt noch aufrechten Baus seine Längsachse in der Mittellinie des jetzigen Südschiffes hatte. Und wäre etwa die jetzige Südmauer, die Innenmauer der Vorhalle, ursprünglich die südliche Begrenzung des frühromanischen Baus gewesen? Dann müßte man sich diese als einschiffig und in sehr kleinen Maßen gehalten denken.

In der Längsansicht des restaurierten Baus stehen einander die beiden Türme mit annähernd gleichem Gewicht gegenüber: der Westturm in fester, nach oben sich nur wenig lockernder Strenge, der achteckige Vierungsturm breiter gelagert und nur unter deutlichem Widerstreben dem zeitgemäßen Zuge nach oben folgend. In seinem Untergeschoß ist er spätromanisch, in seinem Fenstergeschoß gotisch. Ein geschieferter Helm hat in neuester Zeit die barocke Haube ersetzt, die ihm im 17. Jahrhundert aufgesetzt worden war. Dem von Osten Kommenden schließt sich der Vierungsturm

mit dem Querhaus, dem Haupt- und Nebenchor und dem zwischen ihnen liegenden Verbindungsbau zu einem in malerischem Sinne recht wirksamen Bilde zusammen. Aber auch darüber hinaus bietet eine Betrachtung der Einzelheiten noch Lohnendes genug. Man merkt auch hier den Willen, die Öffnungen möglichst groß zu machen und das Mauerwerk nach Möglichkeit zu reduzieren. Das vortrefflich ausgearbeitete Maßwerk der Hauptchorfenster ist einem kölnischen Muster nachgebildet. Das Äußere des Langhauses hingegen entbehrt, von Norden wie von Süden gesehen, aller malerischen Reize. Das breite, mit starker Neigung über beide Seitenschiffe hinweg geführte Süddach entzieht dem Auge nicht nur die Unterteile der Fenster, sondern es birgt und verbirgt in seinem Innern auch die Strebebogen. An ihrem Fehlen für das Auge kann man wohl den Wert ermessen, den sie mit ihrem bewegten Linienspiel, mit ihren starken Lichtgegensätzen anderwärts für die Gliederung und Belebung langer Mauer- und Dachstrecken besitzen.

Die Vorhalle, in der Achse des äußeren südlichen Seitenschiffs nach Westen hin angeordnet, darf wohl als eine freie Umbildung des im Elsaß sonst üblichen, hier aber des alten Turms wegen nicht angewandten Motivs der offenen westlichen Vorhalle angesehen werden. Die Innenwirkung des Langhauses ist sehr bedeutend, trotzdem nur das Bogenfeld der Fenster verglast, alles übrige aber, da es vor den Dachräumen der Seitenschiffe liegt, blind ist. Ein weiter schöner Raum, in welchem die Unregelmäßigkeiten des Grundrisses abwechslungsreiche Perspektiven erzeugen (man beachte den Blick in das äußere südliche Seitenschiff); einfach in den Mitteln des Aufbaus: als Träger dienen beispielsweise Rundpfeiler, mit vier Diensten besetzt; von angenehm diskreter Plastik der Gliederungen, feiner lebendiger Durcharbeitung der Laubwerkkapitäle; die Oberfenster von schöner Zeichnung und Profilierung des Maßwerks. Dies letztere ein Vorzug, der gerade im Elsaß ob seiner verhältnismäßigen Seltenheit hoch gewertet werden darf. Störend wirkt nur die Spärlichkeit des Lichtes. An der Südseite nötigte das die beiden Seitenschiffe bedeckende Dach dazu, die Fenster zum größten Teile als Blenden zu behandeln, so daß nur das Bogenfeld den Zwecken der Lichtführung dient; im Norden wirkten die Stiftsgebäude mit ähnlichem Zwange. Hier ist auch die Seitenschiffmauer — offenbar des angrenzenden Kreuzgangs wegen — ohne Fenster geblieben. So bleiben als Hauptlichtquellen die Fenster des südlichen Seitenschiffs und die Chorfenster übrig. Die Innenwirkung fand ihren völligen Zusammenschluß durch eine ziemlich ausgiebige Wandbemalung, von der nennenswerte Reste noch erhalten sind, und durch die farbige Fensterverglasung[42]).

Von den Abteigebäuden steht fast allein der Kreuzgangflügel noch aufrecht, der sich an das nördliche Seitenschiff lehnt. Er ist mit einem Obergeschoß überbaut; die Strebepfeiler, die den Schub der Hauptschiffgewölbe aufnehmen, sind an seiner Außenseite angeordnet, so daß er von vornherein in die Gesamtkonstruktion der nördlichen Abseite einbezogen scheint. Dieser Kreuzgang nun hat noch ganz den jugendfrischen Reiz der eben zur Reife gelangenden Gotik. Ganz weite dreiteilige Öffnungen mit drei Sechspässen im Bogenfeld; schlanke, aber nicht überschlanke Träger, mit feinen Diensten besetzt; das Maßwerk sehr präzise gezeichnet und gearbeitet; die Kapitälchen mit dem lebendigsten Laubwerk geziert. Die Anfänge der Gewölbe sind noch erhalten; ob sie je ausgeführt worden sind, bleibt fraglich.

Woher die Meister kamen, die diesen bedeutenden Bau gestaltet haben, wissen wir nicht; keine Urkunde nennt einen Namen. Einen leisen Hinweis vermöchte uns vielleicht die Zugehörigkeit Weißenburgs zur Diözese Speyer zu geben; das heißt also: rheinabwärts sollen wir blicken. Die Katharinenkirche von Oppenheim, die seit 1262

im Umbau begriffen war, scheint in der Tat in manchem Punkte das glänzende Vorbild des Weißenburger Baus gewesen zu sein, freilich ein Vorbild, das von den Weißenburger Mönchen völlig seiner schimmernden Pracht entkleidet worden ist. Die Stellung des nördlichen Nebenchors zum Hauptchor ist ganz ähnlich, wie in Oppenheim, die Maßwerkmuster von Oppenheim kehren zum Teil in Weißenburg wieder. So spinnt sich vom Boden des heutigen Elsaß ein Faden nach Köln; denn der Oppenheimer Meister war ein Abkömmling der Kölner Hütte.

Maursmünster, St. Leodegar. *Tafel 49 u. Tafel C im Text.*

Fast scheint es, als habe die Straßburger Hütte gegen Norden hin nicht allzu weit Einfluß gehabt. Als ein Zeugnis ihrer Wirksamkeit erscheinen die gotischen Teile von Maursmünster[48]. Die Aufgabe war hier wesentlich begrenzter. Es handelte sich nicht um einen die ganze Anlage umfassenden Neubau, sondern nur um das Langhaus. Zwischen den romanischen Westbau und das Querhaus, das noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Formen des entwickelten Übergangsstils erneuert worden war, sollte unter Benutzung der eben aufgeführten Umfassungsmauern ein neues Langhaus eingeschoben werden. Bei weitaus geringeren Maßen merkt man doch deutlich den Einfluß des Straßburger Münsters, besonders des Langhauses, das 1275 vollendet worden war. Es ist ja sehr natürlich, daß die dort freigewordenen Kräfte bei den Bauunternehmungen der Umgebung Beschäftigung suchten und fanden. Im Innern fällt der im Verhältnis zu den leichten Oberteilen recht schwere Habitus der Arkaden auf. Die Pfeiler, mit vier alten und vier jungen Diensten besetzt, haben noch den kreuzförmigen Kern des romanischen Trägers; trotzdem sind sie nur eine Reduktion der Straßburger Langhauspfeiler, wo eben die 16 Dienste den Pfeilerkern nicht so hervortreten lassen. Die Kapitäle sind schon rein gotisch: zweireihig angeordnet, zieht sich Laub von köstlicher Naturtreue um den runden Kern; es wächst nicht aus ihm heraus, wie im Kelchkapitäl des Übergangsstils, es ist ihm vielmehr als eine Verzierung umgelegt. Die Scheidbogen, ungewöhnlich tief ansetzend und so hoch hinaufgeführt, als es, ohne ganz außer Verhältnis zu den Stützen zu geraten, möglich war, im Ganzen jedoch von breiter Anlage, haben ein reiches, aus leicht zugeschärften Wulsten und tiefen Kehlen zusammengesetztes Profil. Das Triforium fehlt; eine glatte, nur von den Gewölbediensten durchschnittene Fläche liegt zwischen den Arkadenscheiteln und der Sohlbank der Fenster. Diese sind vierteilig, breit und hoch, ohne darum in der Ökonomie der Wand die gleiche Rolle zu spielen, wie etwa im Straßburger Münster. Zwischen ihnen und den Pfeilern bleiben noch erhebliche Teile der Wand stehen — auch sie Zeugen eines allmählichen Rückschreitens von der folgerichtigen Maß- und Flächenverneinung, wie sie dort geübt ward. Die Seitenschiff-Fenster sind nur in einer spätgotischen Umgestaltung des 16. Jahrhunderts erhalten; wahrscheinlich sind diese großen, rundbogig geschlossenen Öffnungen an Stelle viel kleinerer in den Formen des Übergangsstils getreten.

Das Äußere leidet darunter, daß der an sich so bedeutende Westbau, mit den jüngeren Bauteilen zusammen gesehen, seiner kleinen Maße wegen an Bedeutung verliert. Das Strebesystem ist nach dem guten Muster der westlichen Joche des Straßburger Münsters maßvoll behandelt; mehrere Besonderheiten, so die an der Hochwand den Strebebogen unterstellten Säulen, die Aufsätze der Strebepfeiler und andere sind diesem Beispiel, freilich mit Verzicht auf manche schmückende und belebende Einzelheit, nachgebildet.

Zweifellos gehört der Neubau des Langhauses von Maursmünster erst dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts an; ja, es wäre selbst nicht ausgeschlossen, daß die Oberteile erst im 14. Jahrhundert entstanden sind. Daß trotzdem in der Raumbildung kein Fortschritt über den mit dem Münsterlanghaus erreichten Stand hinaus wahrzunehmen



MAURSMÜNSTER. BENEDIKTINERKIRCHE.
ANSICHT VON SÜDOSTEN.

ist, ja daß im Gegenteil in manchen Punkten eine unverkennbare Rückbildung eingetreten ist, — in dieser Tatsache bekundet sich wieder der alle stilistische Entwicklung und Wandlung überdauernde heimische Baugeist mit seiner Neigung zum Schweren, Lastenden, dieser Baugeist, der sich zwar dazu entschloß, die konstruktiven Vorteile der Gotik aufzunehmen, sich aber mit ihrem innersten Wesen nur eben abzufinden vermochte.

Die Leodegarkirche von Maursmünster beweist, wie die Straßburger Bauhütte ins Land hinauswirkte. Die Bischofskirche war das große maßgebende Beispiel, dem — wahrscheinlich in höherem Maße als wir heute, nachdem so viel untergegangen ist, wahrnehmen können — die auch am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert noch recht ausgiebige baukünstlerische Tätigkeit auf dem Boden unseres Landes folgte. Ganz besonders eng aber verknüpft sich mit dem Münster die Geschichte der Niederhaslacher Kirche, die von alters her mit dem großen Namen Erwins in Zusammenhang gebracht wird[44]). Im Jahre 1274 war dort — dies beweist ein Ablaßbrief des Bischofs Konrad von Lichtenberg — ein Neubau im Gange, der indessen bereits 1287 durch eine Feuersbrunst unterbrochen oder zerstört ward. Die Mittel zur Wiederherstellung flossen nur spärlich, im Jahre 1300 war der Erneuerungsbau, von dem in einem Indulgenzbrief aus diesem Jahre die Rede ist, noch gar nicht in Angriff genommen und auch nachher scheint er nur so lau gefördert worden zu sein, daß man mit der Kirche selbst, ausweislich der Formen des Langhausbaus, erst in der zweiten Jahrhunderthälfte, mit den dazugehörigen Befestigungsbauten kaum lange vor 1400 fertig war. Vom 17. Jahrhundert an hat die Kirche so oft und so stark durch Kriegs- und Feuersnot gelitten, daß im Jahre 1853 umfängliche Restaurationsarbeiten eingeleitet werden mußten.

Niederhaslach, Stiftskirche.
Tafel 43 u. 44 u. Abb. 17.

Von dem im Jahre 1274 im Gange gewesenen Neubau rührt noch das südliche Nebenchörchen her, an dem in ziemlicher Zahl ganz frühe Einzelformen erhalten sind; aber auch der Hauptchor beweist durch seine geringe Höhenabmessung, daß er nicht im Zusammenhang mit dem Hauptbau entstanden sein kann. Immerhin macht das Maßwerk der Hauptchorfenster durch sein Muster — zwei Hochfelder mit Dreiblattschluß, darüber eine Gruppe von drei Dreipässen — und durch sein Profil ebenfalls wahrscheinlich, daß dieser Bauteil zu der älteren Gruppe der elsässischen Gotik gehört. Der Bau des 14. Jahrhunderts, dem alles Wesentliche des Langhauses und des Westturms angehört, ging in jedem Sinne über die sehr bescheidenen Absichten des 13. Jahrhunderts hinaus. Der Chor wurde wohl noch im 13. Jahrhundert gegen Westen, und zwar um drei Joche mit wesentlich größerer Breiten- und Höhenabmessung verlängert und daran mit abermaliger Steigerung der Breitenmaße ein dreischiffiges Langhaus gefügt, dessen Seitenschiffe bis an die Westmauer des Frontturms fortgeführt sind. Den Chor begleiten zu beiden Seiten Anbauten, die — wie schon die Strebepfeiler zwischen ihnen und dem Chor beweisen — ebenfalls erst Zutaten des 14. Jahrhunderts sind. Die Restauration des 19. Jahrhunderts hat eine gewisse Uniformierung des ganzen Baus im Stile des Langhauses vorgenommen; die Fialen, die damals überall aufgesetzt worden sind, haben überall die gleichen spitzen, mageren Formen. Ursprünglich aber war der stilistische Unterschied zwischen Chor und Langhaus sehr erheblich. Die Ostteile mit den kräftigen vollen Formen der Strebepfeiler wie des Maßwerks, unterscheiden sich aufs deutlichste vom Langhaus, wo im Strebewerk sowohl, wie im Maßwerk mit seiner Neigung zu geradliniger und konkaver Flächenbegrenzung der Geist der doktrinären Gotik sich deutlich bekundet. Das Verhältnis ist etwa ähnlich wie zwischen den östlichen und westlichen Teilen des Straßburger Münsterlanghauses; zweifellos ist dieses für die Konstruktion das Vorbild gewesen, während das formale



Detail getreulich der Fassade nachgebildet ist. Gegenüber der Kühnheit freilich, mit der in Straßburg das konstruktiv tätige Mauerwerk der Hochwände geradezu auf das Maß der Pfeiler beschränkt wurde, ist hier freilich bereits eine erhebliche Abschwächung festzustellen. Die Fenster haben an sich zwar stattliche Maße; immerhin aber ist zwischen und über ihnen, auch abgesehen von den Pfeilern, die Menge des Mauerwerks noch sehr beträchtlich. Die Raumwirkung ist geradezu ungotisch zu nennen; so stark spricht sich der elsässische Stammesgeist hier aus mit seiner Vorliebe für das breit und schwer Gelagerte. Sehr ungünstig wirkt, daß die Fenster zu mehr als der Hälfte ihrer Höhe aus Rücksicht auf die Seitenschiffdächer geschlossen sind. Die Einzelformen sind stark reduziert: Schräggestellte viereckige Pfeiler mit abgefasten Ecken

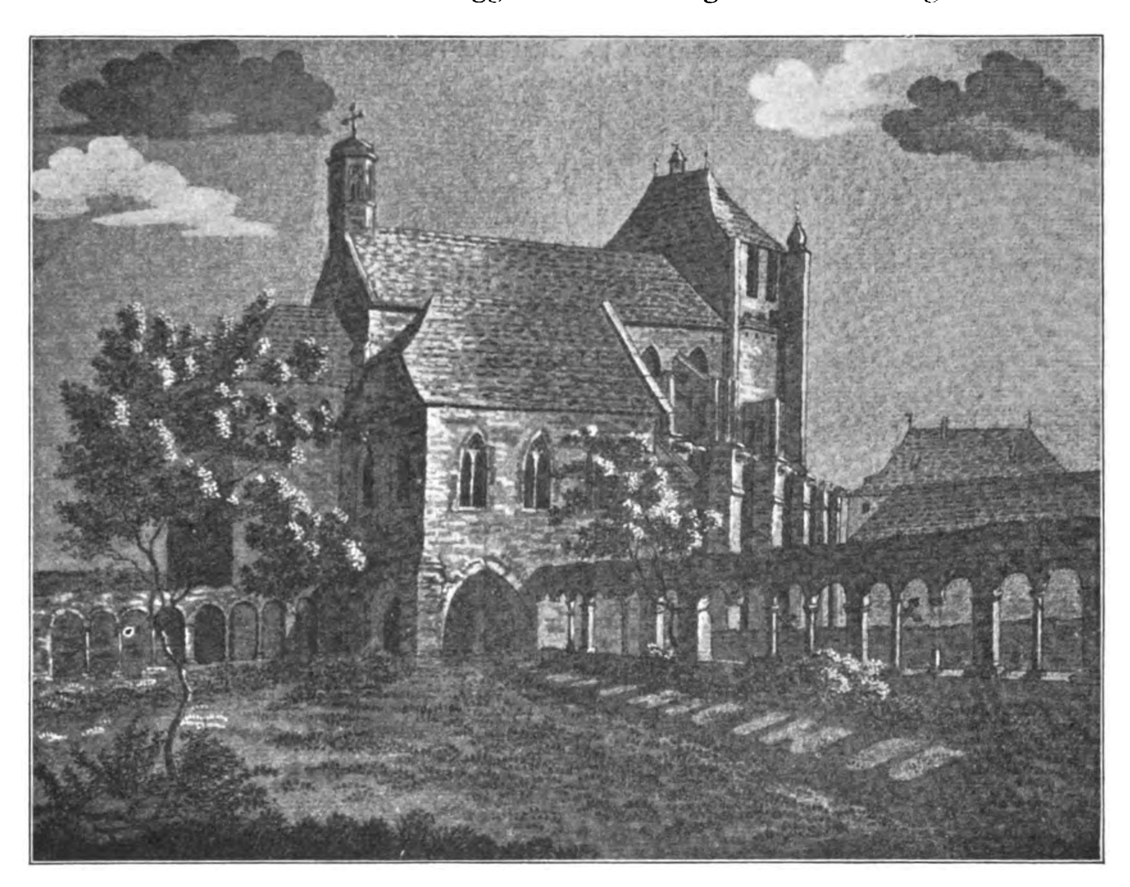


Abb. 17. Niederhaslach, Stiftskirche mit den am Anfange des 19. Jahrh. noch vorhandenen Stiftsgebäuden. Nach einer Zeichnung im Denkmal-Archiv.

dienen als Träger; aus ihnen entwickeln sich ohne Vermittlung von Kapitälen die tief- und reichprofilierten Arkaden, wie die an der Hauptschiffseite zum Gewölbe aufsteigenden Vorlagen der Hochmauer. Wiederum ohne Vermittlung von Kapitälen lösen sich aus diesen die verschiedenen Bogensysteme des Gewölbes los. Es fehlt also an den sinnenfälligen Bezeichnungen tektonisch wichtiger Punkte, auf die von der Frühgotik in ihrem Streben nach konstruktiver Deutlichkeit so viel Wert gelegt worden war. Im Verzicht hierauf spricht sich einerseits die beginnende Desorganisation, andererseits aber jener Zug zur Vereinfachung und Vereinheitlichung aus, der der Raumbildung der Spätgotik eigen ist. Ein ziemlich deutliches Gegenstück ist der Langchor mit seinen vor der Mauer aufsteigenden Diensten und Kapitälen, die einem offenbar später erneuerten Gewölbe als Auffänger dienen.

Der Turm ist, wie auch aus der Nordostansicht hervorgeht, die den Zustand des Baus zu Beginn des 19. Jahrhunderts wiedergibt, von den Bogenfeldern der Fenster an erneuert. Mit seinen ansehnlichen Eckverstärkungen und der verhältnismäßig geringen Zahl von Durchbrechungen hat er eigentlich wenig vom durchschnittlichen Charakter gotischer Kirchtürme an sich. Trotz manchen spielerischen Einzelheiten gehört die Komposition der Westseite mit der Steigerung von den Seiten gegen das reich ausgebildete Hauptportal, mit der Rose als zentralem Motiv und den beiden großen Fenstern darüber zu den besten Leistungen der elsässischen Gotik.

Abb. 17.

Schlettstadt, St. Georg. *Tafel 40 u. 41.*

Auch das Münster St. Georg in Schlettstadt hat eine von Dunkelheiten nicht freie Baugeschichte. Auf den ersten Blick erweist es sich als zwei deutlich von einander entfernten Bauperioden angehörig. Zwischen dem in aufwändigen Formen errichteten spätgotischen Westbau und dem Chor liegen, etwas gedrückt und kahl, Langhaus und Querhaus, beide im Mauerwerk von spätromanischer, in den Einzelheiten von frühgotischer Gesamthaltung. Diese beiden Bauteile können ihre jetzige Gestalt nur in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhalten haben; eine ältere, entweder kurz vorher begonnene oder (was wahrscheinlicher ist) vollendet gewesene, aber wieder zerstörte Anlage hat in der stärksten Weise den Werkmeister des Neubaus beeinflußt. Das sagen uns die Bauformen: Die Umfassungsmauern des Langhauses und die des Querhauses gehören in ihrem Kerne dem 13. Jahrhundert an, wahrscheinlich sogar seiner ersten Hälfte. Dafür sprechen unwiderleglich zwei Portale an den beiden Langseiten, die alle Kennzeichen des Übergangsstils an sich tragen. Sie weisen, wie ihre nächsten Verwandten in Neuweiler und Obersteigen, etwa auf das Jahr 1220 hin. Die Durchbrechungen sind gering an Zahl und Maß, die Seitenschiff-Fenster gehören in ihrer gegenwärtigen Form und Größe dem 18. Jahrhundert an, die Oberfenster sind gotisch, von primitiven derben Formen, wie etwa die der östlichen Joche des Freiburger Münsters und wie diese wahrscheinlich im dritten oder letzten Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden. Von besonderem Interesse ist das Strebesystem: Die Ansatzstellen der Strebebogen liegen nicht gleich hoch; in den östlichen Jochen findet ein regelmäßiger Wechsel zwischen hoch- und tiefliegenden statt, in den westlichen liegen alle Ansatzpunkte auf gleicher Höhe. Das führt auf eine Eigentümlichkeit des Innenbaus zurück. Als Deckenträger wechseln in den Ostjochen, wie in der Fides-Kirche, Hauptpfeiler, die mit acht Diensten besetzt sind, und Nebenpfeiler mit vier Diensten ab. Dieser Wechsel weist auf eine Anlage im gebundenen romanischen System hin. Die Deckenbildung aber ist in den östlichen Jochen anders als in den beiden westlichen. Schon in den östlichen greift sie über das im romanischen Stil Übliche hinaus. Hier ist das sechsteilige Kreuzrippengewölbe angewandt, eine Gewölbeform, die, so geläufig sie der französischen Gotik ist, in Deutschland selten, im Elsaß außer hier nur noch in Neuweiler vorkommt. Diese Gewölbeform erklärt nun die vorerwähnte Besonderheit des Strebesystems: den aus der Mitte der Gewölbefelder aufsteigenden Nebengurten entsprechen die hochansetzenden Strebebogen, den Hauptgurten die tiefansetzenden. In den beiden Westjochen findet keine Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenpfeilern statt, es herrscht hier die durchgehende Travee in reinster Form, sämtlichen Stützen wird die gleiche Tragleistung zugemutet.

Dieses Neben- und Übereinander romanischer und gotischer Elemente ist kaum anders, als aus einem mehrfachen raschen Wechsel in der Bauleitung zu erklären. Der erste Architekt baute die Umfassungsmauern des Querhauses mit den polygonal

heraustretenden Nebenchörchen und dem zwar ebenfalls polygonalen — im 15. Jahrhundert aber erneuerten — Hauptchor, desgleichen die umfassenden Mauern des Langhauses. Er hat auch noch die Pfeilerstellung angeordnet. Dann aber trat ein Gotiker an die Spitze, etwa von den gleichen Bestrebungen erfüllt, wie der Meister der Westjoche von Neuweiler. Er baute die Obermauern, schlug die sechsteiligen Gewölbe, ward aber alsbald abgelöst von einem dritten Meister, der die beiden letzten durchgehenden Joche wölbte.

Trotzdem ist die Innenwirkung einheitlich, wenn freilich auch nicht günstig. Alle Einzelformen sind gotisch; das Ornament sparsam, nüchtern, ohne Kraft und Lebendigkeit; Basen und Kapitäle der Säulen mit eng sich an den Kern anschmiegendem Blattwerk und schwach vortretenden Platten; die Arkaden roh profiliert; die großen Flächen zwischen Arkadenscheitel und Fensterbank, nur durch viereckige Öffnungen belebt, die es unwahrscheinlich machen, daß hier die Malerei eine erhebliche Rolle gespielt habe. Man könnte in diesem Innenraum die Frage stellen, ob er aus einer Reduktion oder aus einem Nochnichtbegriffenhaben des gotischen Prinzips zu erklären sei. Uns scheint das letztere gewiß. Ein Baumeister, der die Mittel der gotischen Konstruktion kannte, aber trotzdem noch etwas Romanisches wollte, scheint hier am Werk gewesen zu sein.

Colmar, St. Martin. *Tafel 50 u. 51.*

Ähnlich in ihrem Verlauf, leider auch ähnlich verwickelt ist die Baugeschichte von St. Martin in Colmar. Auch hier sind Querhaus und Langhaus älter als Westbau und Chor. Die seit 1234 vorgenommene Umwandlung der Pfarrkirche in eine Kollegiatkirche wird gewöhnlich mit einem Neubau in Verbindung gebracht, der mit dem Querhause begonnen haben dürfte. In der Tat läßt das Nikolausportal an der südlichen Querhausfront mit seinem Nebeneinander romanischer und gotischer Teile kaum etwas anderes als die Vermutung zu, daß hier ein romanischer Bau begonnen, dann aber von einem in Frankreich geschulten Werkmeister in ausgesprochen gotischen Formen fortgeführt worden sei. Er hat die Stücke, die er fertig vorfand, die Säulen des Gewändes und das halbkreisförmig geschlossene untere Feld des Tympanons in den Organismus seines spitzbogigen Portals aufgenommen. Im äußeren Bogenlaufe des Portals finden wir unter verschiedenen Heiligengestalten das Bildnis dieses Werkmeisters mit der Beischrift: MAISTRES HVMBRET; die Namensform erscheint wie eine Verunstaltung des deutschen Namens HVMBRECHT, die Schreibweise der Meisterbezeichnung weist auf Frankreich. War es ein nach Deutschland ausgewanderter Franzose, war es ein Deutscher, ein Humbrecht, der in französischen Bauhütten gearbeitet hat? Die Frage ist kaum bündig zu entscheiden, doch sprechen die stärkeren Gründe für einen aus Frankreich zurückgewanderten Deutschen. Auffällig ist jedenfalls, daß die Südfassade, die wir wohl als das Werk dieses Meisters anzusehen haben, so sehr mit dem entsprechenden Bauteil der Stiftskirche St. Peter zu Wimpfen im Tal übereinstimmt[45]). Die Anordnung eines großen, sechsteiligen Mittelfensters zwischen untergeordneten seitlichen Arkaturen findet sich hier wie dort. Der Wimpfener Bau war seit 1269 im Gange, und als sein Werkmeister wird ein latomus qui tunc noviter de villa Parisiensi e partibus venerat Franciae genannt. Nicht als ob die beiden Werkmeister an sich identisch sein müßten, aber vielleicht stand ihnen das gleiche Vorbild — die nördliche Querhausfassade von Notre Dame in Paris — vor Augen, als sie ihr Werk schufen. Auf den Zusammenhang zwischen Wimpfen und dem Oberrhein ist übrigens schon wiederholt aufmerksam gemacht worden. Karl Schäfer hat in der Wimpfener Talkirche sogar ein Jugendwerk Erwins erkennen wollen, eine Meinung, der wir uns nicht anschließen. Immerhin tritt die Beziehung Wimpfen-Straßburg durch die Verwandtschaft von Wimpfen-Colmar zweifellos in schärferes Licht[45a]).

Das Langhaus bietet zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß; nicht nur am Straßburger Münster, sondern auch an den anderen Langhausbauten des 13. Jahrhunderts gemessen, steht die ganze Leistung ziemlich tief. Das Innere — fünf durchgehende Joche, Rundpfeiler mit vier Diensten, mit völlig schmucklosen, niedrigen Kapitälen, spitzbogige Arkaden mit geistlos abgestuftem Profil, eine kolossale, völlig ungegliederte Obermauer — ist von erschreckender Nüchternheit. Selbst das Schlettstadter Münster steht hoch über diesem Raum. Die Bemalung, von der Spuren aufgedeckt worden sind, mag diesen Eindruck ursprünglich etwas gemildert haben. Das Äußere des Langhauses mit seinem reich entwickelten, fialengekrönten Strebewerk scheint dem Vorbilde des Straßburger Münsters nachzueifern. Aber wie weit sind wir hier — an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert — schon von dem entfernt, was der Straßburger Langhausmeister gewollt und erreicht hatte? Nichts mehr von Kunst! Ein schnödes Rechenexempel ist hier gelöst worden.

Bauten des 14. Jahrh.
Straßburg, Jung St. Peter.
Tafel 52 u. 53.

Auch im 14. Jahrhundert ist auf elsässischem Boden eine reiche Bautätigkeit geübt worden. Straßburg steht auch jetzt mit zwei hervorragenden Werken voran, mit Jung St. Peter und St. Thomas. In beiden Fällen hatten sich die Werkmeister mit älteren Bauteilen auseinanderzusetzen. Die Jung St. Peters-Kirche war im 11. Jahrhundert an Stelle einer St. Columbakirche erbaut worden; Leo IX. soll sie im Jahre 1049 geweiht haben. Von diesem frühromanischen Bau rührt zu wesentlichen Teilen der Kreuzgang her (s. S. 8); der Unterbau des Westturms ist spätromanisch, wahrscheinlich erst aus dem Beginne des 13. Jahrhunderts. Die auffällige Anlage eines westlichen Querhauses ist vermutlich aus dem Vorhandensein eines solchen Querbaus an der romanischen Kirche und aus dem Wunsche, Fundamente und vielleicht sogar Mauerteile wieder zu benutzen, zu erklären. Die Oberteile des Westturms sind im 13. Jahrhundert in den Formen des Übergangsstils erneuert worden, der ganze übrige Bau aber ist ein Werk der Hochgotik. Sehr wahrscheinlich ist der Chorbau, wie Twinger von Königshoven berichtet, im Jahr 1290 begonnen und dann in den folgenden Jahrzehnten mit ziemlicher Energie nach Westen fortgeführt worden. Im Jahr 1320 soll die Weihe stattgefunden haben.

Diesem zeitlichen Ansatz entspricht aufs Genaueste der stilistische Charakter des Bauwerks. Der Chor erweist sich nach den primitiven derben Formen der Strebepfeiler und des Fenstermaßwerks als der frühen, unmittelbar an den Langhausbau des Münsters sich anschließenden Bautengruppe gehörig, zu der besonders noch der Chor der St. Georgskirche von Hagenau (1283 geweiht) und die Ostteile der Stiftskirche von Weißenburg (1284 geweiht) zählen. Das Langhaus hingegen, das mit dem westlichen Querhaus, dem kräftig vorstehenden Portalbau und mehreren Anbauten von verschiedener Bedeutung eine malerisch wirksame Gruppe bildet, zeigt außen, namentlich aber innen ausgesprochen jüngere Formen. Am Äußeren fällt außer dem sehr schmalen, aber stark heraustretenden westlichen Querbau vor allem das Strebesystem auf. Um unter Schonung einiger älteren Bauteile — des Westturms und des nördlich der Kirche vorliegenden Kreuzgangs — mehr Raum zu gewinnen, wurden zwei südliche Seitenschiffe angelegt, und es galt nun, den Gewölbeschub über beide hinweg zur Erde zu leiten. Dieser Absicht dient ein sehr eigenartiges Strebesystem. Der Schub des Mittelschiffgewölbes wird nämlich nicht von einem Bogen allein, sondern außerdem noch durch eine dem Bogenrücken parallel laufende Steife, die auf Pfeilerchen ruht, aufgenommen, von hier aus durch Vermittlung eines Zwischenpfeilers auf einen das äußere Südschiff überschlagenden Strebebogen übertragen und schließlich von einem kräftigen äußeren



Strebepfeiler aufgenommen. Die Raumwirkung ist wesentlich bedingt durch die dem Auge ungewohnten Raumerweiterungen im Westen und Süden: das Innere wirkt frei und leicht. Als Gewölbeträger dienen im Hauptschiffe und Querhause viereckige, an den Kanten abgefaste Pfeiler, aus denen sich die kompliziert profilierten Arkadenbogen ohne Vermittlung von Kapitälen entwickeln. Die Gurte und Rippen der vierteiligen Kreuzgewölbe steigen von ganz schmucklosen Konsolen auf, die den aus der Hochmauer heraustretenden Pfeilerstreifen wie angeklebt erscheinen. Welcher Unterschied gegen die nicht nur reichen, sondern auch höchst sinngemäß gegliederten, auf das Gewölbe vorbereitenden Pfeiler des Münsters! Zwischen den Arkadenscheiteln und der Fensterbank ist eine ungeheuere kahle Fläche stehen geblieben. Welcher Kontrast wiederum gegen das Münster! Dort in voller Konsequenz die Auflösung jeder Masse, die Teilung jeder Fläche, Fenster, die die ganze Breite zwischen den Pfeilern und, mit dem Triforium zusammen, auch in vertikaler Richtung den ganzen Raum von den Bogenscheiteln an einnehmen! Hier aber stehen schmale Fenster über und zwischen leeren Wandflächen.

Wir sehen, wie ungeheuer rasch man von der erreichten Höhe abwärts gestiegen ist. Aber eins scheint hier erreicht, was im Münster noch nicht erreicht ist: eine freie und weite Raumbildung. Und diese allein spricht schon für eine verhältnismäßig späte Entstehung und zeugt gegen die zwar sehr sicher, aber ohne alle Beweise hingestellte Behauptung Schäfers, das Schiff sei 1275 begonnen, gehöre im wesentlichen noch dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts an und nur die Einwölbung sei 1320 erfolgt[46]). Noch stärker aber sprechen für die übliche Datierung die Einzelformen, vor allem die im Querschnitt höchst primitiven, und selbst der Bezeichnung der Bogenansatzpunkte durch Kapitäle entbehrenden Pfeiler. Es ist fast unmöglich, daß gleichzeitig oder in unmittelbarem Anschluß an den Bau des Münsterlanghauses am gleichen Orte eine so reduzierte Formensprache angewandt worden ist; dort das gotische Konstruktionsprinzip in seiner Reinheit, die völlig sinnenfällige Ausdrucksweise, die strenge Korrespondenz zwischen Unten und Oben, zwischen Tragendem und Getragenem, und hier der Verzicht auf alle diese künstlerischen Werte, die Beschränkung auf das tektonisch Notwendige — es ist gewiß schwer, sich dergleichen Verschiedenheiten am selben Orte und zu gleicher Zeit zu denken. Nein, zwischen solchen Verschiedenheiten müssen mindestens zeitliche Entwicklungsräume liegen. Selbst unter dem Gesichtspunkte eines zeitlichen Abstandes sind sie nicht leicht verständlich, und höchstens aus dem Wunsche zu erklären, den komplizierten und kostspieligen Apparat der feinst ausgebildeten Gotik zu vereinfachen.

Rufach, Pfarrkirche. *Tafel 35 u. Abb. 18.*

So gibt es denn auch keine einzige gotische Kirchenfassade, die sich mit der Westseite des Straßburger Münsters vergleichen ließe. Die im 14. Jahrhundert erbaute Westfassade der Pfarrkirche von Rufach ist sichtlich unter dem Eindrucke des Straßburger Werkes konzipiert, freilich unter sofortigen, aus der Rücksicht auf den kleineren Maßstab erwachsenen Einschränkungen: Also zwar Dreiteilung der gesamten Breite mit deutlicher Überordnung des Mittelstücks, aber Verzicht auf die Seitenportale, die durch vierteilige Fenster ersetzt sind. Der Wimperg des Portals, ganz durchbrochen gearbeitet, überschneidet die viereckig umrahmte Rose, und ein Giebel darüber, dessen Masse durch drei Nischen erleichtert ist, schließt den Mittelteil ab. Die Seitenteile sind — die Abbildung im Texte zeigt, an welcher Stelle -- unvollendet liegen geblieben, und auch die Gegenwart hat sich zwar zur Fortsetzung, nicht aber zur Vollendung aufgerafft. Soviel wenigstens ist klar, daß der Meister des Turmbaus die Teilungslinie zwischen Rose und Giebel nicht berücksichtigte und sein zweites Geschoß großenteils freistehend

mit einem kolossalen durchgehenden Fenster bis nahe an die Höhe der Giebelspitze führt. Und vielleicht sollte in dieser Höhe bereits ein schlanker Helm ansetzen.

Haben wir in den Teilen der Fassade, die in der Aufnahme aus dem Jahre 1866 wiedergegeben sind, einen einheitlichen Entwurf zu erkennen, oder sind auch hier in einer langsamen, oft unterbrochenen Bauführung verschiedene Gedanken verwirklicht worden? Zweifellos ist, daß die Nischen im Giebel, wie das Maßwerk der Fenster im Südturm sehr späte Formen zeigen. Während in den Unterfenstern schwere, sich den Formen des Westjoches nähernde Profile wahrzunehmen sind, zeigt schon der Wimperg des Portals, und noch mehr die Rose darüber, spitze magere Formen. Für das Erdgeschoß der Türme könnte man noch an das Ende des 13. Jahrhunderts denken, während für die Rose das 14., für den Giebel und das Maßwerk des Südturms erst das 15. Jahrhundert in Frage kommt.

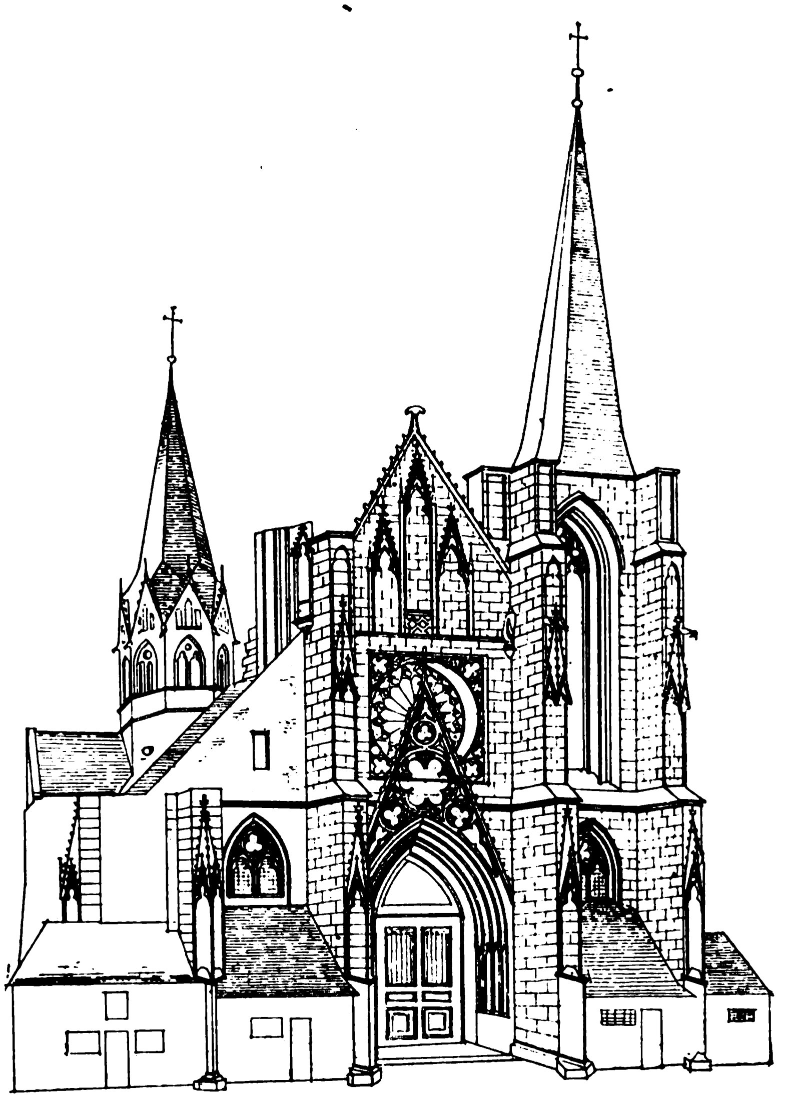


Abb. 18. Rufach. Pfarrkirche.
Die Westseite im Jahre 1866 vor dem Ausbau der Türme.
Nach einer Aufnahme im Denkmal-Archiv.

Der Chor ist im wesentlichen ein Bau des 14. Jahrhunderts[47]).

Colmar, St. Martin.
Chor.
Abb. 19.

Colmar ist der zweite Ort, wo das große Beispiel des Straßburger Westbaus sich als anregend erwiesen hat. Aber die Kräfte waren sehr schwach. Nur die Maße der Anlage sind bedeutend, ja zu bedeutend im Verhältnis zum Langhaus. Aber die Durchführung ist roh und arm, und man empfindet die Verteilung der Durchbrechungen der Hauptfront als reine Willkür. Mit ihr verglichen, gewinnt die Fassade der Rufacher Kirche sehr erheblich.

Der Chor, nach Ausweis urkundlicher Zeugnisse ein Werk der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, ist durch seinen Grundriß interessant. Das Elsaß ist arm an reicher entwickelten, durch Umgänge und Kapellenkränze komplizierten Choranlagen, wie sie der klassischen Gotik Frankreichs eigentümlich, aber auch in der deutschen nicht eben selten sind. Man vergleiche etwa den zur selben Zeit erbauten Chor des Münsters von Freiburg. Das Normale im Elsaß ist die Verbindung eines mehrere Joche um-

fassenden Vorchors mit einem polygonalen Schluß. Am Chor des Colmarer Münsters, der höchstwahrscheinlich ein Werk des 1366 in Straßburg verstorbenen Werkmeisters Wilhelm von Marburg ist, sind die Räume zwischen den Strebepfeilern durch eine rings umlaufende Mauer geschlossen und außerdem überwölbt worden. So ergibt sich für den äußeren Anblick ein niedriger, den Chor umziehender Umgang. Für die Innenwirkung aber ist die ganze Anlage bedeutungslos, weil keine Kommunikation zwischen dem Altarhaus und dem Kapellenkranz besteht. Die Frage legt sich nahe, ob dies ursprünglich schon so gewesen ist oder ob nicht etwa das Chorinnere gegen den Umgang einst völlig geöffnet war. Fast alle Umstände sprechen für die zweite dieser Möglichkeiten. Welchen Zweck hätten auch diese kleinen, durch Türchen mit einander kommunizierenden Räume haben sollen, wenn sie nicht auch aus den Hauptchor zugänglich waren? Vielleicht mußten die Öffnungen später geschlossen werden, um der Hochmauer größere statische Sicherheit zu geben. Aber wie dem auch sei, hier liegt eine verhältnismäßig reiche Chorausbildung vor, reich im Vergleich zu dem im Elsaß Üblichen, aber arm an den französischen Werken gemessen und im Verhältnis zu ihnen doch schließlich nur eine Reduktionserscheinung, wie überhaupt der ganze Bau.

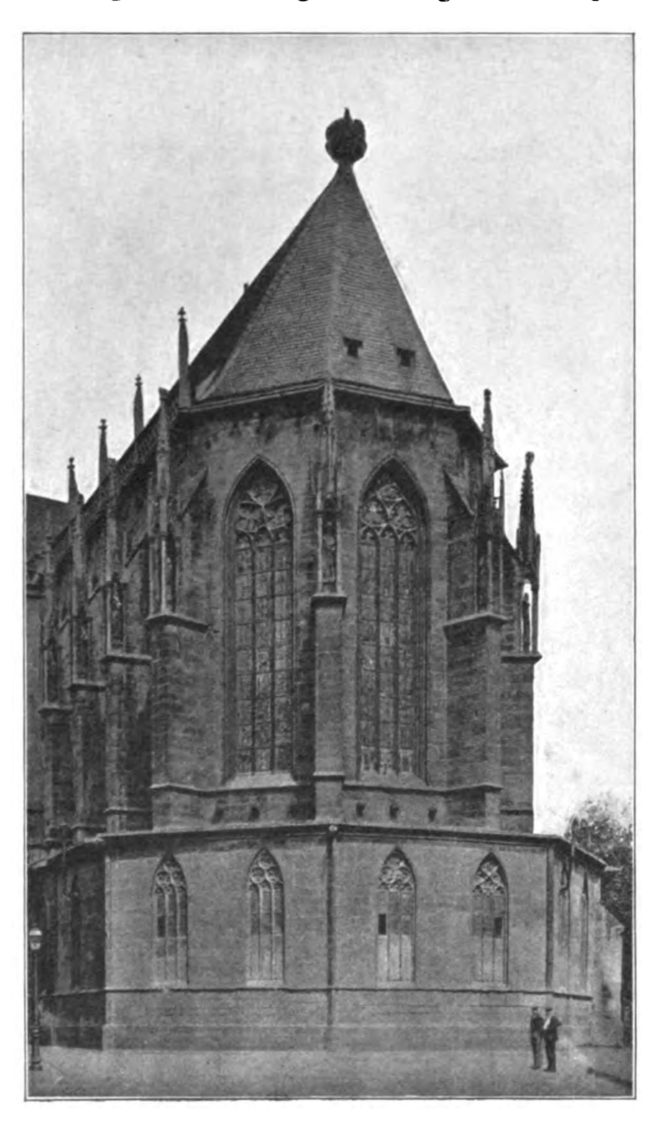


Abb. 19. Colmar. Chor des Münsters.

Domfessel, Pfarrkirche. *Abb. 20.*

Als interessantes Beispiel einer verhältnismäßig späten Nachahmung von Bauformen, wie sie in Niederhaslach erscheinen, ist die Kirche von Domfessel im Kreise Zabern interessant. Über die Entstehungszeit ist nichts bekannt; der ganze Bau, auf einem befestigten, noch mit einer Torburg versehenen Friedhofe gelegen, mutet in dem kleinen Dorf sehr sonderbar an, um so sonderbarer, als es für die ehemalige Zugehörigkeit der Kirche zu einer klösterlichen Gemeinschaft nur wenige unbestimmte Hinweise gibt. Im Grundriß fällt der Mangel des Querhauses wie die Dreieckform der Nebenchöre auf. Der Hauptchor, polygonal geschlossen, hat sehr hohe zweiteilige Fenster mit ganz einfachen Maßwerkformen. Aus den völlig ungegliederten Rundpfeilern des Langhauses entwickeln sich — ganz ohne Kapitäle — sowohl die Arkaden- wie die Gewölbebogen. Auffällig ist die ungewöhnliche Ausdehnung der Hochwand zwischen den Arkadenscheiteln und den Sohlbänken der Fenster; das hängt zusammen mit der sehr hohen Lage der Seitenschiff-Fenster

und der Steilheit der Seitenschiffdächer. Im Innern ist an den Seitenschiffwänden eine ähnliche Blendbogenstellung angebracht, wie im Straßburger Münster und in Niederhaslach.

Straßburg, St. Thomas. *Tafel 54 u. 55.*

Eine ganz besondere Raumgestaltung ist dem Langhaus der St. Thomas-Kirche in Straßburg eigen. Hier wurde, nachdem um 1200 der Westbau in den Formen der östlichen Teile des Münsters und im 13. Jahrhundert Querhaus und Chor in frühgotischen Formen erneuert worden waren (s. o. S. 47), im 14. Jahrhundert ein Neubau des Langhauses erforderlich. Die Aufgabe war, unter Schonung von Westbau und Querhaus einen sehr große Menschenmassen fassenden Raum zu gewinnen. Erreicht ist dies worden durch ein fünfschiffiges Langhaus, dessen Breite größer ist als seine Länge. Es hat die Form einer Halle, die einzelne Schiffe sind verschieden breit, jedoch von gleicher oder nahezu gleicher Höhe; die Überhöhung des Mittelschiffs, wie sie als schärfstes Mittel rhythmischer Raumteilung der Basilika eigen ist, fehlt hier. Die beiden äußeren Schiffe weichen insofern von einander ab, als im nördlichen die Strebepfeiler als Zwischenmauern den Raum in Kapellen teilen. Der Raumeindruck ist um so größer, als auch die nach Osten geöffneten Joche des Westbaus sich mit dem eigentlichen Langhaus zu gemeinsamer Wirkung vereinigen und der Blick auch im Querschiff Räume von größerer Ausdehnung vermutet, als tatsächlich vorhanden sind. Vom Querschiff aus gesehen, wie unsere Abbildung den Raum zeigt, spricht sich seine dem Wesen basilikaler Anlagen völlig fremde Richtungslosigkeit besonders stark aus. Wie die Bäume eines hochstämmigen Waldes, steigen die schlanken Pfeiler, mäßig scharf gegliedert und mit schwach austretenden Kapitälen versehen, zu dem von steilen und sanften Bogen getragenen Gewölbe auf. Die schrägen Durchblicke sind besonders reizvoll.

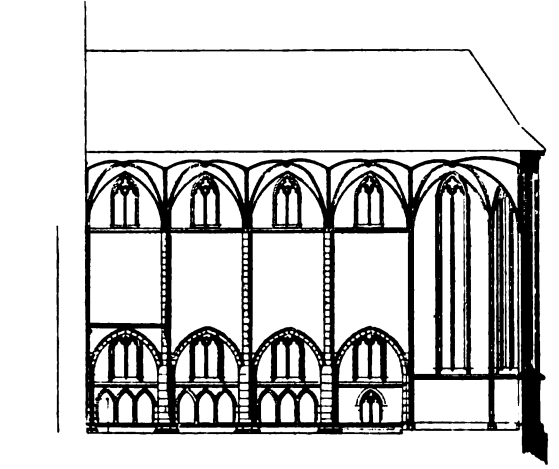


Abb. 20. Domfessel, Kirche. Längsschnitt durch Langhaus und Chor. Nach einer Aufnahme im Denkmal-Archiv.

Im äußeren Anblick erscheint das zwischen Westturm und Querhaus eingeschobene, von diesem kaum sich lösende Langhaus überaus schwerfällig. Ein einziges Dach — so forderte es die Hallenanlage — übergreift alle fünf Schiffe, und beide Türme, obwohl nachträglich erhöht, ragen doch eben nur ohne volle Entschiedenheit, ohne zu herrschen, darüber hinaus. Die Schwerfälligkeit wird dadurch gesteigert, daß das Querhaus nur wenig über die Langhausflucht hinaustritt. Auch die Einförmigkeit der Wandbehandlung, die geringe Plastik der Strebepfeiler, die Monotonie des trocken profilierten Maßwerks wirken ungünstig, und der Gesamteindruck bleibt der einer höchst schwerfälligen, unbeweglichen Massigkeit[47a]).

Straßburg, Dominikanerkirche.

Hallenförmige Anlagen erscheinen im Elsaß wesentlich seltener, als in den östlicheren Teilen Süddeutschlands. Andere Beispiele sind die Kirchen von Westhofen und Rheinacker. In Straßburg selbst gab es ferner eine Kirche, die als „seltsame Mischung des Basiliken- und Hallensystems" bezeichnet worden ist, die 1870 im Feuer der Belagerung zugrunde gegangene Dominikanerkirche, der „Temple-Neuf"[48]). Die 1260 geweihte Basilika von sehr primitiven frühgotischen Formen war von 1307 an nach Länge und Breite zu einem vierschiffigen Bau mit sechsjochigem polygonalem



Chor erweitert worden, und zwar so, daß unter Erhaltung des nördlichen Seitenschiffs dem alten Mittelschiff ein zweites Mittelschiff von gleicher Höhe und ein neues nördliches Seitenschiff in der Höhe der Hauptschiffe zugebaut wurde. Auf diese Weise ist ein Grundriß und ein Querschnitt entstanden, wie sie kaum irgendwo sonst sich wiederfinden.

Die Tendenz geht — das beweisen die zuletzt behandelten Straßburger Bauten — bereits im 14. Jahrhundert sichtlich auf große freie Räume. Die künstlerische Durchbildung der Innenräume, die Gliederung des Aufbaus, die plastische Einzelarbeit wird darüber vernachlässigt.

Straßburg, Münster. Oberteile der Westfassade. *Tafel 39 u. 61.*

Und dieser Reduktionsprozeß des gotischen Stils schreitet wie in Deutschland so im Elsaß überraschend schnell vorwärts. An eine Bettelordenskirche darf man keine großen Forderungen stellen, aber Bauten wie Jung St. Peter und St. Thomas in Straßburg, wo doch das großartige Vorbild des Münsterlanghauses und der Fassade vor Augen stand, beweisen die Neigung zur Rückbildung und Vereinfachung. Es fehlt nicht ganz an bedeutenden Unternehmungen, aber der Durchführung fehlt die Frische, fehlt der Hauch künstlerisch zarten Empfindens; man fühlt meist nicht die Persönlichkeit, sondern eine wohlgegliederte Verwaltung, deren der Einzelne nur eben ein Teil ist, wie andere Teile. Auch die jüngeren Meister der Münsterfassade bekunden das. Erwin war 1318 gestorben, und es scheint, als seien seine Söhne in mehreren Generationen bis weit in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts am Münster tätig gewesen. Sie halten sich wohl in den wichtigsten Punkten an den vorliegenden Entwurf, im Einzelnen aber erfolgen mannigfache Abweichungen. So herrlich die Rose — das zentrale Motiv dieser Fassade — ist, ihre verhältnismäßig tiefe Stellung zwischen den hochgeführten Seitenfenstern wirkt doch, mit den Entwürfen verglichen, recht ungünstig. Das Stab- und Maßwerk — fast überfein und zierlich im Mittelfeld (man hat es passend mit einem Spitzengewebe verglichen) — ist an den Seitenteilen des zweiten Geschosses derb und trocken, und die schwerfällige Apostelgallerie, über der Rose und noch unter dem zweiten Gesims angeordnet, hat hier, wo man eine Gipfelung, eine aufwärts weisende Endigung erwartet, doppelt stark die Wirkung einer scharfen Caesur. Viel schärfer und viel verhängnisvoller aber ist nachher in die Durchführung des Fassadenentwurfs eingegriffen worden. Im Jahre 1365 sind — wahrscheinlich von Meister Gerlach — die dritten Geschosse des Nord- und Südturms (bis zur Höhe der heutigen Plattform also) vollendet worden; auch sie sind trockene und geistlose Arbeiten Diese dritten Geschosse waren als freistehend intendiert, und, dieser Absicht entsprechend, sind auch die gegen Nord und Süd gewandten Innenseiten ausgestaltet, d. h. von Maßwerkfenstern durchbrochen worden. Das Mittelstück aber, das heute den Raum zwischen ihnen über der Rose füllt, ist eine den ursprünglichen Plan völlig aufhebende Zutat des Jahrhundert-Endes. Durch diese Einfügung ist der geschlossene Fassadenkörper bei gleicher Breite um mehr als die Hälfte des ursprünglich beabsichtigten Ausmaßes erhöht worden. Die Folge war, daß auch eine entsprechende Erhöhung der Türme in Aussicht genommen werden mußte[49]). Tatsächlich ist — und auch diese Beschränkung ist natürlich eine Folgeerscheinung des eben geschilderten Vorgangs — schließlich nur einer der beiden Türme zur Ausführung gelangt. Gegenüber der Maßlosigkeit des quantitativen Wollens versagte schließlich die Kraft.

Aufgaben der Spätgotik.

Für die ganze spätgotische Baukunst ist es wesentlich, daß ihr Aufgaben anderer Art gestellt waren, als der romanischen und frühgotischen Architektur. Neben den Kirchenbau tritt der Profanbau. Aber auch die kirchlichen Bauherren gehörten anderen



Kreisen an. Es handelte sich nicht mehr um Bischofskirchen, ausser etwa um Vollendungsarbeiten an ganz großen Unternehmungen wie Straßburg; nicht mehr vorwiegend um klösterliche Bauten (das Bedürfnis nach diesen war gestillt), und es gab innerhalb der einzelnen Klöster keinen Wunsch mehr, sich zur Ehre des Gesamt-Ordens hervorzutun. Der Gedanke an den Allgemeinbegriff der Kirche fehlt völlig. Das Bürgertum war als Bauherr an die erste Stelle getreten, und die Folge davon ist, daß ein nüchtern praktischer Baugeist fast überall hervortritt und mit ihm zusammen eine Neigung zum handwerklich Tüchtigen bis ins Virtuosenhafte hinein. Die Pfarrkirche ist das massenhaft erscheinende Hauptprodukt dieser Bautätigkeit, und zwar — nach den Voraussetzungen wird man nichts anderes erwarten dürfen — ein künstlerisch meist recht gleichgültiges.

Thann, St. Theobald. *Tafel 56 u. 57.*

Besondere Umstände lassen hier und da trotzdem bisweilen ein besonderes Werk entstehen. In Thann hat eine Bauhütte, die an einen zu Beginn des 14. Jahrhunderts geschaffenen einschiffigen Bau anknüpfte, in anderthalbjahrhundertlanger Tätigkeit, immer wieder von neuem ansetzend und anstückelnd, zuweilen auch wirklich von hoher Gesinnung getrieben, schließlich ein sehr eindrucksvolles Werk geschaffen. Die Hauptdaten, wie sie Heinrich Lempfrid aus einem Fabelgewebe klar herausgestellt hat[50]), sind: Bau der älteren einschiffigen Kirche 1307—1310,
Umbau d. h. Neubau des jetzigen Südschiffs 1332—1344,
Chorbau 1351—1422,
Nordturm 1351, 1467, 1516,
Nordschiff 1430—1455.

Das Ergebnis ist eine dreischiffige Basilika ohne Fassadentürme und ohne Querschiff; mit stark ausgesprochenem polygonalem Chor; mit einem sehr hochgeführten und sehr reichausgebildeten Turm am Ostende des nördlichen Seitenschiffs; mit einem polygonal geschlossenen, für die Innenwirkung ziemlich bedeutungslosen Kapellenanbau an der Südseite. Die Gesamtwirkung beruht auf dem Vielerlei der Teile und Formen; sie ist nicht architektonisch, sondern im wesentlichen malerisch.

Rein architektonisch wird man die Westfassade durchaus gering einschätzen müssen. Ihre Entstehungsgeschichte ist sehr kompliziert. Der erste Fassadenbau (1342—1350) war vor Entstehung des Nordschiffs im Zusammenhang mit dem Bau des Mittelschiffs entstanden. Als er, um mehr als ein Jahrhundert später, auf die jetzige Höhe und Breite gebracht wurde, geschah dies ohne viel Rücksicht auf den vorgefundenen Bestand, mehr in der Absicht auf dekorativen Reichtum als in eigentlich architektonischem Ehrgeiz. Das Resultat ist ein mit Einzelheiten prunkendes, im Ganzen verhältnisloses Schaustück, dem die willkürliche Restauration des 19. Jahrhunderts den Rest gegeben hat.

In das kolossale Portal, das fast den ganzen Raum des Mittelteils zwischen den, ähnlich wie an der Straßburger Westfassade, mit flachem Blendwerk dekorierten Strebepfeilern ausfüllt, ist — wohl im 15. Jahrhundert — ein kleineres Doppelportal eingefügt worden. Es scheint, als sei ein Teil der alten Gewändestatuen dabei wieder mit benutzt worden. Aber ob, von diesem Ein- und Vorbau abgesehen, das alte Portal in seiner ersten Anlage erhalten geblieben ist, ist mindestens zweifelhaft. Saß das Tympanon mit seinen fünf Reliefstreifen samt seiner Umrahmung nicht ursprünglich um ein Stück tiefer? Ist es nicht — etwa des jüngeren Portaleinbaus wegen — in die Höhe gerückt worden? Unstimmigkeiten in den Maßen, die nicht ganz geschickt verschleiert worden sind, mancherlei Seltsamkeiten in der Umrahmung lassen diese Vermutung wach werden. Die allzu kleine Rose über dem Portal mit ihrem jämmerlich plumpen Maßwerk ist ohne Bedeutung für die Gesamtwirkung. Die Baldachin-

gallerie zwischen Portal und Rose, in der Mitte mit dem Bogen zusammen leicht ansteigend, ist eine ganz moderne, der Westfassade des Straßburger Münsters schlecht nachgeahmte Zutat, für die sich im alten Bestande der Fassade kaum eine Andeutung gefunden hat. Möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß ein Wimperg geplant war; gewiß aber keine solche Zuckerbäckerarbeit, durch die außerdem noch die Versetzung der Apostel-Statuen an die Vorderseiten der Strebepfeiler notwendig geworden ist. In ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die Fassade, die im Giebel die Jahreszahl 1498 trägt, ein Werk des 15. Jahrhunderts zu nennen. Außer dem eingebauten Doppelportal gehört von der Rose aufwärts alles, insbesondere aber auch die dem Südschiff so wenig entsprechende Stirnseite des nördlichen Seitenschiffs dieser Zeit an.

Das Nordschiff, erheblich breiter und höher angelegt und wesentlich reicher ausgestattet, ist in der Hauptsache zwischen 1430 und 1455 erbaut worden; die Einwölbung, berichtet Lempfrid, sei erst 1492 erfolgt; doch läßt die Außenseite vermuten, daß auch sie erst ganz am Ende des 15. Jahrhunderts ihre gegenwärtige dekorative Ausgestaltung erhalten habe. Das Portal mit den rechtwinkligen Türumrahmungen mindestens, an dem eigentliche Spitzbogen kaum mehr vorkommen, wo der Kielbogen, der Korbbogen, der flachgedrückte Rundbogen herrschen, erinnert so stark an das von 1495 an erbaute Laurentiusportal am nördlichen Kreuzarm des Straßburger Münsters, daß es zeitlich kaum erheblich früher als dieses angesetzt werden kann. Das Fenster neben dem Portal ist zwar in der palmettenförmigen Komposition des Maßwerks sehr schön, in der Einzelform jedoch recht gering. Die Restauration des 19. Jahrhunderts hat durch übergroße Zierlichkeit des zum Teil sich ganz loslösenden Maßwerks am Portal wie an den Balustraden schwer gefehlt.

Für die Ausgestaltung des Hauptschiffs sind die Jahre 1468—1495 als Bauzeit ermittelt worden. Selbstverständlich spricht sich auch hier die zerrissene Entstehungsgeschichte des Baus deutlich aus. Die beiden, die Schiffe trennenden Pfeilerstellungen sind ganz verschieden behandelt. Die nördlichen Pfeiler, das sind die jüngeren, haben an der dem Hauptschiff zugewandten Seite einen sehr kräftig entwickelten Dienst; hier wie an den anderen kleinlich profilierten Seiten fehlt jede Bezeichnung der Bogenansatzpunkte. Die Südpfeiler hingegen haben einen nach allen Seiten gleichmäßig entwickelten Querschnitt; auch hier ist auf die Kapitälbildung verzichtet. Die Gewölbe haben im Hauptschiff, wie im Chor, Netzform, während im Südschiff noch das vierteilige Gewölbe beliebt worden war. Im Nordschiff bekundet sich die gesteigerte Lust am Komplizierten durch ein vielteiliges Sterngewölbe.

Für den Beginn der Arbeit an den Ostteilen — Chor und Turm — ist das Datum 1351 gesichert; doch muß auch hier die Bauführung schleppend und stockend gewesen sein. Erst zum Jahre 1422 wird die Chorweihe gemeldet. Im Jahre 1467 — also mehr als 100 Jahre nach dem Baubeginn — war der Turm bis zum Abschluß des viereckigen Teils fertig, im Jahre darauf konnte in seinem obersten Geschoß eine Glocke aufgehängt werden. Dann aber scheint eine große Unterbrechung eingetreten zu sein. Eine Inschrift am oberen Ende des achteckigen Geschosses nennt das Jahr 1506 als Baubeginn für den „Achtort", das Jahr 1516 als Datum der Vollendung. Der Vollendung des Achtorts oder auch des ja ebenfalls achteckigen Helms? Im letzten Falle wäre in den zehn Jahren von 1506 bis 1516 ein ganz gewaltiges Stück Arbeit geleistet worden. Gewiß ist jedoch nur, auch ausweislich der Formen, die Pause von 1468 bis 1506. Ob der Helm wirklich 1516 vollendet worden ist, steht einstweilen dahin; daß die Thanner Chroniken es behaupten, will nach der Entwertung dieser Quelle durch Lempfrid nicht viel beweisen.

Am Chor muß die Arbeit alsbald nach Beginn ins Stocken geraten sein. Min-

destens zeigen die kolossalen Fenster, deren farbige Verglasungen die Jahreszahlen 1422 und 1424 tragen, spätgotische Maßwerkformen — Kielbogen, Fischblasen und dergl. — und die Strebepfeiler sind dementsprechend konkav abgedeckt. Die Hauptarbeit ist also gewiß erst im Beginn des 15. Jahrhunderts geleistet worden. Die unmittelbar darnach in Angriff genommene Arbeit war die Erweiterung des Baus nach Norden durch Anfügung des Seitenschiffs, von dem bereits die Rede war. Erst nach Vollendung dieses aus praktischen Gründen offenbar sehr notwendigen Bauteils im Jahre 1455 wurden die Arbeiten am Turme aufs neue in Angriff genommen und bis zum Jahre 1468 rasch gefördert. Dieser zeitlichen Ansetzung entsprechen auch die an den unteren Turmgeschossen gebrauchten Formen. Die flache Blendendekoration an den Ecken, die Kielbogen des Maßwerks, die für statuarischen Schmuck vorgesehenen, übereck gestellten Baldachine, ja selbst der Kranz des frei nach unten aus den Kielbogen abspringenden Maßwerks, findet sich am Nordschiff wieder. In den oberen, nach 1506 entstandenen Turmgeschossen wächst die Formenfülle und Formenschwere. Hier erscheinen ähnliche Formen wie an dem zwischen 1495 und 1505 erbauten Laurentiusportal des Straßburger Münsters: Kielbogen, die sich kreuzen; Segmentbogen; Maßwerk, dessen Teile aus dem Scheitel des Bogens sich abwärts zu bewegen scheinen; vieles und reiches Krabbenwerk, dünne, hochaufsteigende und mit dem Helm durch konkave Strebebogen verbundene Fialen. Und der Helm selbst mit der leichten, ebenfalls konkaven Krümmung seiner Rippen und dem Fischblasenmaßwerk zwischen ihnen ist eine im spätgotischen Sinne modifizierte Nachbildung des schönsten Turms, den Deutschland besitzt, des Freiburger Münsterturms.

Ostwärts in das benachbarte Alamannenland werden wir also gewiesen, wie unser Blick ehedem sich nach Westen wenden mußte, wenn nach den Quellen der elsässischen Baukunst gefragt wurde.

Mit Recht ist von Lempfrid betont worden, wie sehr der Grundriß des Baus — trotz seiner stückweisen Ausgestaltung — den Grundrissen schwäbischer Kirchen ähnelt. Wie in Überlingen, in Weil der Stadt, Schwäbisch Gmünd fehlt das Querhaus; wie dort ist der Chor stark entwickelt, weit nach Osten hinausgebaut, und auch die Anordnung des Turms am Ostende des Seitenschiffs hat ihre Analogien in Schwaben. Desgleichen die Innengestaltung, Pfeilerschnitte und Gewölbe. Am stärksten sind die Ähnlichkeiten mit zwei außerhalb des eigentlich schwäbischen Gebietes liegenden Werken der schwäbischen Schule: Mit dem ersten freistehenden Geschoß des Straßburger Münsterturms, das der Schwabe Ulrich von Ensingen zwischen 1400 und 1419 errichtet hat, und mit dem Berner Münster, dessen Grundriß von Matthäus Ensinger, dem Sohne Ulrichs, entworfen ist[51]). Der Thanner „Achtort" nimmt sich aus wie eine Korrektur des gleichen Bauteils in Straßburg. Ulrich von Ensingen war in Straßburg mit der vollen Rücksichtslosigkeit naiven Künstlertums ans Werk gegangen: Er wollte einen Turm erbauen, der um seiner selbst willen da war, dessen Existenzrecht nicht auf seinem Zusammenhange mit dem übrigen Kirchengebäude ruhte, von gewaltigen Maßen. Um 1400 ward das Werk in Angriff genommen. Achteckig steigt der Turmkörper von der Plattform auf, und freistehende Treppentürmchen, jedes von anderem Grundriß, füllen die Ecken des Grundquadrats. Es ist von jeher aufgefallen, daß über dem hohen, fast die ganze Achteckbreite einnehmenden Hauptfenster noch ein zweites kleineres Fenster angeordnet ist. Der Meister hatte ursprünglich wohl in der Höhe fehlgegriffen, sie im Verhältnis zum Unterbau etwas zu gering angenommen und diesen Fehler schließlich durch Aufsetzen eines zweiten kleineren Stockwerks gutgemacht. Der Thanner Baumeister nun hat von vornherein seinen Achtort in zwei durch die Fensterteilung markierten Geschossen angelegt, von denen das untere niedriger

Straßburg, Münster. Westturm. *Tafel 61.*



ist. Die Vermittlung zwischen beiden Geschossen wird hier wie dort durch Kielbogen, die sich schneiden, gebildet. Zu Straßburg hörte die praktische Einwirkung der schwäbischen Schule mit dem Oktogon auf; das im Geist des Ulrich von Ensingen entworfene Helmprojekt, das wahrscheinlich sein Sohn Matthäus nach Bern gebracht hat, wurde zugunsten eines von dem Kölner Johannes Hültz herrührenden aufgegeben; in Thann hat es vereinfacht und in spätgotischem Sinne modifiziert, seine Verwirklichung gefunden. Dem Achteck, das in Straßburg von vier freistehenden Treppentürmchen begleitet wird, die gleichzeitig den Übergang aus den Viereck ins Polygon erleichtern sollen, ist in Thann nur ein Aufgang an der Südostseite beigegeben. Die Rippen des Helms sind leicht nach innen gekrümmt, das Maßwerk zwischen ihnen zeigt — anders als auf dem Berner Entwurf — spätgotische Formen.

Die Ähnlichkeit mit dem Berner Münster ist besonders stark am Chor und am Nordschiff. Wie in Bern die horizontale Zweiteilung der hohen Fenster; wie in Bern das aus dem Bogenscheitel nach unten ausstrahlende Fischblasenmaßwerk von sehr reduzierter Masse der Steinteile. Im Innern dann die gleichen Gewölbeformen. Und doch wäre es falsch, zu schließen, daß der Thanner Meister den bedeutend umfangreicheren Berner Bau als Vorbild benutzt habe; denn Bern ist ja erst 1420 in Angriff genommen worden; also unmittelbar, ehe der Thanner Chor vollendet worden ist. Aber vielleicht war Matthäus Ensinger, ehe er nach Bern ging, kurze Zeit in Thann, mochte er doch als Schüler seines weithin berühmten Vaters auch selbst als eine zu Rat und Plan geeignete Persönlichkeit gelten. Wie es sich aber auch immer mit dieser persönlichen Beziehung verhalten mag, außer allem Zweifel steht die Beziehung des Thanner Münsters zur schwäbischen Schule.

Straßburg, Münsterturm. *Tafel 61.*

Am Straßburger Münster ging die Bauleitung nach dem Tode des Ulrich von Ensingen nicht auf dessen Sohn Matthäus über, der zunächst zur Verfügung gewesen wäre, sondern auf den Kölner Johannes Hültz. Nach seinem Entwurfe ist der achtseitige Helm in den Jahren 1419—1439 erbaut worden, jenes Wunderwerk eines in der kunstvollsten Komplikation der einfachen Aufgabe sich gefallenden Geistes. Die Rippen dieses Helms sind nämlich aus 52 kleinen Wendeltreppchen gebildet: Je 6 Treppentürmchen, deren jedes mit der Hälfte seiner Grundfläche über das untere gegen die Mittelachse vorgreift, geben zusammen eine Rippe. Und über diesem System von $8 \times 6 = 48$ Treppen führen dann noch vier Treppen in die Spitze. Die Räume zwischen den Rippen sind mit Maßwerk gefüllt; während an den anderen großen Türmen — Freiburg, Ulm — das Maßwerk die Hauptfläche einnimmt, verschwindet es hier beinahe zwischen den zur Hauptsache gewordenen Rippen. Das ganze, so raffiniert es ausgedacht ist, wird man immer nur als eine Spielerei bewerten müssen, als zwecklos und überflüssig. Die Zugänglichkeit der Turmspitze hätte auf andere Weise viel einfacher erreicht werden können; die Kunstmittel sind hier Selbstzweck geworden.

Schlettstadt, Chor und Westbau des Münsters St. Georg. *Tafel 40.*

Auch in Schlettstadt wurde im 15. Jahrhundert die Bautätigkeit am Münster wieder aufgenommen, und zwar in doppelter Richtung, nach Osten und Westen. Zahlreiche Meister werden wohl durch das ganze Jahrhundert genannt; welches ihre Leistungen im einzelnen gewesen sind, läßt sich jedoch nicht feststellen. Der Hauptchor, der um diese Zeit an der Stelle eines älteren, zwischen den beiden Seitenchörchen nur mäßig heraustretenden polygonal geschlossenen Altarhauses errichtet wurde, ist eine ungewöhnliche Anlage, sowohl durch seine Maße, wie durch seinen Grundriß. Breit, lang und hoch, außer Proportion zum Quer- und Langhaus, auf dem Grunde eines einfachen Rechtecks erbaut, gibt er sich sogleich als späterer Zusatz zu erkennen. Auch der ebenfalls dem 15. Jahrhundert angehörende Westbau ist aus einer auf Großräumigkeit ausgehenden Bauabsicht entstanden. Wie der Westbau des Straß-

burger Münsters, ist auch er eine Erweiterung des Langhauses, freilich mit sehr geänderter Proportionierung und auch in der Breite weit über die Langhausbreite hinausgreifend. So ergibt sich eine Wirkung, die man wohl der eines westlichen Querhauses vergleichen darf. Nicht die Hauptfront, sondern die Südseite ist durch sehr reiche architektonische Behandlung ausgezeichnet: Über dem schmalen Portal ein sehr breites Fenster mit einer kolossalen Rose im Bogenfelde; und darüber, durch eine spätgotische Balustrade getrennt, ein Giebel, dessen ganze Fläche durch Blendbogen in schmale hohe Räume geteilt ist — ein Motiv, das sich ähnlich an spätgotischen Kirchen Schwabens findet. Der Turm, der sich über dem quadratischen Mitteljoche des Westbaus erhebt, kommt ebenfalls von der Südseite her zu besonders mächtiger Erscheinung. Über das Querhausdach steigt er noch mit zwei sehr hohen, durch kräftige Horizontalen von einander geschiedenen Stockwerken auf. Sein schweres Gefüge lockert sich etwas nach oben durch die Zunahme der Fenstergrößen. Die Strebepfeiler tragen auf ihren Abstufungen leichte und elegante Baldachin- und Fialengruppen. Über dem zweiten Fenstergeschoß war der Übergang ins Achteck in Aussicht genommen und sogar bereits begonnen. Da aber — es mag um 1500 gewesen sein — erlahmte die Kraft, man begnügte sich mit einer provisorischen Abdeckung in Haubenform, die nachher zu einer dauernden geworden ist.

Hagenau, St. Nikolaus. *Tafel 58.*

Die trockene Regelhaftigkeit, durch die sich spätgotische Bauten so stark von den wie im Impuls errichteten, nicht bis ans Ende vorbedachten spätromanischen Bauten unterscheiden, zeigt sich besonders klar — und in diesem Falle vorteilhaft — am Bau der Prämonstratenser-Kirche St. Nikolaus in Hagenau, der 1425 vollendet worden ist[52]). Eine ungewöhnliche Längenerstreckung ist ihr eigen: An das elf Joche umfassende Langhaus schließt sich unmittelbar ein langer mit fünf Seiten des Achtecks geschlossener Chor; kein Querhaus tritt der Längenbewegung kontrastierend entgegen. Als Träger der Hochmauer dienen nicht mehr komplizierte Gliederpfeiler, sondern stämmige Rundpfeiler. Zur Aufnahme der Gewölbegurten und Rippen sind einfache, auf die Pfeilerkapitäle gestellte Dienste angeordnet. Die Arkaden haben ein sehr schweres Profil. So ist alles, was reich und kompliziert sein könnte, möglichst einfach und aus dem Gesichtspunkt bloßer Zweckdienlichkeit gestaltet. Die perspektivische Wirkung ist günstig und wird noch verstärkt durch die allmähliche Höhenabnahme in den Chorgewölben. — Am Äusseren des Baus ist nur ein negatives Moment von Interesse: Die Strebebogen liegen in den Dachräumen der Seitenschiffe versteckt.

Truttenhausen, Kirchenruine. *Tafel 59.*

Auch die zweite spätgotische Klosterkirche, die wir aus der nicht sehr großen Zahl der erhaltenen abbilden, die vom Kloster Hohenburg aus gegründete Augustinerchorherren-Kirche von Truttenhausen, ist eine höchst einfache Anlage. Am Ende des 15. Jahrhunderts, nach gewaltsamer Zerstörung erneuert, fiel sie bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts abermals Krieg und Brand zum Opfer und liegt seither in Ruinen. Es ist ein einschiffiger Bau, aus geringem Bruchsteinmauerwerk errichtet; nur die Ecken, Pfeiler und Fenstergliederungen sind aus behauenem Stein hergestellt. Unversehrt — bis auf das fehlende Dach — steht nur noch der Westturm, höchst massiv, beinahe ohne Durchbrechungen, fast wie der Berchfrit einer Burg dreinschauend. Vom Schiff stehen nur noch die Umfassungsmauern mit großen und kleinen Maßwerkfenstern und die hohe Giebelmauer; an diese schließt sich, etwas eingezogen, aber dem Schiffe an Länge fast gleich, der Chor mit polygonaler Endigung. Das Ganze, prachtvoll vom dichtesten Epheu überwuchert, ist heute mehr ein malerischer als ein architektonischer Eindruck.



Hunaweier, Pfarrkirche. *Tafel 60.*

Und so entbehrt auch die Kirche von Hunaweier an sich des künstlerischen und architektonischen Interesses. Als Kirchenbau völlig gleichgültig, höchstens infolge der Lage auf dem Berge, der Unregelmäßigkeit des Grundrisses und der asymmetrischen Stellung des Turms von einer gewissen malerischen Wirkung, ist sie hingegen als Wehrbau immerhin merkwürdig. In ziemlich weitem Umkreise zieht sich eine von sechs halbkreisförmig herausgebauten Bastionen geschützte Mauer um die Kirche; auch der Eingang des ummauerten Bezirks war stadttorartig ausgestaltet. Für die Bestimmung der zeitlichen Stellung lassen sich nur schwer Anhaltspunkte gewinnen. Wappenschlußsteine mit der Jahreszahl 1525 sprechen dafür, daß die Kirche damals ihre gegenwärtige Gestalt erhalten habe. Man könnte sich wohl denken, daß die Befestigung oder wenigstens ihre Erneuerung in dieser Zeit im Zusammenhang mit den Bauernkriegen erfolgt ist.

* * *

Charakterisierung der Spätgotik.

Kein Zweifel, daß die Bauten des spätgotischen Stils sich weder nach Art noch nach Stärke ihrer künstlerischen Wirkung mit den spätromanischen und frühgotischen Bauten vergleichen lassen. Es fehlt ihnen sowohl das kraftvoll Sprudelnde eines überschießenden Temperaments, wie es die zwischen 1175 und 1230 erstehenden Bauten haben, wie das weise Erwägende, das dem jungen, aber trotzdem schon reifen frühgotischen Stil eigen ist. Ein nüchterner, rechnerischer Geist ist eingezogen. Wohl will die Gotik in ihrer späten und spätesten Entwicklung große weite Räume schaffen, und gewißlich ist der Wille dazu eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften. Aber es fehlt ihr die Neigung, diese Räume auch in allen Einzelheiten durchzubilden, die tragenden Kräfte wirklich zum Ausdruck zu bringen, das Organische in allen Teilen des Kirchenraums, unten wie oben, walten zu lassen. Man scheut zurück vor der Fülle der Steinmetzenarbeit, die der vollendete gotische Stil forderte, vor den raffiniert gegliederten Pfeilern und Trägern, wie vor den kolossalen Maßwerkfenstern. Die konstruktive Kühnheit der weiten und hohen Mauerdurchbrechungen wird als Übermut empfunden, und das Verständnis für den sinnenfällig zum Ausdruck gebrachten Zusammenhang zwischen dem Unten und Oben, zwischen tragenden und getragenen Teilen, zwischen Pfeiler und Bogen verliert sich. Man vereinfacht den Pfeilerquerschnitt zum simplen Viereck mit gestutzten Ecken, oder man gestaltet ihn kompliziert, aber ohne Beziehung zu den Bogen, die er trägt. Man verzichtet auf die Kapitäle, deren reiche struktive und dekorative Ausbildung die Gotik vom romanischen Stil überkommen hatte, und läßt auch die Gewölbebogen aus dürftigen Konsolen entspringen — ja man verzichtet zuweilen selbst auf diese. Das Ganze wird vernachlässigt zu Gunsten einzelner Teile oder auch nur eines einzigen Teils; auf diesen wird — man erinnere sich nur des Straßburger Münsterturms — ein Maß von künstlichster Einzeldurchbildung konzentriert, viel größer als es durch die Aufgabe an sich gefordert wäre. Entweder vereinfacht man die Deckenbildung, indem man zum Flachdeckbau zurückkehrt oder man kompliziert sie, indem man das Gewölbe netz- oder sternförmig gestaltet, auch hier die ursprüngliche konstruktive Bedeutung der Rippen wieder negierend. Auf der einen Seite also der Verzicht auf alles konstruktiv nicht unbedingt Notwendige, die Neigung zur Vereinfachung, — auf der andern die spielerische Sucht zur Vervielfältigung, zur Komplikation. Wir vermögen hier nicht mehr jene Harmonie zwischen Mittel und Zweck, die wohltuende Deckung von Gewolltem und Erreichtem zu empfinden, wie sie der jungen Gotik eigen ist. Wir nehmen vielmehr wahr, daß man die Mittel für große Zwecke spart oder — an einzelnen Stellen verschwendet. Zuweilen schlägt die Spät-

gotik noch nach einer anderen Richtung in ihr Gegenteil um: Sie wird bisweilen malerisch. Aus malerischem Sinne ist z. B. zu erklären, wie am Münster St. Theobald in Thann die späteren Bauteile zu den älteren komponiert sind, vielmehr malerisch als architektonisch ist das Nordportal derselben Kirche mit seinen vielfachen Überschneidungen und seinen starken Lichtgegensätzen. In noch höherem Maße sind all diese an sich unarchitektonischen Mittel an dem von 1495 bis 1505 erbauten Laurentiusportal des Straßburger Münsters verwertet[53]). Kräftig gewulstete Formen; naturalistisch behandeltes Astwerk; tiefe Aushöhlungen; vorkragende Baldachine. Es ist das Barock der Gotik.

* * *

Stellung des Elsaß zum Westen und Osten.

Blicken wir zurück, so ergibt sich mit voller Schärfe, daß die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert in der baugeschichtlichen Entwicklung des Elsaß eine Grenze ist. In der Periode des Übergangsstils, wie in der Frühzeit der elsässischen Gotik führen alle Beziehungen nach Westen. Frankreich, in diesem Jahrhundert ein wirkliches Reich der Mitte, gibt aus seinem ungeheuern Reichtum eine Fülle von Anregungen. Um 1300 brechen diese Beziehungen plötzlich ab[53a]). Wo in Urkunden Meister mit ihrem Herkunftsort genannt werden, sind es Leute vom Rhein oder — noch häufiger — aus Schwaben. Wilhelm von Marburg erscheint unter den Werkmeistern des Colmarer Münsters; nach Straßburg rief man, als gegen 1400 nach tiefem Verfall neues Leben in die Bauhütte des Münsters kam, den großen Schwaben Ulrich von Ensingen vom Ulmer Münsterbau herbei. Mit ihm und nach ihm waren seine Söhne am Münster tätig. Als er starb, ward eine Kommission zur Beratung des Weiterbaus zusammengerufen: ein Frankfurter, ein Schlettstädter, ein Freiburger, ein Württemberger. Nicht Matthäus Ensinger, der Sohn Ulrichs, sondern der Kölner Johannes Hültz ward mit der Vollendung betraut, und nach ihm erscheinen noch der Wormser Jost Dotzinger und der Niederbayer Jakob von Landshut. Ja so zentral wurde Straßburgs Stellung empfunden, daß im Jahre 1459 auf dem Regensburger Hüttentage die Straßburger Bauhütte als die oberste in allen deutschen Landen erklärt wurde. Und wie in Straßburg, so in Schlettstadt, Colmar und Thann. Überall greift jetzt der Osten künstlerisch nach Westen vor — eine Erscheinung, zu der sich zahlreiche Analogien in anderen Kulturkreisen und ebenso im politischen Leben nachweisen lassen. Das Elsaß schließt sich gegen den Westen ab, es wehrt sich gegen die burgundischen Bestrebungen; es öffnet sich gegen den Osten, es steht, wie mit dem rheinischen, so auch mit dem schwäbischen Städtebund zusammen. Namentlich im 15. Jahrhundert war — trotz Schwarzwald — die Einwanderung aus Schwaben und Franken, und gerade auch die von Malern und Bildhauern sehr stark. Man denke, wie viele erlauchte Künstler aus diesen Teilen Deutschlands im 15. und 16. Jahrhundert — außer den Einheimischen — auf elsässischem Boden gearbeitet haben! Martin Schongauer und der ältere Holbein, Albrecht Dürer und Mathias Grünewald! Hat das Elsaß auch in diesen großen Jahren des deutschen Lebens selbst keinen ganz großen Künstler hervorgebracht, so hat es doch, indem es jene Schwaben und Franken herbeirief und ihnen die Möglichkeit des Schaffens bot, bewiesen, wie sehr es sich innerlich als zu jenen gehörig fühlte.





B. Wehr- und Wohnbau.

Städte- und Burgenbau, Wohn- und Wehrwesen stehen im Mittelalter so vielfach zueinander in Beziehung, daß sie auch hier im Zusammenhange behandelt werden müssen. Es versteht sich, daß die Ausbildung der Stadtbefestigung mit der Entwicklung des Städtewesens überhaupt Hand in Hand ging. Der befestigte Einzelsitz ist im Ganzen älter als die befestigte Ortschaft; beide haben auf deutschem Boden ihre Vorgänger in den römischen Höhenbefestigungen und den römischen Standlagern. Mittelbar oder unmittelbar sind diese nicht nur Vorgänger, sondern auch Vorbilder gewesen.

I. Burgenbau.

Älteste Befestigungen.

Mit ein paar andeutenden Worten ist in der Einleitung vom frühmittelalterlichen Wohnbau die Rede gewesen; er wird in der Regel zugleich Wehrbau gewesen sein, sicher wenigstens dann, wenn er ansehnlicheren Umfangs und isoliert war. Wie von den Wohnbauten der merowingischen und karolingischen Zeit, ist auch von den aus Erde und Holz errichteten Wehranlagen dieser Periode, schon der Vergänglichkeit ihres Materials wegen, nichts erhalten, was in diesem Zusammenhange besprochen werden darf.

Die elsässischen Burgen sind mit ganz wenigen Ausnahmen — die wichtigste ist die zuweilen als merowingisch bezeichnete Pfalz von Egisheim — Höhenburgen und überwiegend zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert erbaut. Mag das Prinzipielle römischer Höhenbefestigungen in ihnen aufgenommen und erhalten sein, der Nachweis, daß sie an der Stelle römischer Befestigungen stehen, läßt sich in den seltensten Fällen führen. Immerhin, für Girbaden und die Frankenburg ist dieses Verhältnis gewiß. Es ist selbstverständlich, daß auch in merowingischer, karolingischer und ottonischer Zeit mancher bereits von den Römern als zur Befestigung geeignet erkannte Punkt seine Bedeutung bewahrt hat. So wird die Frankenburg, auf einem Bergvorsprung des Lebertals, dort wo das Weilertal einmündet, gelegen, gerne mit Chlodwig in Verbindung gebracht. Sicher ist sie, wie schon die Heidenmauer bei dieser Burg in ihrer der Heidenmauer des Odilienbergs ganz verwandten Anlage beweist, eine der ältesten Befestigungen des Landes. Aber an ihr so wenig, wie an der schon 662 erwähnten Isenburg oberhalb von Rufach, wie an der 739 genannten Wasenburg hat sich römisches Mauerwerk erhalten, wenn auch hier und da gewiß die jüngeren Mauerzüge auf älteren, gelegentlich selbst wohl auf römischen Grundlagen ruhen.

Neue Entwicklung des Burgenwesens.

Es versteht sich, daß die Entwicklung des Burgenwesens auf Engste mit der Entwicklung des Rittertums zusammenhängt. Am Ende des 11. Jahrhunderts treten die Grundherren, die sich durch ihren militärischen Beruf von der Masse sondern, als eine eigene Gesellschaftsklasse hervor. Die Kreuzzüge fördern naturgemäß diese soziale Sonderung, aber sie führen auf der anderen Seite zu einer Verbindung des deutschen

Rittertums mit dem fremden, besonders mit dem französischen. Eine in sich geschlossene, viele weltliche Züge an sich tragende Kultur ist dem Ritterstande eigen, und, was er an dauernden Werten hervorgebracht, ist gar nicht gering anzuschlagen. Wir sehen heute das Leben auf den Burgen mit anderen Augen an, als die Romantiker; nicht mehr fließt es dahin unter Sang und Klang, mit minniglichem Tand, mit Jagd und Waffenspiel. Nur für die größeren Burgen, wie Girbaden, St. Ulrich u. dergl. mag jene Vorstellung von einem heiteren, auch freundlicheren Genüssen zugewandten Leben gerechtfertigt sein. Gewiß aber war das Leben der meisten Ritter hart und arm, der Bewirtschaftung des Grundes und dem Kriegsdienste gewidmet.

Das Elsaß als Burgenland.

Das Elsaß ist eines der burgenreichsten Länder Deutschlands. Noch heute sind uns mehr als zweihundert Burgen wenigstens dem Namen nach bekannt, von denen freilich ein nicht geringer Teil untergegangen ist, ohne irgendwelche oberirdische bauliche Spuren zu hinterlassen. Ein ganz geringer Bruchteil nur ist durch all die Jahrhunderte — freilich unter den mannigfachsten Umwandlungen — der Benutzung, dem lebendigen Leben erhalten geblieben. Eine sehr beträchtliche Zahl schmückt, zerfallen und überwuchert, die Vorberge der Vogesen, selbst im Verfall noch lebendigste Zeugenschaft ablegend für die Größe der Zeit, der sie angehörten.

Die große Burgenbauperiode des Elsaß liegt zwischen 1150 und 1350 eingeschlossen. Innerhalb dieses Zeitraums ist wiederum die erste Hälfte durch besondere Regsamkeit ausgezeichnet, d. h. also die Zeit der Hochblüte des romanischen Stils, die Zeit, da die Staufen auf dem deutschen Königsthron saßen. Ihnen ist von jeher ein sehr erheblicher Anteil am elsässischen Burgenbau zugesprochen worden, und von Herzog Friedrich II. ist gesagt worden, daß er am Schweife seines Pferdes eine Burg mitschleife. In der Tat hätte eine solche planmäßige Befestigung des eroberten Landes (in ähnlichem Sinne, wie etwa die Römer erobertes Land sicher stellten) nichts Unwahrscheinliches an sich. Gerade im Gebiet der staufischen Hausmacht, um Schlettstadt, in der Gegend des Odilienberges, gab und gibt es Burgen ja in besonders großer Dichtigkeit; aber nahe Beziehungen zu dem staufischen Geschlecht lassen sich nur bei den wenigsten nachweisen, bei Girbaden, am Ausgang des Breuschtals, Kaysersberg, wo es die Sicherung gegen den Herzog von Lothringen galt, bei der Hoh-Königsburg am Ausgang zweier Gebirgstäler in die Ebene. Wie die Staufen, suchten natürlich auch die Gegner ihrer Macht, so z. B. das Straßburger Bistum, den eigenen Grundbesitz durch Wehrhaftmachung geeigneter Punkte zu stärken. Am Ende des 13. Jahrhunderts haben dann die Habsburger in ähnlicher Weise ihre Macht im Elsaß zu befestigen gesucht, und es scheint, als seien in dieser Zeit viele Burgbauten erneuert worden. Ein erheblicher Teil von ihnen hat im 15. Jahrhundert, nachdem die Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen eine Umwälzung im gesamten Kriegswesen hervorgerufen hatte, nochmals wesentliche Erweiterungen und Umgestaltungen erfahren. Viele haben im Bauernkrieg, noch mehr im dreißigjährigen Kriege schwer gelitten. Einzelne, wie Landskron im Süden und Lichtenberg im Norden des Landes, sind sogar noch im 17. Jahrhundert unter ganz anderen Gesichtspunkten fortifikatorisch wiederhergestellt worden; diese beiden sind erst im 19. Jahrhundert, Landskron 1814, Lichtenberg gar erst 1870, ihrer praktischen Bedeutung völlig verlustig gegangen.

Es ist ohne weiteres klar, daß Burgen nicht in dem gleichen Maße als Zeugnisse für den Baugeist einer Epoche angesehen werden können, wie Kirchen. Für den Burgenbau sind in allererster Linie praktische Bedürfnisse maßgebend gewesen. Es galt die Steigerung der Wehrkraft eines schon an sich wehrkräftigen, strategisch günstig gelegenen Platzes durch allerlei künstliche Mittel. Die Bodenverhältnisse schrieben die Gruppierung der Gebäude vor. Auf künstlerische Wirkung der Gesamtanlage, wie

sie wohl später beim Schloßbau von vornherein in Rechnung gezogen wurde, konnte beim mittelalterlichen Burgenbau, insbesondere bei Höhenburgen, keine Rücksicht genommen werden. Dergleichen wurde nur in den größeren Burgen versucht, und auch hier konnte eine künstlerische Durchbildung ausnahmslos nur einzelnen Bauteilen, besonders dem Palas (Saalbau) und der Burgkapelle, zugewandt werden. Sonst müssen wir uns das Leben in den beschränkten Räumen ziemlich arm denken. Wo heute künstlerische Wirkungen erzielt werden, ist meist der Verfall, das Zusammenwirken des Grüns der Vegetation mit dem Stein die Hauptursache. Das sind Wirkungen von nicht rein architektonischer Art, deren die Photographie auch nicht Herr zu werden vermag. Aus diesem Grunde ist den Burgen, so groß auch ihre geschichtliche Bedeutung ist, im Rahmen dieses Werkes ein verhältnismäßig geringer Raum zugewiesen worden.

»Sunt castra [in Alsatia] in montibus et in plano«, sagt ein Chronist des 13. Jahrhunderts. Nun, wofern unter castra Burgen — befestigte Einzelwohnsitze — gemeint sind, gibt unser Wissen von den Dingen diesem Ausspruch nur bedingtes Recht. Von Tiefenburgen sind im Elsaß nur ganz geringe Spuren noch wahrzunehmen. Die Pfalz von Egisheim, die den Ruf genießt, eine merowingische Anlage zu sein, ist doch nur ein Burgbau des hohen Mittelalters und dazu gegenwärtig so restauriert, daß für eine genauere zeitlichere Fixierung nicht mehr die genügende Grundlage vorhanden ist. Die Regelmäßigkeit der Anlage hätte bei einem Bau auf ebenem Boden nichts Verwunderndes und würde nicht zu der Annahme einer besonders frühen Entstehungszeit nötigen.

Die Denkmäler Pfalzen.

Aber man wird nach staufischen Pfalzen fragen. Ähnlich wie die Karolinger, liebten ja auch die Staufen den elsässischen Boden, der ihnen in besonderem Maße eigen war, und wir hören auch von einer Pfalz in Ober-Ehnheim und einer in Hagenau[53a]). Es heißt also: Von der ersten sind gar keine Spuren erhalten, von der Hagenauer nur geringe. Im Jahr 1164 hatte Friedrich Barbarossa das Dorf Hagenau zur Stadt erhoben, er hat auch die alte Burg zur Reichsburg, zum eigenen, gern und oft benutzten Wohnsitz glänzend umgebaut. Aber Einzelheiten darüber wissen wir nicht, sie ist 1677 von den Franzosen zerstört worden.

Burgen.

Die im folgenden beschriebenen Burgen sind durchweg Höhenburgen; sie sind ungefähr in der zeitlichen Entstehungsfolge geordnet; wo Bauteile aus verschiedenen Zeiten vereinigt sind, war für die Einordnung in die Reihe die Erwägung maßgebend, welche Zeit dem Werke ihren Stempel aufgeprägt hat. Zahlreiche Einzelheiten verdanken wir Pipers grundlegender Burgenkunde[54]).

Girbaden.

Tafel 70 und 71 und Abb. 21.

Girbaden, eine der bedeutendsten Ruinen des Landes, ist am Eingange des Breuschtals an einer Stelle gelegen, der die Römer bereits strategischen Wert zuerkannt hatten[55]). Im 10. Jahrhundert saßen hier die Grafen von Egisheim-Dagsburg. Im 12. Jahrhundert scheint der Besitz zwischen den letzten Dagsburgern und den Staufen geteilt gewesen zu sein, im 13. tritt der Straßburger Bischof als alleiniger Herr auf, nachdem Heinrich VII. 1226 Verzicht geleistet hatte. Was heute noch sichtbar ist, gehört im wesentlichen dem späten 12. und dem Beginne des 13. Jahrhunderts an. In der Verzichtleistung Heinrichs VII. vom Jahre 1226 wird die Burg als castrum novum ante Girbaden noviter constructum bezeichnet. Doch hat im 16. Jahrhundert eine Überarbeitung der Palasfenster stattgefunden. Der Bau scheint erst im dreißigjährigen Kriege zerstört worden zu sein.

Die räumlich sehr gedehnte Anlage sondert sich deutlich in drei Teile. Von der tiefergelegenen Vorburg ist in dem rechteckig ummauerten Bezirk nur ein viereckiger

Turm und die 1192 bereits genannte Valentinskapelle erhalten. Zur Hauptburg gelangt man durch den südlich am Berghang gelegenen langgestreckten Zwinger. Zwischen zwei an mehreren Stellen durch turmartige Vorsprünge verstärkten Mauern führt der Aufgang durch mehrere Tore bis an das Ostende des ummauerten Bezirks. Hier erhebt sich auf einem 18 m hohen Felsen die eigentliche Hochburg, wohl der älteste, sicher der stärkste Teil der ganzen Anlage in mächtigem Buckelquaderwerk, auf unregelmäßig sechseckigem Grundplan, wie ihn eben der Felsen bot, erbaut. Von herrlicher Kühnheit sind an mehreren Stellen die Bogen, die, über Felsspalten hinweg sich spannend, eine weitere Ausdehnung des Baugrundes über das von der Natur Gebotene ermöglichten. Der Berchfrit, nur zum kleinsten Teile erhalten, ist viereckig in die

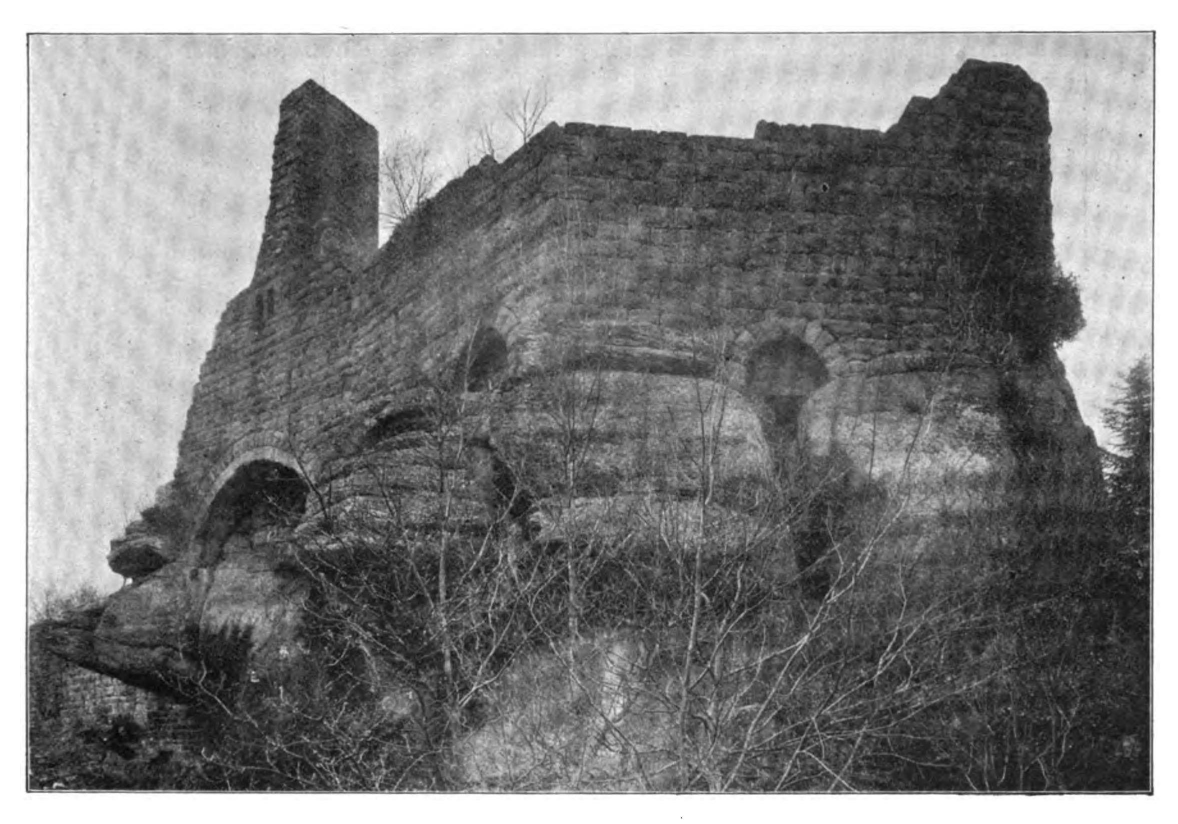


Abb. 21. Girbaden. Die Hochburg.

Ecke der Umfassungsmauer eingebaut; er ist der einzige, aus glatten Quadern errichtete Bauteil, während sonst überall die Buckelquader mit Randschlag verwendet scheint. Zwischen Vorburg und Hochburg, durch beide geschützt, lag auf einer Zwischenstufe des Bodens der eigentliche Burghof mit dem Palas, dessen westliche und südliche Begrenzung auch auf unserer Tafel sehr wohl zu erkennen ist. Nach den erhaltenen Einzelheiten, Säulen, Kapitälen, Kaminen, zählte Girbaden zu den reichst ausgestatteten Burgen des Landes, der sich nur die Ulrichs- und die Hoh-Königsburg vergleichen lassen.

Ulrichsburg.
Tafel 72 u. Abb. 22.

Die Ulrichsburg gehört einer Burgengruppe an, die durch das ganze Mittelalter im Besitz derer von Rappoltstein oder wenigstens von ihnen abhängig gewesen zu sein scheint.[56]) Trotzdem ist jede der drei Burgen fortifikatorisch selbständig und zwar nicht nur ihrer Anlage nach, sondern auch nach ihrer Verwertung in Familienstreitigkeiten gewesen. Welche die älteste ist, bleibt strittig, da die Sonderbezeichnungen erst spät

mit Konsequenz gebraucht werden. Die älteste Erwähnung eines Schlosses Rappoltstein findet sich 1084; die Ulrichsburg „in volgari die Niderburg“ wird erst 1371 genannt, doch ist sie ihren spätromanischen Formen nach sicher viel früher — vermutlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — entstanden. Von späterer Bautätigkeit sind im jetzigen Bestande keine erheblichen Spuren aufzufinden. Die Burg ist wahrscheinlich im 30 jährigen Kriege zerstört worden. Auf einem nicht sehr großen, stark hügeligen Platze ist ein jetzt schwer zu entwirrender Komplex von Gebäuden geschaffen worden, aus dem, deutlich erkennbar, der Palas und der Berchfrit sich herausheben. Gerade das Durch- und Übereinander macht den Anblick so eindrucksvoll; machtvoll herrschend thront über dem Gewirr der in die Flucht der Ringmauer gestellte viereckige Berchfrit, der seiner ganzen Fläche nach mit Buckelquaderwerk belegt ist; seine Mauerstärke nimmt, von außen und innen, mit jedem Geschoß ab. Der Burgweg,

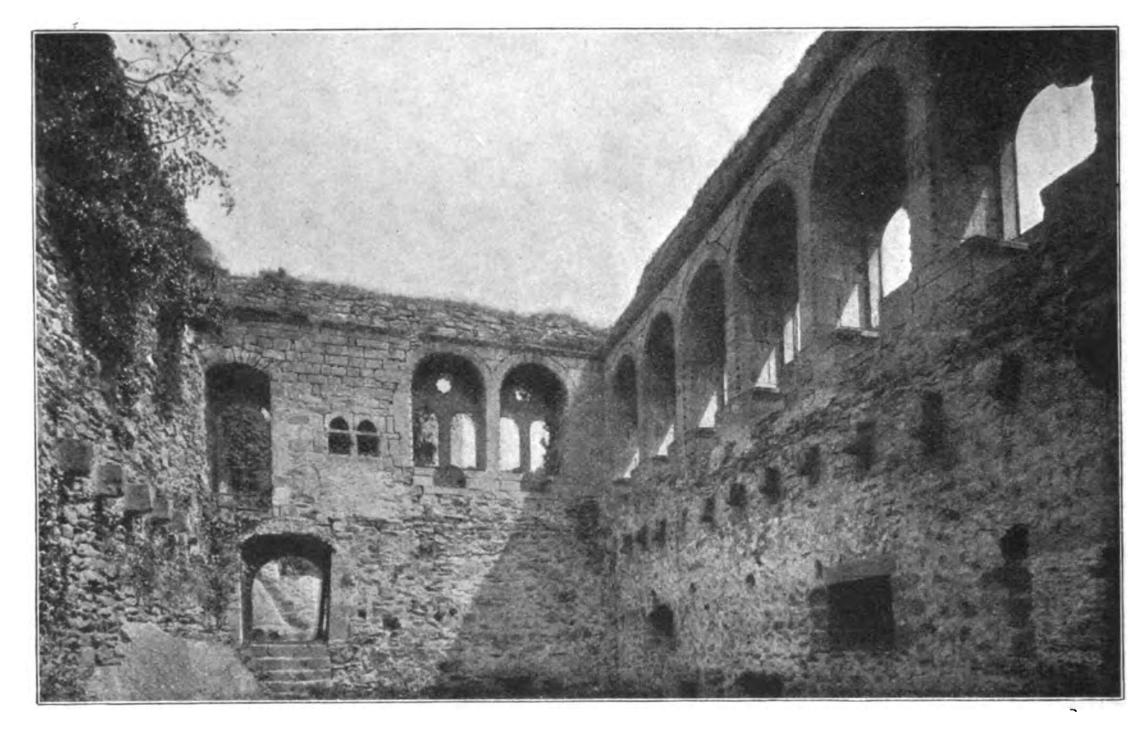
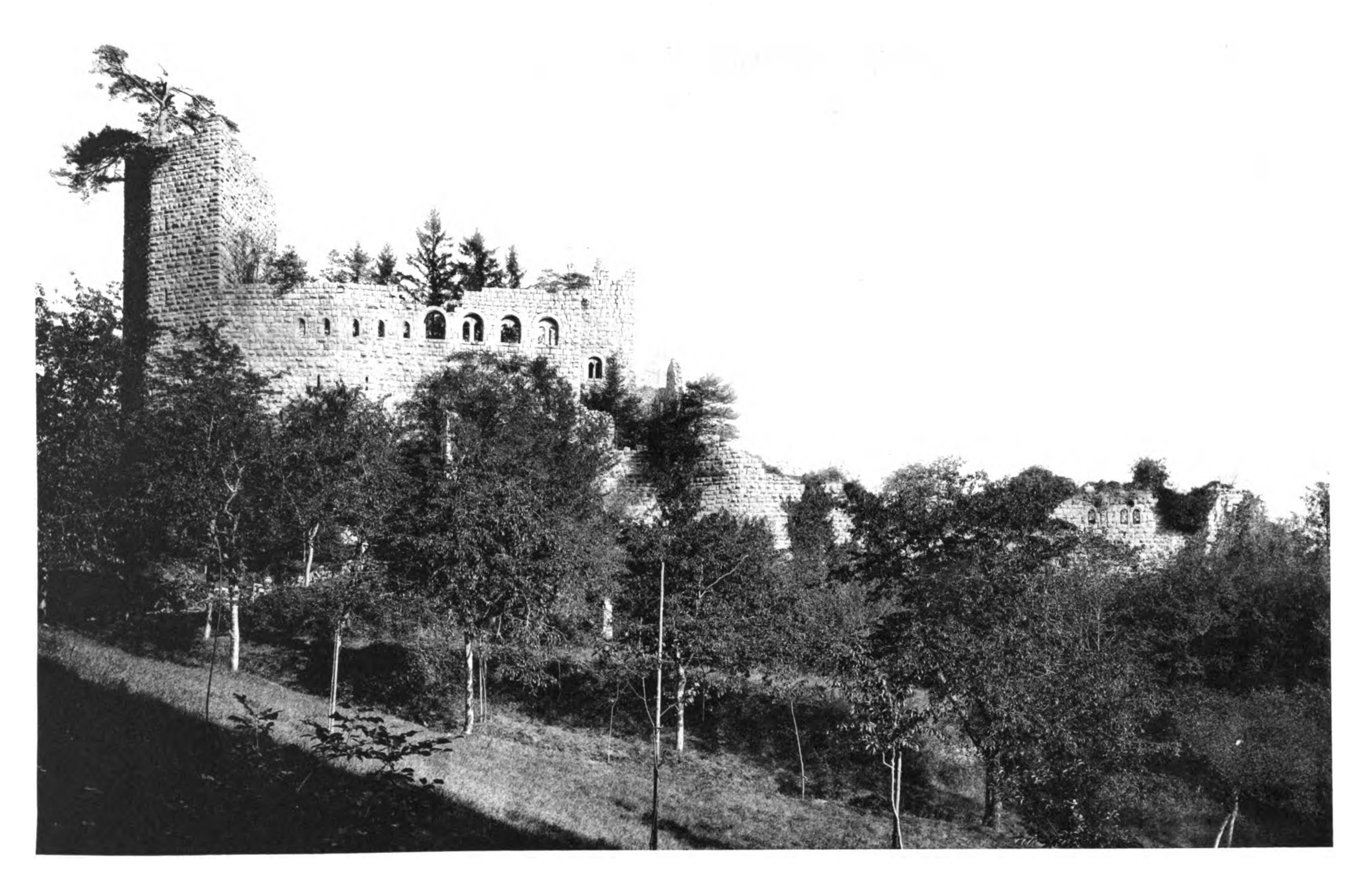


Abb. 22. St. Ulrich. Inneres des Saalbaus.

durch den hoch darüber liegenden Berchfrit geschützt und durch mehrere Zwischentore sperrbar, führt in einen Hof. Von hier aus tritt man in den Palas, dessen Talseite mit ihren acht gekuppelten Fenstern nebeneinander durchaus als Schauseite ausgebildet war. Eine Abbildung aus dem Jahre 1828 lehrt, daß auch das damals noch vorhandene Obergeschoß dieselbe reiche Ausgestaltung zeigte. Die Innenansicht zeigt ein von außen nicht sichtbares, weil tiefliegendes Untergeschoß aus geringem Mauerwerk. Die Schießschlitze weisen auf die Verwendung dieses Raums zu Wehrzwecken. Man sieht auch noch die Kragsteine, die einst die Zwischendecke trugen. Die zahlreichen Fenster an der Südseite, wie an der schmalen Ostseite, waren reich, in der für Prunkräume üblichen Weise, ausgestattet, mit Säulchen in der Mitte, einer durchbrochenen Verzierung im Bogenfeld, einem Kugelbesatz an der Laibung. Jedes enthält einen Doppelsitz.

Kaysersberg.
Tafel 73.

Das castrum Keisersperg ist wahrscheinlich an Stelle einer älteren Befestigung zu Beginn des 13. Jahrhunderts errichtet worden[57]. Die Geschichte der Burg ist mit



RUINE BERNSTEIN.

der der Stadt eng verknüpft, und so bilden auch Burg und Stadtbefestigung ein Ganzes. Im Jahre 1227 erwarb Friedrich II., der Sohn Heinrichs VII., das castrum Keisersperg et suburbium circa idem castrum. Die Beziehung zu dem staufischen Geschlecht ist also eine ganz direkte; es ist sehr wahrscheinlich, daß aus Anlaß der Erwerbung auch bauliche Erneuerungen vorgenommen worden sind. Am Ende des 16. Jahrhunderts wurde die Burg, der Wohnsitz des Reichsvogtes, von den Schäden, die sie im Bauernkriege erlitten hatte, wiederhergestellt, jedoch schon 1632 von den Schweden zerstört. Seither liegt sie verlassen.

Erhalten ist der runde, in einer Ecke des inneren Mauerbezirks aus sehr unregelmäßigem Bruchstein erbaute Berchfrit, ferner eine Mauer, die stellenweise wie ein „hoher Mantel" des Berchfrits ausgebildet erscheint, endlich die äußere Ringmauer, die sich den Berg herunterzieht und um die ganze Stadt fortsetzt. Eine künstlerisch interessante Ausgestaltung einzelner Bauteile ist nirgendwo wahrzunehmen.

Die Ottrotter Schlösser.
Abb. 23 und 24.

Die beiden Ottrotter Schlösser liegen einander so nahe, daß es fast unnatürlich scheint, ein nicht ganz direktes Verhältnis zwischen ihnen vorauszusetzen. Und doch ist ihre Zusammengehörigkeit keineswegs klar. Der Name Lützelburg scheint sich ursprünglich auf beide Schlösser bezogen zu haben; 1392 erst, da die Rathsamhausen die Lützelburg zu Lehen erhielten, kommt die Bezeichnung „Die Vorder Lützelburg" vor; vielleicht ist damals die hintere Burg nach den neuen Lehensträgern zuerst Rathsamhausen benannt worden. Ihrer Entstehung nach gehören sie im Kerne wohl dem 12., spätestens dem Beginne des 13. Jahrhunderts an. Mit Ausnahme weniger Jahrzehnte, um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert, sind sie stets in verschiedenen Händen gewesen.

Beide Burgen sind — trotz der beschränkten Räumlichkeit — fortifikatorisch völlig selbständig und von einander durch einen tiefen Einschnitt getrennt. Lützelburg, näher der Ebene zu gelegen, ist die ältere. Eine gewaltige im Rechteck geführte Mauer aus Buckelquaderwerk, mit wenigen, fast durchweg einer jüngeren Zeit angehörigen Durchbrechungen ist noch erhalten. Aus ihr tritt, gegen die Nachbarburg gerichtet, ein gewaltiger Berchfrit rund heraus. Es wäre nun schwer verständlich, warum man gerade der Hauptverteidigungsseite statt eines Vorwerks eine ganz selbständig ausgestaltete Burg vorgelegt hätte. Diese, nach dem Geschlecht, das seit dem 14. Jahrhundert hier saß, Rathsamhausen genannt und bei oder nach dieser Erwerbung umgestaltet, ist in kleinem Verbande zu sehr beträchtlicher Höhe aufgeführt; nur die Ecken sind in Rustica von gewaltigen Dimensionen behandelt. Das gewaltige Mauerviereck, das auf unserer Abbildung sichtbar ist, gehört einem Palasbau an, der aber, wie die verschiedenen Öffnungen und die Kragsteine beweisen, auch eigentlichen Wehrzwecken gedient zu haben scheint. Die zwei Reihen von Kragsteinen in der Mitte, zwischen denen noch mehrere rundbogige Öffnungen zu erkennen sind, mit der Dachleiste darüber, deuten auf einen Wehrgang oder auf eine Reihe von Gußlöchern. Unter den sonstigen Verteidigungsvorrichtungen ist eine barbacanenartige Anlage interessant, die zur Verstärkung des südöstlichen Burgtors gedient hat[58]).

Bernstein.
Tafel D im Text.

Die Ruine Bernstein bei Dambach liegt auf einem sehr langgestreckten schmalen Felsklotz, der in seinem ganzen Umfange durch die Burggebäude in Anspruch genommen ist. Im Jahre 1227 wurde die Burg nach einmonatlicher Belagerung von den Bischöflichen genommen; etwa der Zeit dieser Belagerung dürfte die überwiegende Masse der erhaltenen, noch recht ausgedehnten Gebäudereste angehören. Auf der obersten Felsstufe steht der Palas mit sehr zahlreichen Fenstern, teils

Doppelfenstern des romanischen Typus, teils einfachen Spitzbogenfenstern; seine Umfassungsmauern setzen sich unmittelbar fort in den fünfeckigen Berchfrit, der seine scharfe Kante dem Hauptangriffsfeld zukehrt. So wird das gegenseitige Verhältnis von Palas und Berchfrit, von Wohn- und Wehrbau hier aufs Deutlichste zum Ausdruck gebracht. Auf einem eigenen, deutlich gesonderten Bodenabschnitt folgt dann etwas tiefer ein ebenfalls ummauerter und durch einen Turm bewehrter Burgteil. Noch weiter nach Südosten liegen die Reste einer Vorburg.

Ortenberg. *Tafel 75.*

Mit der Burg Ortenberg, die sich in stolzer Wehrhaftigkeit, räumlich sehr beschränkt, auf einem Felsvorsprung des Weilertals erhebt, gelangen wir baugeschichtlich in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts[59]). Geht ihre Geschichte auch wesentlich

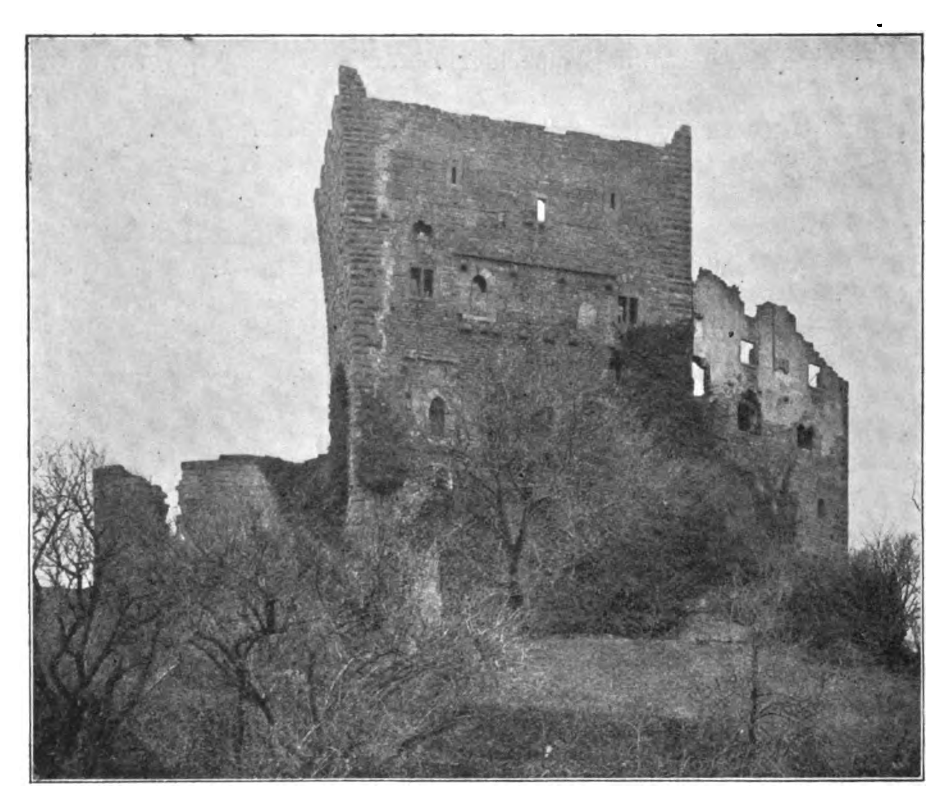


Abb. 23. Die Ottrotter Schlösser. Rathsamhausen.

weiter zurück, so scheint sie doch gerade mit dem in diese Zeit fallenden Übergange an die Habsburger ihre gegenwärtige Gestalt bekommen zu haben. Man erhält den Eindruck völliger Uneinnehmbarkeit. Der Burgkern besteht aus dem außen fünfeckigen, innen im Lichten viereckigen Berchfrit, der seine schärfste Kante drohend der Angriffseite zukehrt, selbst aber noch durch eine hohe gezinnte Mantelmauer geschützt ist. Diese, mit Schießscharten in mehreren Reihen übereinander, wie mit hölzernen Wehrgängen ausgestattet, von denen die Balkenlöcher noch zeugen, folgt zunächst in engem Anschluß dem Umriß des Berchfrits und dient im weiteren Verlaufe dann gleichzeitig als Außenmauer des Palas. Der Zugang lag auf der hier nicht sichtbaren Seite der Wohnbauten; nach ebenderselben Seite lagen auch in stattlicher Zahl die in bereits ausgesprochen gotischen Formen gebildeten Palasfenster, Spitzbogenfenster mit einem Mittelpfosten und mit durchbrochenem Bogenfeld. Der Mauerverband ist schön, wenn auch nicht von der Sorgfalt, die den etwas älteren

Burgen eigen ist. Hohe Schichten wechseln mit niedrigen ab; aber nirgends findet sich Buckelquaderwerk.

Kinzheim. *Tafel 81.*

Kinzheim, oberhalb Schlettstadt gelegen, ist ebenfalls ein Bau des 13. Jahrhunderts[60]). Der Ort wird bereits in karolingischer Zeit genannt; der jetzt noch erhaltene Burgbau ist vielleicht im Zusammenhang mit der nach 1250 erfolgten Übergabe an die Habsburger entstanden. Im Jahre 1298 wurde die Burg belagert und zerstört; manche Einzelheiten weisen auf Wiederherstellungsarbeiten aus dieser und auch aus noch späterer Zeit. Die ganze Anlage ist von ungewöhnlicher Einfachheit: Die Hauptburg, von zwingerartigen Höfen umschlossen, ist ein ziemlich regelmäßiges Mauerviereck, an dessen schmale Westseite, — sie ist die Angriffseite —, ein runder Berchfrit sich lehnt,

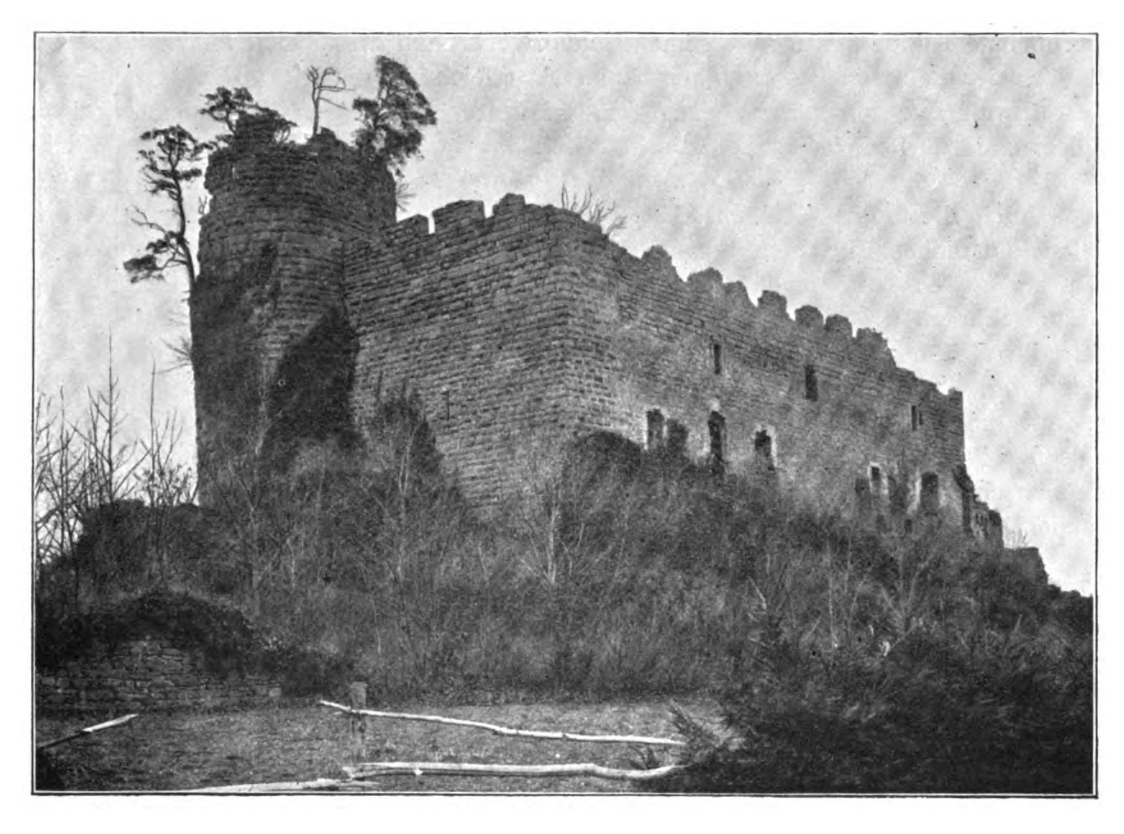


Abb. 24. Die Ottrotter Schlösser. Lützelburg.

mit seinen oberen Geschossen auf sie übergreifend. Das verschiedenartige Mauerwerk weist auf die verschiedenen Entstehungszeiten hin, das große glatte regelmäßige des Untergeschosses mit den Buckelsteinen an den Ecken auf das 13., das geringe Bruchsteinmauerwerk des oberen Geschosses auf das 15. Jahrhundert. Ebenso ist wohl das Verhältnis der gedoppelten, zum Teil auch verzierten Spitzbogenfenster an der Westseite zu den überwiegenden schmucklosen Rechteckfenstern im Süden. Bemerkenswert gut erhalten ist die sehr ausgedehnte Ausrüstung der Burg mit Wehrgängen; sowohl die Ringmauer, als die Zwingermauer zeigen teils noch erhebliche Reste, teils wenigstens Spuren von ihnen. An der Westmauer der Hauptburg scheinen die Zinnen noch erhalten zu sein; in der Ecke kragt ein Scharwachtürmchen vor, das auch als Gußerker verwendet werden konnte, und an der Südseite der Palasmauer tritt über einer Reihe von Kragsteinen, die ursprünglich wohl einem hölzernen Wehrgange

gedient hatten, ein steinerner gezinnter Wehrgang etwas vor. Im Jahre 1492 ging die Burg in den Besitz der Stadt Schlettstadt über, im dreißigjährigen Kriege ist sie zerstört worden.

Girsberg.
Tafel 71.

Eine der kühnsten unter den zahlreichen kühnen Burgenbauten des Landes ist Girsberg, eines der drei Rappoltsweiler Schlösser[61]). Es hieß zuerst „Stein", ein Name, der begründet ist durch seine Lage auf einem in mehreren Stufen ansteigenden und dann jäh abstürzenden Felsen; der jetzige Name erscheint erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts, nachdem die Herren von Rappoltstein das Schloß an die Herren eines Girsberg benannten Schlosses im Münstertal abgetreten hatten. Vielleicht ist damals — wir wissen auch von einer Beschädigung durch Blitz im Jahre 1288 — ein Neubau errichtet worden. Mindestens scheint der fünfeckige Berchfrit — scharf und kühn auf die höchste Klippe gesetzt — seinem Mauerwerk nach dieser Zeit anzugehören. Die Mauern des Palas, in dessen Innern keine Ausgleichung zwischen den verschiedenen Terrainstufen vorgenommen wurde, folgen in unregelmäßigem Kontur dem Umriß des Felsens, sie dürften etwas später erbaut sein.

Wasigenstein.
Tafel 66.

Auch die Burg Wasigenstein ist eine Felsenburg, teils auf zwei durch einen tiefen künstlichen Einschnitt — angeblich den Schauplatz des berühmten Kampfes von Walther gegen Gunther und Hagen — getrennten Felsen erbaut, teils aus ihnen herausgehauen. Die Burg wird zuerst 1272 genannt; wahrscheinlich sind in dieser Zeit die Gebäude errichtet worden, von denen noch erhebliche Teile aufgehenden Mauerwerks vorhanden sind. Unsere Tafel gibt einen Blick auf den gesamten Mauerverlauf am größeren Felsen; ähnlich wie an der Burg Fleckenstein sind hier die Felsen teils als natürliche Basis für den Maueraufbau benützt worden, teils zeigten sie sich einer Verstärkung und Ausgleichung bedürftig. Die Mauern sind mit Buckelquaderwerk bekleidet.

Wasenburg.
Tafel 69.

Die Wasenburg, nahe bei Niederbronn, ist ein Bau von besonders großer Vergangenheit. Daß hier Römer gesessen haben, ist durch eine Weiheinschrift, wie durch umfangreiche Substruktionen unwiderleglich bewiesen. Die älteste urkundliche Erwähnung ist aus dem Jahre 739 (IN FORESTE DOMINICO FASENBURGO[62]). Dann aber tritt Stille, Dunkelheit ein bis ins 14. Jahrhundert. Damals war sie Lehen des Bistums Straßburg. Die erhaltenen Gebäudereste stammen aus dem 13. Jahrhundert, zeigen jedoch deutliche Spuren einer am Ende des 13. Jahrhunderts oder gar erst im 14. Jahrhundert erfolgten Restauration. Zwei auf unserer Tafel sehr wohl sichtbare Einzelheiten verdienen Beachtung. Die Burg war auf der Angriffseite nicht durch einen Berchfrit, sondern durch eine auf steil abfallender Felswand errichtete hohe und mehrere Meter dicke Schildmauer geschützt. Die hoch oben sichtbare Türe — wahrscheinlich der einzige, auch nur durch einen Holzsteg aus dem Obergeschoß des Palas zugängliche Eingang — führt in einen kleinen, in der Mauerdicke ausgesparten Raum, von dem aus — wiederum in der Mauerdicke — eine Treppe zur Plattform führt. Der verhältnismäßig sehr kleine Palas wird auf der einen Seite durch die Schildmauer begrenzt; ihre Stirnseite, der in Trümmern liegenden Vorburg zugewandt, ist als Schauseite ausgebildet; sie zeigt, in zwei Geschossen übereinander, auffällig große und zahlreiche Durchbrechungen, die nach außen spitzbogig, nach innen rundbogig geschlossen sind. Besonders merkwürdig ist das aus 9 Spitzbogen gebildete, mit auffälliger Pracht ausgestattete Fenster des Obergeschosses. Die anstoßende Palaswand zeigt einen erkerartigen Ausbau von noch unerklärter Bedeutung.

* * *

Das Fehlen einer künstlerischen Entwicklung im Burgenbau.

Eine baukünstlerische Entwicklung, wie man sie am Kirchenbau beobachten kann, läßt sich am Burgenbau nicht verfolgen. Die praktische Aufgabe war in der kirchlichen Baukunst immer wieder dieselbe, und innerhalb dieser Aufgabe blieb der künstlerischen Gestaltungslust eine sehr große Freiheit. Im Burgenbau aber stand der Wehrzweck in erster Linie: Das Haus sollte fest, unzugänglich, leicht d. h. mit wenig Mannschaft zu verteidigen sein. Nach diesen Gesichtspunkten wählte man den Platz; nach diesen Gesichtspunkten baute man das Haus mit kolossalen Mauerstärken, nur mit den nötigsten Lichtöffnungen. Leichter als die Waffe vermochte Hunger oder Verrat den Eingang zu erzwingen. Für festliches Spiel war auf diesen Felsenburgen wenig Raum; es fehlten in den kleinen Burgen die Säle, wo es sich hätte entfalten können. Die größeren haben meist einen mehrgeschossigen Palas mit Sälen, die in rauher Jahreszeit durch Kamine wohnlich gemacht werden konnten, mit Doppelfenstern, wo sich wohl trauliche Zwiesprache halten ließ. Auch für den Gottesdienst war gesorgt: Die größeren Burgen hatten ihre eigenen Kapellen, die z. B. in Girbaden und Hoh-Barr noch wohl erhalten sind. Fast nur in diesen Räumen, den Saalbauten und Kapellen finden sich eigentliche Kunstformen. Sonst fehlt fast durchweg selbst das bescheidenste Ornament; alles war dem Wehrzweck untergeordnet. Der Wehrzweck gestattete der gotischen Konstruktion in den Burgenbau keinen Zutritt: Die Auflösung der Masse, die Durchbrechung der Wand, das Operieren mit schlanken Formen, die Anwendung von Strebekonstruktionen — kurz all das, was die Gotik ausmacht, war für den Wehrbau unverwendbar, höchstens mit Ausnahme des Spitzbogens, des Maßwerks, das in einfacher Form an den Palasfenstern gerne verwendet wird. Aber alles Wesentliche ist dem Burgenbau nach 1250 mit dem vor 1250 gemeinsam, und die Wandlung tritt erst bedeutend später ein, als nämlich die allgemeine Aufnahme der Feuerwaffen das gesamte Kriegswesen völlig umgestaltete.

Hoh-Andlau. *Tafel 74 u. 78.*

So wäre es z. B. sachlich und innerlich unberechtigt, die Burg Hoh-Andlau als eine gotische Burg zu bezeichnen, obwohl sie zur Zeit des gotischen Stils entstanden ist und auch in einzelnen Architekturteilen gotische Formen aufweist. Denn im Wesen der Anlage ist nichts, was sie von älteren Bauten prinzipiell unterscheidet; ihre Besonderheiten sind aus den Eigentümlichkeiten des Ortes zu erklären. Vom castrum Andela hören wir erst im 13. Jahrhundert; 1246 ist es zerstört worden. Für den jetzt noch aufrechten Bau wird gewöhnlich die Jahreszahl 1340 genannt; sicher ist nur, daß Rudolf von Andlau 1344 die Burg vom Straßburger Bistum zu Lehen genommen hat. Im dreißigjährigen Kriege ist sie zerstört worden, doch bietet sie auch heute noch ein höchst eindrucksvolles Bild, dessen hervorstechendste Eigentümlichkeit die zwei symmetrisch an den Enden der Breitfront erscheinenden Berchfrite sind. Auf dem länglichen Felsklotz von sehr beschränktem Ausmaß sollte die eigentliche Burg — Palas und Turm — Platz finden. Den nach Süden hin beschäftigten Verteidigern wäre durch den hohen Palas der Blick nach Norden hin versperrt und eine Tätigkeit in dieser Richtung hin unmöglich gewesen. So erklärt Piper die immerhin ungewöhnliche Anlage zweier Berchfrite an den Schmalseiten des Palas[63]). Sie treten beide kreisförmig vor den ummauerten Grund, sind jedoch gegen das Innere zu beide abgeplattet, vielleicht um einem unterhalb des Palasdaches hinlaufenden Wehrgang den nötigen Raum zu geben, der die Zirkulation um das Ganze ermöglichen sollte. Der Blick über das Innere hinweg gegen den Südturm, dessen spitzbogige Eingangstür, hoch über der Palasmauer, nur auf einer Holztreppe oder Leiter zugänglich war, zeigt die verhältnismäßige Geräumigkeit det Wohnanlage: In zwei Geschossen übereinander sehr zahlreiche, innen überwiegend rundbogige Fenster und mehrere Kamine. Alles in einem

ausgezeichneten, nur große, teils glatte, teils am Rande leicht beschlagene Granitblöcke benützenden Mauerverband. Die größere Zahl reicher ausgestatteter Fenster findet sich auf der Nordseite, die gegen den niederen Burghof schaut.

Neu-Winstein.
Tafel 75.

Neu-Winstein ist nach 1332 — wahrscheinlich infolge der Zerstörung von Alt-Winstein — erbaut worden. Der Palas, den wir abbilden, um einen Vergleich mit Bernstein oder Ortenberg, Bauten aus der Spätzeit des romanischen Stils zu ermöglichen, ist mit geschickter Benutzung des Felsens in vortrefflichem Quaderbau errichtet. Die Ecken allein zeigen Belag mit Buckelquadern. Es ist dies einer der Fälle, in denen über die künstlerische Absicht kaum ein Zweifel sein kann: Die Bedeutung der Ecken sollte betont werden, und während sonst an den großen Fassadenflächen der erhebliche Arbeitsaufwand für den Behau an der Vorderseite nicht gescheut wurde, ließ man an jenen ausgezeichneten Stellen das ausdrucksvolle Buckelwerk stehen. Die Fenster zeigen, besonders im Hauptgeschoß, sorgfältigste Durchbildung: Eingeblendete Spitzbogen mit zwei durch einen Pfosten getrennten Kleeblattbogen, im oberen Geschosse einfache Spitzbogenfenster, je zu dritt gruppiert.

Landskron.
Tafel 79.

Die Burg Landskron, an der schweizer Grenze gelegen, gehört ihrem baulichen Charakter nach ganz an das Ende der Burgenzeit. Genannt wird sie zuerst 1215 als von Friedrich II. erobert; die noch erhaltenen fortifikatorischen Anlagen stammen jedoch aus der Zeit ihrer Erneuerung am Ende des 15., besonders aber am Beginne des 16. Jahrhunderts. Am Ende des 17. Jahrhunderts, als die Burg in französischen Besitz übergegangen war, wurden noch an der Südseite Bastionen angelegt. Erst 1814, mit ihrer Sprengung durch die Alliierten, hat die praktische Bedeutung der Festung geendigt; aber auch heute macht sie — vermöge ihrer beherrschenden Lage an einer Grenze, vermöge der Gewaltigkeit ihrer Formen, der prachtvollen Gruppierung und Ausdehnung der Baumassen — einen bedeutenden Eindruck.

Hier wirkt kein Reiz von Material und Technik: es ist ganz ungleichmäßiges Mauerwerk, sehr große und unregelmäßige Blöcke mit mittleren und kleineren, wie gelegentlich auch mit Ziegelwerk durch Mörtel verbunden. Auf unserer Ansicht tritt der sehr wuchtig wirkende Berchfrit besonders hervor, quadratisch im Grundriß, jedoch mit gerundeten Ecken. Er war wohl als Wohnturm ausgestaltet; die einzelnen Geschosse sind durch einen halbkreisförmig aus der Mauer tretenden Treppenturm miteinander verbunden. Durch einen Einzelturm geschützt, der auf einem isolierten Felsrücken vorgeschoben erbaut war. Dahinter wird die in stumpfem Winkel gebrochene Mauer des Palas sichtbar; die in flachem Bogen geschlossenen Öffnungen rechts vom Wohnturm gehören einem Bau von nicht ganz sicherer Bestimmung — vielleicht einem Palas — an. Von hier zog sich die Umfassungsmauer einst weiter bis an den heute isoliert erscheinenden Rundturm ganz rechts.

Fleckenstein.
Tafel 82.

Auf Schloß Fleckenstein wird in der Regel die ganz phantastische Ansicht einer hochgetürmten Felsenburg bezogen, die zuerst von Specklin in seinen „Architectura von Vestungen" und nachher von alten und neuen Schriftstellern wiederholt veröffentlicht worden ist[64]). Fleckenstein, bereits im 12. Jahrhundert genannt, ist eine aus dem Felsen gehauene Burg, d. h. ein Teil der Wohnräume liegt, durch Gänge und Treppen zugänglich gemacht, im Innern des schmalen Felsklotzes. Vielleicht gehört dieser Teil der Anlage, von dem unsere Abbildungen keine Vorstellung geben können, noch dem 12. Jahrhundert an; was unsere Tafel zeigt, durchweg auf dem Felsen erbautes oder den Felsen verstärkend vorgelegtes Mauerwerk, ist überwiegend erst bei einer Er-

neuerung der Burg im 15. Jahrhundert entstanden. Die obere Ansicht gibt die Nordseite: Auf dem Felsen selbst Reste des Palas in sehr schönem, wohlgefügtem Buckelquaderwerk. Am Fuße des Felsens ein zwingerartiger Vorhof, der den Treppenaufgang zu dem Felsen deckte. Weiter rechts ein viereckig vor die Mauer tretender Turm, der als Brunnen oder Aufzug erklärt wird, und unmittelbar daran stoßend ein Treppenturm. Dann wird noch ein halbrunder Turm sichtbar. Endlich war auch der isolierte Felsen rechts in die Befestigung einbezogen. Die Südansicht zeigt eine großartige blinde Schutzmauer, die, überdies durch zwei Rundtürme verstärkt, die hinter ihr in den etwas verwitterten Felsen eingehauene Kammer schützen sollte.

Hoh-Königsburg.
Tafel 80 u. 83.

Die Hoh-Königsburg mag hier ihre Stelle finden als das großartigste Beispiel einer Burgen-Anlage des ausgehenden 15. Jahrhunderts, einer Zeit also, da Angriffs- und Verteidigungsmittel sich völlig geändert hatten, da es nicht mehr auf die Unzugänglichkeit und Unersteigbarkeit ankam, sondern da es galt, die Wirkung eines aus verhältnismäßig großer Entfernung arbeitenden Gegners möglichst unschädlich zu machen[65]). In den jetzigen, im wesentlichen nach 1480 errichteten Bau der Thiersteiner sind einzelne Teile des romanischen Baus aufgenommen. Unsere beiden Tafeln geben ein Stück des Äußeren und einen Blick in das Innere, beide natürlich kaum vermögend, mehr als eine Ahnung von der Großartigkeit der Gesamtanlage zu erwecken.

Tafel 80 zeigt das Hochschloß von Südwesten. Die von links herlaufende Mauer, der im Norden eine zweite entspricht, verbindet das westliche, im wesentlichen aus zwei gewaltigen Batterietürmen bestehende Bollwerk, mit dem Hochschloß. In ihren Unterteilen noch romanisch, in ausgezeichnet großem Verband errichtet, zeigt sie sich in ihren Oberteilen mit dem kleinen Bruchsteinmauerwerk deutlich als Restauration der Thiersteiner. Die dichtgestellten Kragsteine trugen ehedem wahrscheinlich einen hölzernen Wehrgang. Das Hochschloß selbst hat in seinen unteren Teilen auch noch den großen Quaderbau, in den Oberteilen geringes Bruchsteinmauerwerk. Um die ganze Breite des Felsenmassivs auszunützen, tritt die Mauer nunmehr schräge aus der Flucht der vom Bollwerk herkommenden Mauer. Drei Fenstergeschosse liegen hier übereinander; die rundbogigen romanischen Öffnungen in den unteren Teilen sind ermauert und durch rechteckige spätgotische Fenster ersetzt. Hier lag eine Anzahl von Wohnräumen und die Burgkapelle. Neben einem mehrgeschossigen Erker war der Haupteingang in das Hochschloß, durch einen runden Eckturm noch besonders geschützt.

Von der Gewaltigkeit des Innen-Baus möchte unsere zweite Tafel einen Vorstellung geben. Sie gibt einen Blick in den Küchenbau, einen mehrgeschossigen ursprünglich durchaus mit steinernen Decken ausgestatteten Raum. Gewaltige Pfeiler gliedern auf der einen Seite die Mauerfläche, auf der anderen dienen große steinerne Kamine der Erwärmung — eine Maßregel, die hier an der Nordseite des Baus besonders notwendig gewesen sein mag.

* * *

Allgemeine Charakterisierung des Burgenbaus.

Eine Zusammenfassung in Gruppen nach besonderen künstlerischen oder nationalen Gesichtspunkten, wie sie gelegentlich versucht worden ist, scheint mir sachlich nicht gerechtfertigt zu sein. Noch in ganz anderem Sinne als von den Kirchen läßt sich von den Burgen sagen, daß jede ein Individuum ist. Gewisse Grundeigenschaften — aus der Absicht erklärbar, einen wehrhaften Wohnbau zu errichten — haben sie alle gemeinsam, aber alles andere ist verschieden, je nach den Bodenverhältnissen, je nach den Wohnbedürfnissen eingerichtet. Und deshalb kann auch von einer Scheidung zwischen



romanischem und gotischem Burgenbau nicht wohl die Rede sein; auch in Burgen des 14. Jahrhunders sind keine anderen Konstruktionsgrundsätze wahrzunehmen, als in romanischen. Es versteht sich, daß Burgen auf so unregelmäßigem Terrain, wie die Ulrichsburg etwa, unregelmäßiger im Grundriß sind als Bauten, die auf bequemerem, gleichmäßiger gebreitetem Boden stehen, wie etwa Girbaden. Selbst ganz regelmäßige, beinahe symmetrische Grundrisse kommen ja vor. Ebensowenig läßt sich ein besonderer elsässischer Burgentypus feststellen. Die gelegentlich beliebte Scheidung in fränkische und schwäbische Burgen hat sich als völlig unhaltbar erwiesen.

In der Geschichte des Burgenbaus liegt der entscheidende Einschnitt dort, wo infolge der allgemeinen Aufnahme der Feuerwaffen sich für Angreifer und Verteidiger ganz neue Arbeitsbedingungen ergaben. Die frühmittelalterliche Burg war ihrem Wesen nach, wenn sie überhaupt verteidigt wurde, mit den Waffen gar nicht zu nehmen; nur Hunger, Verrat, Fahrlässigkeit öffneten dem Belagerer den Weg, Hauptverteidigungsmittel war die Unzugänglichkeit des Platzes: Man wählte ihn möglichst isoliert, und verstärkte die natürliche Isolierung noch durch künstliche Mittel, durch Gräben und Mauern, durch Sperrvorrichtungen sehr komplizierter Art. Es war in vielen Fällen ganz unmöglich, schwere Belagerungsmaschinen an die hochgelegenen, schwer zugänglichen Felsenburgen heranzubringen, und hatte man sie herangebracht, so standen sie den gewaltigen Mauerstärken oft genug wirkungslos gegenüber; noch heute ist ja das Mauerwerk vieler Burgen, von denen wir wissen, daß sie belagert und eingenommen worden sind, wohl erhalten. Sehr häufig hat sich nach der durch Aushungerung erzwungenen Übergabe die Zerstörung auf das Holzwerk beschränkt. Natürlich hatte jede Burg ihre schwachen Punkte; diese mußten besetzt und beobachtet werden. Im Übrigen aber mag, wenn nur gute Kommunikationen im Burgbereich vorhanden waren, oft für eine ganz kleine Besatzung genügt haben, und die eigentliche Abwehr blieb den Mauern überlassen.

Durch die allgemeine Aufnahme der Feuerwaffen verlor ein sehr erheblicher Teil aller Burgbauten überhaupt die Wehrhaftigkeit, ein anderer Teil mußte umgebaut werden. Hauptangriffsmittel war jetzt die Artillerie. An die Stelle des Nahkampfes trat der Fernkampf. Der Verteidiger hatte nicht nur die Aufgabe, den Mauerfuß zu beobachten, den zum Leiterangriff sich rüstenden Feind zu beunruhigen, er mußte in die Ferne zu wirken trachten. Man schob Batterietürme vor, erweiterte die Scharten, vermehrte ihre Zahl, suchte durch Flankierungen gegen die Überschreitung der erweiterten und vertieften Gräben zu wirken, errichtete selbständige Bollwerke, von denen aus ein weites Schußfeld beherrscht wird. Die Höhe der Türme wurde als überflüssig, ja als schädlich empfunden, handelt es sich doch um Erzielung möglichst rasanter Flugbahnen der Geschosse. Alle diese durch das ganze 16. Jahrhundert bis ins 17. hinein fortgesetzten Versuche, das Alte den neuen Verhältnissen anzupassen, erwiesen sich aber schließlich als unzulänglich. Mit dem alten Ritter- und Lehenwesen ging auch das Burgenwesen zugrunde.

II. Städtischer Wehr- und Wohnbau.

Rathäuser und Kaufhäuser.

Voraussetzungen.

Zu der Kirche und zu den weltlichen Großen tritt vom 12. Jahrhundert an als Bauherr das städtische Bürgertum. Neben Kirchen und Klöster, neben Pfalzen und Burgen stellt sich als neue Bauaufgabe die Stadtbefestigung und der städtische Hausbau zu öffentlichen und privaten Zwecken. Liegen auch die Anfänge des Städte-

wesens sehr viel weiter zurück, so gehört doch der große Aufschwung dem 12. und 13. Jahrhundert an.

Es versteht sich, daß die Stadtbefestigung mit dem Städtewesen selbst sich entwickelte: daß also erst im hohen Mittelalter — zur Zeit, da die Einzelgewalten sich auf Kosten der zentralen Gewalt verstärkt hatten — das städtische Befestigungswesen sich völlig — auch in die Breite — entwickelte. Die Einwohnerzahlen der Städte mehren sich durch Zuzug vom Lande; die Bürger, die ein Gewerbe oder einen Handel treiben und — anders als die Bauern — persönlich unabhängig sind, suchen sich durch Wehrhaftmachung gegen Übergriffe der anderen Gewalten zu schützen; und bald trat an die Stelle der flüchtigen, leicht vergänglichen Erdbefestigung des frühen Mittelalters der monumentale Mauer- und Turmbau.

Stadtbefestigungen im Elsaß.

Im Elsaß ist der Städtebau vor allem durch das staufische Geschlecht gefördert worden. Ihre Politik hatte das stärkste Interesse, das eben Eroberte zu sichern. So war Hagenau 1164 von Friedrich I. mit einem Stadtrecht begabt worden. Und wenn sonst die Staufen sich nicht durchweg als Förderer der Städte erwiesen, hier im Elsaß ist ihre Politik ganz gewiß den Städten — sogar dem bischöflichen Straßburg — freundlich gewesen. Der Hagenauer Schultheiß Wölflin hat die Befestigungen von Colmar, Schlettstadt, Kaysersberg erbaut[66]). Mit Münster und Türkheim bildete Colmar den südlichen Grenzwall der staufischen Hausmacht; ebenso sind Oberehnheim und Rosheim, gleichfalls Zentren des staufischen Besitzes, im 13. Jahrhundert zu Städten erhoben und ummauert worden.

Gerade am Rhein liegt es nahe, zu fragen, ob die vorwiegend ja nach militärischen Gesichtspunkten angelegten römischen Grenzstädte vorbildlich gewirkt haben.

In wie weit dies für das römische Straßburg und die anderen von den Römern befestigte Punkte auf elsässischem Boden gilt, ist jedoch heute kaum mehr nachzuweisen. Die Verbindung von Mauern und Türmen, d. h. die feste Umgrenzung des zu schützenden Bezirkes durch eine Mauer und die besondere Wehrhaftmachung einzelner Punkte des Mauerverlaufs, der Ecken wie der aus Verkehrsrücksichten notwendigen Mauerunterbrechungen durch Turm- und Torbauten, ist so elementar, so den primitivsten Lebensverhältnissen nachgebildet, daß aus dieser Gemeinsamkeit auf eine Beziehung nicht geschlossen werden darf. Die Grundform mittelalterlicher Stadtbefestigungen wird unregelmäßig gewesen sein; anders als beim römischen Castrum, das von vornherein nach militärischen Rücksichten angelegt war, anders auch als bei der ebenfalls von vornherein als Wehrbau gedachten Burg galt es hier in der Regel einen bereits vorhandenen Bestand an Wohnbauten zu schützen. Erde und Holz sind in den meisten Fällen das Material gewesen; die wenigen Fälle, in denen im frühen Mittelalter von steinernen Befestigungsbauten gesprochen wird, beweisen gerade, daß es Ausnahmen waren. Straßburgs Befestigung hat eine sehr verwickelte und in einzelnen Teilen sehr dunkle Geschichte. Die wiederholten Stadterweiterungen haben selbstredend auch zur Befestigung neu hinzu gewonnenen Gebietes geführt, und die sehr regelmäßige Form des ursprünglichen römischen Castrums hat sich schließlich in eine ganz unregelmäßige gewandelt. Die gewaltigste Änderung aber erfolgte, wie im Burgenbau so auch hier erst vom Ende des 15. Jahrhunderts an, nachdem die Erfindung des Schießpulvers und die allgemeine Aufnahme der Feuerwaffen auch ganz neue Verteidigungsmittel notwendig gemacht hatte. Zu der alten Mauerbefestigung traten, sowohl um der Artilleriewirkung zu begegnen, als auch um der eigenen Artillerie günstigere Positionen zu gewähren, Erdbauten hinzu. An geeigneten Stellen, besonders an den Toren und Ecken, wurden Vorwerke angelegt, und die Türme paßte man durch Abtragen der Obergeschosse, durch Vergrößerung der Schießöffnungen dem



Geschützkampf an. Durch das ganze 16. und 17. Jahrhundert wurde die mittelalterliche Stadtbefestigung in diesem Sinne umgestaltet, bis nach der Erwerbung des Elsaß durch Frankreich Vaubansche Befestigungen an die Stelle der älteren traten.

Ähnlich wie in Straßburg ist auch anderwärts im Elsaß die Befestigungsgeschichte verlaufen. In den Städten, die nach dem Mittelalter zu größerer Bedeutung emporgewachsen sind, ist die mittelalterliche Befestigung entweder völlig zugrunde gegangen oder doch nur in ihren unterirdischen Bestandteilen erhalten geblieben. Gerade in den kleinen Städten aber, die in der Entwicklung stehen geblieben oder zurückgegangen sind, von denen der Mauergürtel des Mittelalters nicht als Beengung empfunden wurde, haben sich die Befestigungen vielfach noch erhalten, ja sie sind in einer Anzahl von ihnen noch ihrem ganzen Verlaufe nach oder mindestens auf weiten Strecken erkennbar. Zwar sind die Stadtgräben meist zugeschüttet, die Mauern teils als Gartenmauern, teils auch zum Abschluß von Häusern verwendet, deren Erbauer sich gerne einen Teil der Hausbaukosten sparen mochten, zuweilen sind sie wohl auch als Steinbrüche verwendet und zum Teil abgetragen worden, und überall fehlen die Wehrgänge; aber — was das Wichtigste ist — das Prinzipielle der Anlage läßt sich in vielen Fällen noch erkennen, und gerade die architektonisch bedeutsamsten Punkte — die Torbauten — sind in erheblicher Zahl noch und in gutem Zustande erhalten.

Wohnen nun diesen Wehrbauten in gleichem Maße wie dem Kirchenbau künstlerische Eigenschaften inne? Nein. Der praktische Zweck, die Erreichung der Wehrhaftigkeit war die erste und — man darf sagen — einzige Aufgabe. Der Kriegsmann gab den Plan, der Maurer, nicht der Steinmetz, führte ihn aus. Künstlerische Wirkungen eigentlicher Art konnten nur bei Torbauten in Frage kommen, wofern man nicht schon den äußeren sinnenfälligen Ausdruck des Wehrzwecks als eine Wirkung künstlerischer Art gelten lassen will. Heute sind die meisten dieser Befestigungen im Verfall, und was an ihnen wirkt, sind nicht architektonische, sondern vorwiegend malerische Eigenschaften: Das Ruinenhafte, der unregelmäßige Kontur, die wuchernde Vegetation.

Oberehnheim. Mauertürme. *Tafel 89.*

Ihrer Anlage nach sind die mittelalterlichen Stadtbefestigungen in der Regel sehr einfach gewesen: Meist eine gezinnte Mauer mit einem hölzernen Wehrgang dahinter, mit Türmen in kurzen Abständen und festen Toren, welche diese natürliche Einbruchstelle sichern, aber sich auch dem Fremden eindrucksvoll darbieten sollten. Oberehnheim, einer der Hauptsitze der staufischen Macht, wird 1240 zum erstenmale als Stadt genannt, hat seine Ummauerung aber erst 1291 bis 1298 erhalten.[67]) Unsere Tafel gibt ein Stück des Mauerverlaufs an der Ostseite der Stadt. Die Straße führt auf der einstigen Umwallung, jenseits deren ein tiefer (nun wieder aufgefüllter) Graben in den Boden geschnitten war. Die Hauptmauer selbst ist aus Bruchstein mittlerer Größe erbaut; in sehr kurzen Abständen, etwa von 50 zu 50 Schritt, treten aus ihrer Flucht Türme meist von halbkreisförmigem Grundriss, die zum Teil mit vorgekragten Zinnenkränzen endigen, auch noch — zur Sicherung des Mauerfußes — mit Gußerkern versehen sind; die meisten von ihnen rühren wohl erst aus dem 16. Jahrhundert her oder sind damals wenigstens erneuert worden.

Romanische Stadttore sind im Elsaß nicht mehr erhalten. Zeichnungen allein geben uns eine Vorstellung von einem zu Beginn des 13. Jahrhunderts errichteten Torbau, durch den der Zugang zu dem Kollegiatstift St. Leonhard bei Börsch geschützt war.[68]) Von den vier Toren, die Oberehnheim einst besaß, ist nichts mehr erhalten. Hingegen besitzen zahlreiche andere elsässische Städte — auch solche, wo die Stadtmauern sonst spurlos verschwunden sind — noch ihre Tore. So z. B. Dachstein bei Molsheim. Der Ort, Eigengut des Straßburger Bistums, war schon 1214 (nach

Dachstein, Breuschtor. *Tafel 89.*

anderen Angaben erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts) ummauert worden, und spielt nachmals in den Kämpfen zwischen den Straßburger Bischöfen und den staufischen Kaisern eine erhebliche Rolle. Merian gibt einen „Grundriß der Vestung Dachstein", in der die mittelalterliche Schloß und Ort zusammenfassende Befestigung bereits, den Forderungen späterer Zeit entsprechend durch Vorwerke, Bastionen etc. umgestaltet erscheint.[69]) Im Jahre 1675 ist die ganze Befestigung geschleift worden. Von den erhaltenen Teilen ist das Ansehnlichste das Breuschtor, das auf einer Inschrifttafel die Jahreszahl 1574 und ein noch späteres Restaurationsdatum trägt. Wahrscheinlich gehört jedoch der Bau seinen erhaltenen Teilen nach doch noch dem 15. Jahrhundert an; die Erneuerung in dem genannten Jahre mag sich auf das (jetzt nicht mehr vorhandene) Obergeschoß bezogen haben. Der sehr breite Spitzbogen konnte durch Fallgitter und Torflügel geschlossen werden. Auch sonst ist noch manches von der alten Befestigung erhalten, Teile der Mauern, ferner ein sehr dicker, als Geschützstand ausgerüsteter Rundturm, den unsere Tafel ebenfalls sehen läßt.

Börsch und Molsheim. Stadttore. *Tafel 90.*

Die übliche Gestalt des gotischen Torturms zeigt das untere Tor von Börsch und das südliche Tor von Molsheim. Börsch, ursprünglich im Besitz des Straßburger Bistums, ist unter Bischof Berthold III. um 1340 zur Stadt erhoben und ummauert worden; am Ausgange des 16. Jahrhunderts wurde die Befestigung in einigen Punkten modernisiert. Eine Scharte am Obertor trägt die Jahreszahl 1580. Namhafte Teile der Mauern, ungemein malerisch in ihrem Verfall, sind noch erhalten. Das untere Tor, gegen Feld und Stadt mit breiten Spitzbogen geöffnet, ist ein einfacher, verputzter Bruchsteinbau mit Quadern als Eckverstärkung. Bewegte sich hier das Fallgitter, aus eisernen oder hölzernen Pfählen bestehend, in Falzen, die in der Torlaibung selbst angebracht waren, so zeigt das Südtor von Molsheim, wo ebenfalls im 14. Jahrhundert die Stadtbefestigung erneuert worden war, hingegen die etwas andere und seltenere Einrichtung, daß das Fallgitter nicht innerhalb der Außenmauer, sondern in einer flachen, von einem Segmentbogen abgeschlossenen Nische aufgezogen werden konnte.

Sennheim. Thanner Tor. *Abb. 25.*

Diesen einfachen Torbauten sei die Torburg gegenübergestellt, als welche man wohl das Thanner Tor in Sennheim bezeichnen darf. Es ist der bedeutendste Rest einer Befestigung, die vor 1368 angefangen an die Stelle älterer Wehrbauten getreten ist. Das hier abgebildete, über einen Graben vermittelst einer Brücke zugängliche Tor besteht aus einem ummauerten und selbständig abgedeckten, nach außen mit einem Haupttor und einem Nebenpförtchen geöffneten Vorhof, der durch einen mächtigen, viereckigen Turm jenseits des Mauerzuges geschützt ist. Derartige und auch sehr viel kompliziertere Anlagen sind keineswegs selten gewesen. Das aus Verkehrsrücksichten notwendige Tor war ja an sich natürgemäß stets ein schwacher Punkt der Mauer und mußte deshalb durch besondere Vorkehrungen geschützt werden. Dann aber bekundet sich in diesen anspruchsvolleren Torbauten doch wohl auch wieder der Stolz des Bürgertums, das dem Fremden seine Macht zeigen wollte.

Reichenweier. Oberes Tor. *Tafel 91.*

Auch von der Befestigung von Reichenweier, die uns ebenfalls Merian in einer wirkungsvollen Gesamtansicht zeigt, sind noch erhebliche Teile erhalten[70]). Als Hauptort der württembergischen Herrschaft gleichen Namens wurde Reichenweier 1291 ummauert. Doch ist die Befestigung wiederholt, besonders nach dem Bauernkriege, in dem sie stark mitgenommen wurde, verändert worden; der inneren Mauer ist schließlich eine äußere vorgelegt worden. Erst nach dem Bauernkriege dürfte auch das Obertor die Gestalt bekommen haben, die es noch jetzt zeigt. Es ist eine Torburg im eigentlichen Sinne des Wortes, deren beide Teile, der eigentliche Torbau und der in weitem Abstand dahinter liegende Torturm wohl ursprünglich noch durch einen Wasserlauf getrennt war, wenn nicht der zwischen ihnen liegende Teil zwingerartig

ummauert war. Das Außentor, das die Jahreszahl 1500 trägt, zeigt an der Feldseite eine breite im Segmentbogen geschlossene Öffnung, daneben zwei lange Mauerschlitze, sichtlich zur Aufnahme der Zugbäume bestimmt, an denen die über den Graben führende Brücke hochgezogen werden konnte. Daneben auf zwei Konsolen ein breiter Gußerker. Die Schießscharten sind zum Teil wohl nicht nur für Handfeuerwaffen bestimmt gewesen. Der innere Torbau, der sogenannte Dolder, dominierte den äußeren; von hier aus konnte die Verteidigung wohl wirksam unterstützt, aber auch ein bereits in den Zwinger eingedrungener Feind wirksam bekämpft werden. Im übrigen aber scheint dieser Turm als Wohnturm ausgestaltet gewesen zu sein. Nach der Stadtseite zu tritt der in ziemlich regelmäßigem Verbande hergestellten Mauer ein nach oben an Breite zunehmender Fachwerkerker vor, dessen vier Geschosse mäßig übereinander vorgekragt sind — eine sehr wirkungsvolle Kombination. Das Satteldach krönt lustig ein leichtes Glockengestell.

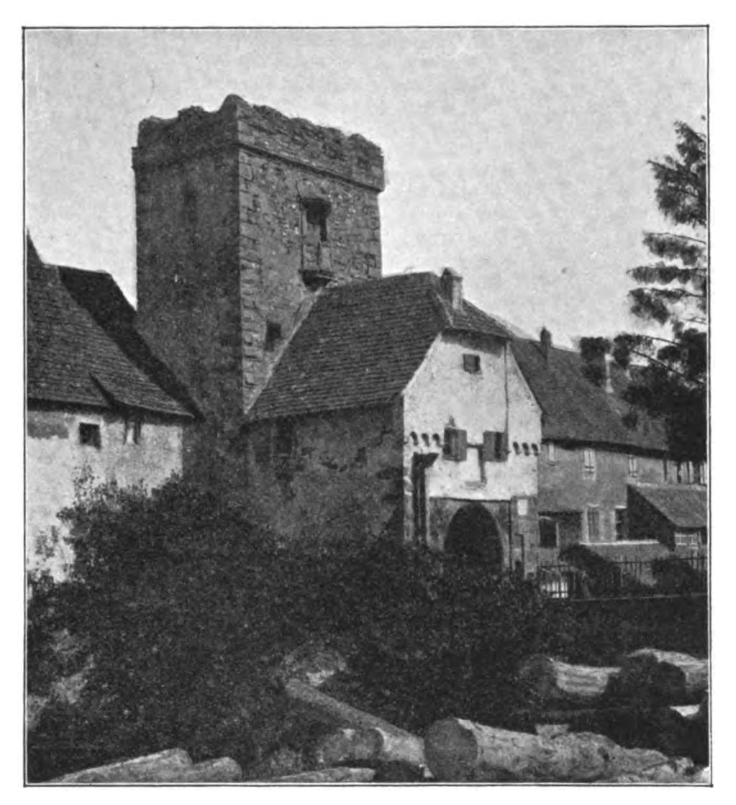


Abb. 25. Sennheim, Stadttor.

Stadttore ähnlicher, meist etwas einfacherer Art, finden sich auch sonst noch in sehr vielen Städten des Landes. Auch einfache, ihre Wehrhaftigkeit aber prachtvoll zum Ausdruck bringende Mauertürme sind noch in sehr großer Zahl erhalten. Einer der hübschesten ist der durch seine Grundrißform hervorstechende fünfeckige Diebsturm von Reichenweier. Wir geben als Probe den Schelmenturm von Ammerschweier. Er ist der ziemlich isolierte Rest einer alten Stadtbefestigung, die auch im 17. Jahrhundert noch mittelalterliche Züge trägt. Die Stadtansicht Merians, die aus dieser Zeit stammt, gibt eine einfache mit Toren und Türmen bewehrte Mauer ohne alle Vorwerke.[71]) Im einzelnen aber sind die Türme wohl sicher den Forderungen der neuen, mit Feuerwaffen angreifenden und sich verteidigenden Zeit umgestaltet worden. Der Schelmenturm, ein Rundbau, gehört seinem Kerne nach wohl noch dem 13. Jahrhundert an, doch ist die so wirkungsvolle Stockwerkteilung (man beachte das leichte Zurücktreten der Geschosse!) wie die Dachkrönung ein Werk des 16. Jahrhunderts. Eine Inschrift nennt das Jahr 1535, und die brillenförmigen, in drohender Rustika-Umrahmung angebrachten Kanonenscharten in den beiden unteren Goschossen weisen darauf, daß nach dem Bauernkriege eine Modernisierung der Befestigung erfolgt ist. Im oberen Geschosse sind neben romanischen gekuppelten Fenstern Schlüsselscharten für Pulvergewehre angebracht.

Ammerschweier. Schelmenturm. *Abb. 26.*

Kienzheim. Sigolsheimer Tor. *Abb. 27.*

Die Befestigung von Kienzheim im Kaysersberger Tal endlich stammt erst aus dem 15. Jahrhundert. Um 1430 umgab der damalige Inhaber der Herrschaft, ein Graf von Lupfen, den Ort mit Mauern. Das die Straße nach Sigolsheim sperrende Tor, das wir als ein lustiges Schlußstück dieses Abschnitts nebenstehend abbilden, gehört in seinem Kerne wohl dieser Zeit an, hat aber wohl erst später im 16. Jahrhundert seine jetzige Form bekommen. Auf dieses weist der runde Torbogen, und auch die



Abb. 26. Ammerschweier. Der Schelmenturm.

kolossale Kanonenscharte hin, die in Form eines fratzenhaft verzerrten Gesichtes im Obergeschoß angebracht ist. Ähnlich war das Schießmaul am Weißturmtor in Straßburg, ähnlich ist auch der Baseler Lalenkönig.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts besaß das Elsaß noch eine sehr erhebliche Zahl großer und kleiner befestigter Plätze. Im ganzen hatten sie doch genügt, ihre Bewohner im Armagnaken-Krieg und im bischöflichen Krieg zu schützen. Ihren Zustand etwa zu Beginn des dreißigjährigen Krieges geben die Stadtansichten wieder, die Merian in seiner 1644 erschienenen Topographia Alsatiae in großer Zahl vereinigt hat. Mit

ihren zahlreichen Kirchen, ihren Schlössern und Tortürmen, ihren Mauern und Gräben bieten alle diese Städte sehr reizvolle Silhouetten. Den Einzelheiten dieser Bilder ist jedoch nicht zu trauen; wo wir den gegenwärtigen Bestand prüfen können, sehen wir, wie viele konventionelle schematisierte Züge sich in das Beobachtete eingedrängt haben.

Gemar.
Abb. 28.

Wir bieten als Beispiel die Befestigung von Gemar bei Rappoltsweiler[78]). Im Jahre 1287 war auf Geheiß König Rudolfs I. ein castrum ligneum, von 1291 an durch den Rappolsteiner Hermann II, der einen Anteil an dem Dorfe hatte, ein castellum erbaut worden. Belagerungen und Brände haben diese Anlagen noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts zerstört. Im 14. Jahrhundert wurde die Befestigung von Burg und Stadt erneuert. Die durch mächtige Rundtürme geschützte Molkenburg, der gewichtigste Bau des Städtchens, hat jedoch erst 1580 ihre auf unserer Ansicht wiedergegebene Gestalt bekommen. Für die Stadtmauer wird als Errichtungsjahr 1340 genannt; sie ist ungezinnt, ein Wehrgang läuft an ihrer Rückseite. Dicke Rundtürme, mit einem in der Höhe des Wehrganges ansetzenden schlanken Obergeschoß stehen in kurzen Abständen; es scheinen Batterietürme zu sein. Wall und Graben umzieht die Mauer; eine Zugbrücke stellt die Kommunikation mit dem aus einem Außen- und einem Innenbau bestehenden Tore her. An der einen Ecke erkennt man eine Bastion.

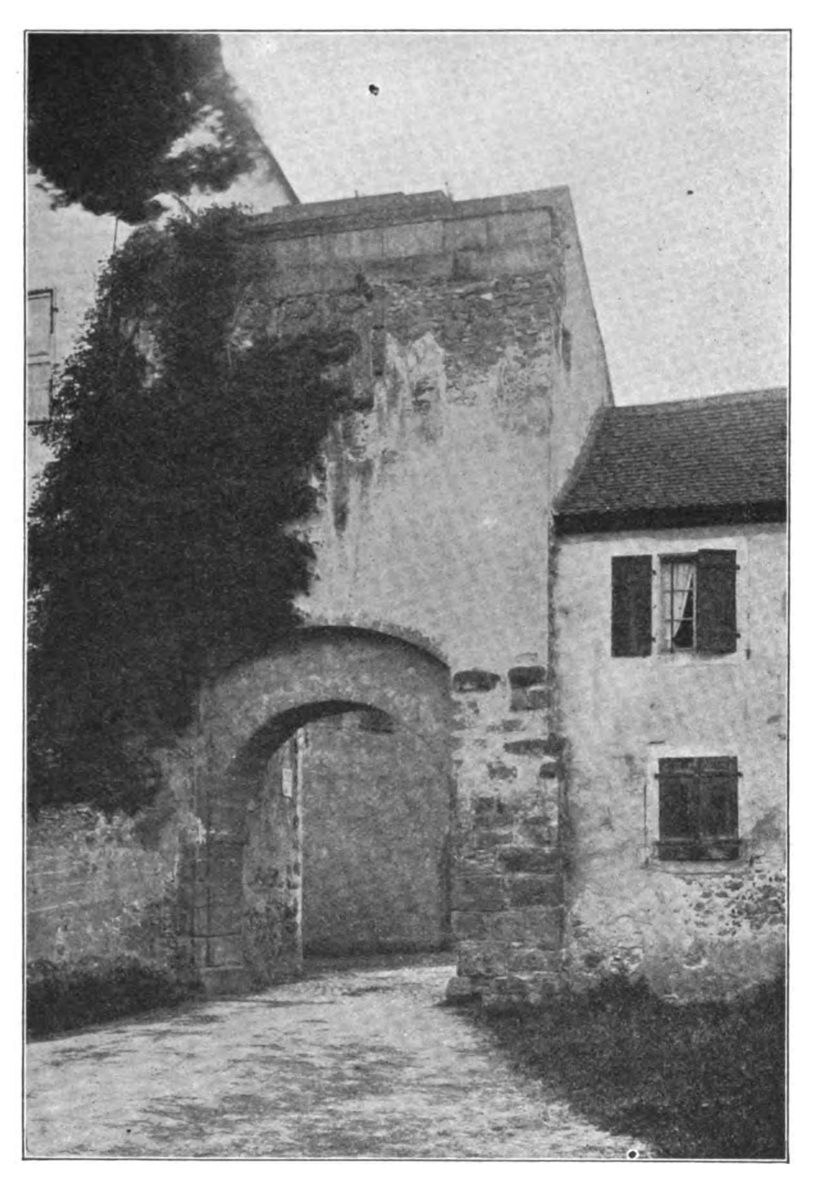


Abb. 27. Kienzheim. Sigolsheimer Tor.

Ende der mittelalterlichen Befestigungskunst.

Während des dreißigjährigen Krieges aber verloren diese Befestigungen der Ebene, wie die großen Bergschlösser ihren Wert. Gegen das grobe Geschütz der Schweden und Franzosen vermochten sie nichts. Und was der große Krieg begonnen hatte, das vollendete sich am Ausgange des Jahrhunderts unter den großen Wandlungen, die im Gefolge des Krieges eintraten. Ludwig XIV. ließ die Befestigungen

von Colmar, Schlettstadt, Oberehnheim, Hagenau, Dachstein und Weißenburg schleifen, ließ Hohenack, Dagsburg und Fleckenstein sprengen, und am Ende des Jahrhunderts war Straßburg, Schlettstadt, Fort-Louis, Hüningen, Landskron und Lichtenberg alles, was es an festen Plätzen auf dem Boden des heutigen Elsaß gab[72a]).

* * *

Innerer Städtebau.

Im Baue der Stadtbefestigung tritt die Bürgerschaft als ein Ganzes auf. Indem sie das bewohnte Gebiet begrenzt und wehrhaft macht, macht sie in der eigenen räumlichen Entwicklung in sehr bewußter Weise einen Einschnitt. Der innere Ausbau der Ortschaften vollzieht sich — im Mittelalter wenigstens — meist langsamer, als eine Arbeit von Jahrhunderten. Ganz langsam reihen sich die Einzelwohnsitze; es bilden sich Wege, Straßen, man spart, wo mehrere Wege sich kreuzen, d. h. wo die Interessen Vieler zusammenmünden, einen Platz aus. Hier erbaut man die Gebäude, die allen gleichmäßig dienen, das Rathaus, das Kaufhaus, die Stadtwage.



Abb. 28. Gemar im 17. Jahrhundert. Nach Zeiller-Merian, Topographia Alsatiae 1644.

Die Kunst im Städtebau.

In neuester Zeit haben die örtlichen Baugewaltigen, die keinen andern Winkel kennen als den rechten, und die aus ihrer Militärzeit eine unausrottbare Vorliebe für schnurgerade Fronten in ihr bürgerliches Leben mitgebracht haben, oft genug gewaltsam die alten, aus den Verkehrsbedürfnissen, wie aus einem trotz aller Naivetät höchst treffsicheren künstlerischen Takt entstandenen Straßenlinien korrigiert. In zahlreichen Städten und Dörfern, besonders in solchen, die in neuerer Zeit sich nicht mehr weiterentwickelt haben, sind auch jetzt noch in großer Zahl ausgezeichnete Markt- und Straßenbildungen erhalten; aus an sich unbedeutenden, sehr oft künstlerisch völlig gleichgültigen Einzelheiten, ergibt sich gar oft ein Gesamtbild, eine architektonische Gruppe, ein Ausblick von vollkommen bildmäßiger Geschlossenheit. Und doch ist hier nicht schulmäßig komponiert worden, man hat auch nicht versucht, stilrein zu sein, sondern das Neuhinzutretende ist mit Geschmack dem Alten eingefügt worden. In leisen Krümmungen ziehen sich die Straßen; so werden die einzelnen Häuser nicht in jäher Perspektive sichtbar, sondern sie bieten sich immer wieder in mäßig verkürzten Vorderansichten dar. Der Marktplatz ist nicht mit Zirkel und Winkel konstruiert, sondern er hat sich von selbst als erweiterte Straßenkreuzung gebildet, und der Punkt, auf den das Auge des die Straße Heraufkommenden trifft, ist naturgemäß architektonisch betont worden.

Derartige künstlerische Wirkungen können vom photographischen Objektiv nie in ihrer wirklichen Schärfe und Feinheit festgehalten werden; sie hätten auch keinen rechten Platz in einem Werke, das den „Denkmälern" der Baukunst gewidmet ist. Aber auf-



merksam gemacht werden muß darauf bei jeder Gelegenheit, weil die kulturellen, künstlerischen, erzieherischen Werte, die in den alten Straßenbildern und Straßenlinien enthalten sind, immer noch von zu wenigen beachtet werden. Wie malerisch wirkungsreich ist der Marktplatz von Molsheim, oder der von Börsch, wie wunderhübsch das kleine, durch eine Straßengabelung gebildete Plätzchen von Nieder-Ottrott, wo gerade an einer Stelle, die der raffinierteste Kunstverstand nicht besser hätte wählen können, das Kreuz zwischen den beiden mächtigen Bäumen steht! Wie vortrefflich auch der jetzt nach Gutenberg benannte ehemalige St. Martinsplatz in Straßburg, an der Kreuzung der Gewerbslauben und der Langenstraße gelegen. Hier stand die alte Pfalz, das städtische Kanzleigebäude, die Münze; hier ward im 16. Jahrhundert noch der „Neue Bau" errichtet. Auch Hunaweier und Reichenweier sind noch voll solcher malerischer Wirkungen.

Allgemeiner Charakter des städtischen Hausbaus.

Von Gebäuden, die die Bürgerschaft als Ganzes oder andere geschlossene Körperschaften in den Städten errichtet haben, ist aus der Zeit des romanischen Stils im Elsaß nichts erhalten geblieben. Es gibt kein einziges romanisches Rathaus; Straßburg, das sich im Laufe des 13. Jahrhunderts von der bischöflichen Herrschaft Schritt um Schritt befreite, hat keinen monumentalen Ausdruck für diesen wichtigen Vorgang in seiner Entwicklung gefunden. Noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts werden Straßburg und Basel als unansehnlich geschildert (in muris et edificiis viles fuerunt, sed in domibus viliores. Domus fortes et bone fenestras paucas et parvulas habuerunt et lumine caruerunt). Die städtischen Behörden walteten sogar bis 1321 ihres Amtes im bischöflichen Fronhof. Im Jahre 1288 wurde die Straßburger Münze gebaut, damals muß auch wohl bereits ein städtisches Kaufhaus existiert haben. Die große Masse der Bürgerhäuser des hohen Mittelalters aber war aus Holz erbaut. Das Holz hat ja bis ans Ende des 17. Jahrhunderts nicht aufgehört, als Baumaterial auch für die Schauseiten der Häuser zu dienen; in der Zeit des romanischen Stils aber wurde es zweifellos für das Haus des einzelnen Bürgers fast ausschließlich verwendet. Im ganzen Elsaß existiert noch ein einziges romanisches Wohnhaus; möglich, daß unter Umbauten und Erneuerungen versteckt auch noch in Straßburg, vielleicht auch in anderen Städten der eine oder andere romanische Wohnbau erhalten ist; denn gerade Wohnbauten haben, den wechselnden Bedürfnissen ihrer Besitzer gemäß, eine besonders schicksalsreiche Geschichte gehabt.

Rosheim, Romanisches Haus. *Tafel 98.*

Von vornherein dürfte man für das romanische Stadthaus, sei es nun öffentlicher oder privater Bestimmung, Ähnlichkeit mit den romanischen Wohnbauten auf den Burgen — mit den Palasbauten — voraussetzen: Schweres Mauerwerk mit wenigen kleinen Durchbrechungen. Diese Erwartung bestätigt das aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammende romanische Haus in Rosheim.[73]) Eine Dame aus einer Ministerialenfamilie des Klosters Hohenburg hat es diesem durch Vermittlung Kaiser Friedrichs I. vermacht, ein Zufall hat uns die Urkunde bewahrt, und der Hortus deliciarum, die berühmte Hohenburger Handschrift, enthält sogar das Bildnis der Stifterin. Das Haus liegt seltsamerweise außerhalb des ummauerten Stadtgebietes. Es hat ein hochgelegenes Erdgeschoß, ein Hauptgeschoß und darüber einen ziemlich steilen Giebel, an dessen Hauptfenster noch die Reste eines wahrscheinlich zum Schutze eines Aufzuges angebracht gewesenen Vordaches wahrzunehmen sind. Das Mauerwerk ist ziemlich unregelmäßig, nur die Ecken sind — wohl in bestimmter künstlerischer Absicht — durch Belag mit großen Buckelquadern ausgezeichnet. Hauptschmuck der Fassade ist ein großes gekuppeltes Fenster mit einem Doppelsitz. Sieht man von jenen Mauerdurchbrechungen ab, die spätere Zeiten für notwendig erachtet haben, so ergibt sich, daß die Straßenseite von ganz burgmäßiger Geschlossenheit war. Der

Eingang ins Erdgeschoß lag an der rechten Traufseite, der Zugang zum Hauptgeschoß wurde wohl durch eine hölzerne Außentreppe vermittelt, da sich im Innern nirgends Spuren einer Treppenanlage zeigen.

Wie im Elsaß, so sind auch im übrigen Deutschland und in Frankreich im 13. Jahrhundert städtische Steinhäuser eine sehr große Seltenheit. Aber gegen Ende dieses Zeitraums wächst ihre Zahl immerhin, und während der Herrschaft des gotischen Stils überwiegt sogar der Steinbau. In Straßburg z. B. ist noch eine sehr große Zahl spätgotischer Häuser, freilich der allereinfachsten Art, erhalten: Es sind Giebelhäuser, vielleicht ursprünglich mit ganz geschlossenem oder doch nur wenig geöffnetem Erdgeschoß, in mehreren Stockwerken gleichmäßig aufgebaut, der Giebel ebenfalls mit mehreren Reihen von Fenstern. An den Oberteilen des gotischen Hauses, an Giebeln und Kaminen sammelte sich in der Regel der Schmuck.[74]) Wir bilden, da es sich hier ja nur um Fassaden handelt, statt eines Privathauses dieser Art das Frauenhaus des Straßburger Münsters ab, das Haus der Werkhütte, dessen östlicher Flügel 1347 begonnen wurde (so versichern wenigstens die Chronisten). Der westliche Flügel wurde erst mehr als zwei Jahrhunderte später hinzugefügt, doch ist damals der ältere Bau offenbar überarbeitet worden, um eine einheitliche Wirkung zu erzielen. Immerhin scheint es, als sei das Wesentliche der Fassadenkomposition trotzdem erhalten geblieben. Über dem Erdgeschoß, dessen Durchbrechung in ihrer gegenwärtigen Form nicht ursprünglich ist, liegen noch zwei Reihen von Fenstern, die unteren dicht zusammengerückt, die oberen gleichmäßig über die ganze Breite geordnet. Daß diese Fenster nicht spitzbogig geschlossen sind, braucht nicht zu verwundern; selbst im romanischen Stadthaus war bereits das Rechteck eine beliebte Form. Die Giebelfläche enthält ebenfalls drei Fensterreihen: seine Schrägen sind in der für das gotische Haus bezeichnenden Weise abgetreppt.

Straßburg, Frauenhaus. *Tafel 96.*

Das Kaufhaus ist ebenfalls ein Bau des 14. Jahrhunderts, 1358 begonnen, 1389 durch einen Anbau nach der St. Nikolausbrücke, zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Richtung auf die Rabenbrücke erweitert. Wie fast alle diese Bauten ist es von großer Sachlichkeit in der architektonischen Ausdrucksweise. Die Schmuckfreudigkeit, wie sie manchen ähnlichen Zwecken dienenden Bauten des 15. Jahrhunderts eigen ist als ein Ausdruck erhöhten Selbstbewußtseins der Erbauer, sie fehlt hier völlig. Lang ziehen sich an der Wasserseite die Mauern, die Fensterreihen, die Dachlinien hin, und das Einzige, was die Eintönigkeit wirkungsvoll unterbricht, sind die keck auf- und absteigenden Zimmerreihen der End- und Zwischengiebel, die uns von den allmählichen Erweiterungen des Baues erzählen.

Straßburg, Kaufhaus. *Tafel 94.*

Spätgotische Wohnhäuser einfacher Art sind in Straßburg noch in sehr großer Zahl erhalten. Freilich, die Erdgeschosse, wie auch die Fensteröffnungen der oberen Stockwerke, sind sehr oft, infolge des gesteigerten Lichtbedürfnisses, vergrößert, auch sonst deformiert worden, aber sehr oft verrät — wenn nicht der gesamte Habitus — doch irgend eine charakteristische Zierform die frühe Entstehungszeit. Häufig ist — wie z. B. am Kammerzell-Haus später, da wieder der Fachwerkbau größeren Raum einnahm — ein gotisches steinernes Erdgeschoß als Unterbau für Fachwerk-Obergeschosse benutzt worden. An reichen ausgestalteten Bürgerhäusern des 15. Jahrhunderts fehlt es in Straßburg völlig; wir bieten hingegen zwei Beispiele aus Colmar.

Straßburg, Kammerzell-Haus. *Tafel 100.*

Das Haus Nr. 14 der Judengasse ist ein sehr einfacher, übrigens stark modernisierter Steinbau mit abgetrepptem Giebel und einem zierlichen übereck gestellten Erker, an dessen Brüstungsflächen wie an den Fenstern Zierstücke von spätestgotischer Form — Fischblasen, Eselsrücken — erscheinen. Sehr viel höher steht künstlerisch das Haus „Zum Schwan“ in der Schongauer-Straße, das Martin Schongauers Vater

Colmar, Bürgerhäuser. *Abb. 29 u. 30.*

Kaspar erworben hat. Soweit die ebenfalls z. T. modernisierte Fenstereinteilung noch eine Beurteilung zuläßt, scheint die Fassade bereits nach einem malerischen Prinzip eingeteilt zu zein. Also keine gleichmäßigen Reihungen, sondern Gruppierungen. Im Erdgeschoß ein sehr reiches im Kielbogen geschlossenes und rechteckig umrahmtes Portal, unmittelbar daneben ein ähnlich behandeltes Fenster; in größerem

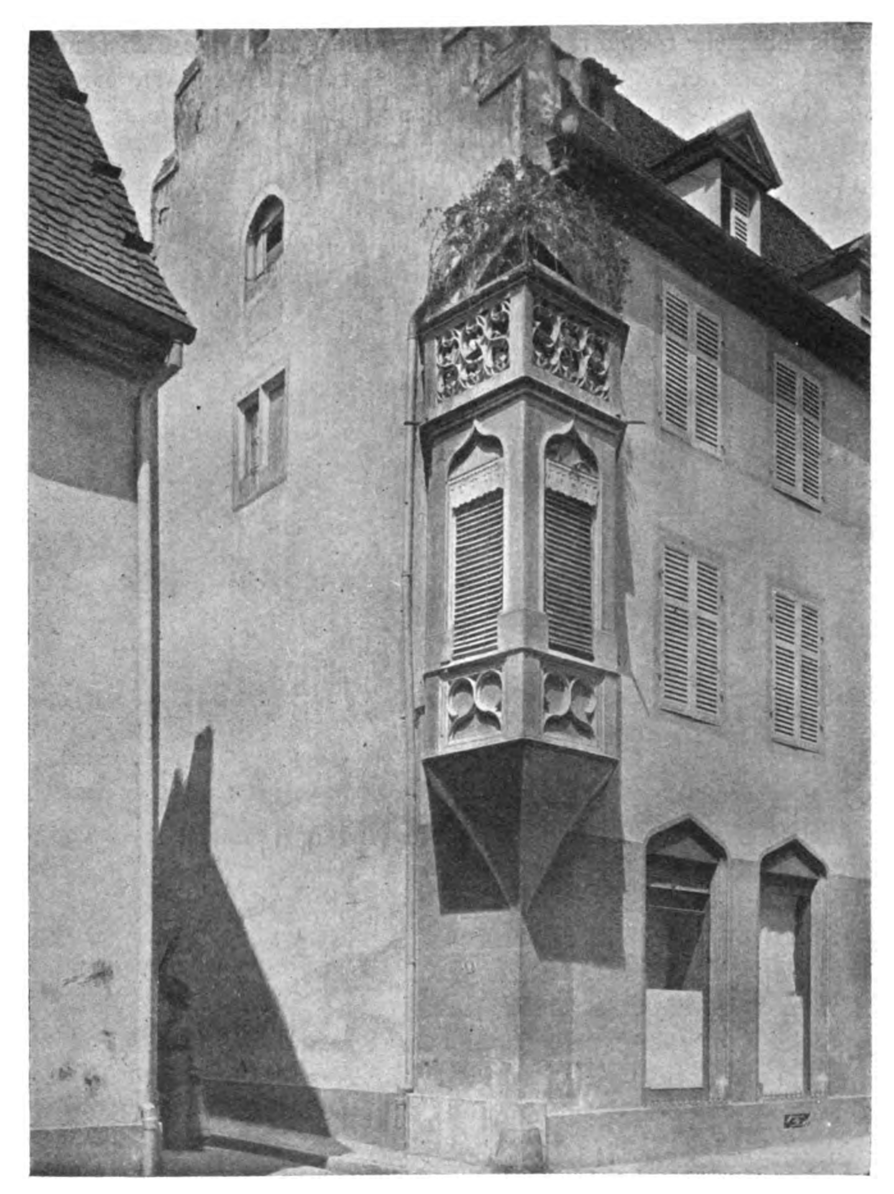


Abb. 29. Colmar, Judengasse Nr. 14.

Abstande auf der anderen Seite ein einfacheres Fenster. Zwischen diesem und dem Portal wächst auf einfacher Konsole aus der Wand ein Erker mit reichem blindem Maßwerk an den Brüstungsflächen, mit großen, im Kielbogen endigenden Fenstern. Die dem romanischen Profanbau völlig fremde Neigung zum Malerischen, zur plastischen, körperlichen Unterbrechung der Fassade durch einen stark vortretenden Bauteil zeigt sich hier, und ebenso die der Spätgotik eigene Rechnung mit der Wirkung des Gegensatzes von Licht und Schatten. Beides wird durch unsere Abbildung deutlich gemacht.

* * *

Der Raum eines halben Jahrtausends ist durchschritten, das Weltbild ist gewaltig verändert. Die Kleinen haben, indem sie sich zusammenscharten, Macht gewonnen gegen die Großen; die Städte gegen das Land; Handel und Gewerbe gegen den Ackerbau; die Welt gegen die Kirche. Nicht mehr fördert die Kirche allein die Baukunst; der Bürger ist als Bauherr neben sie getreten; er wehrt sich gegen die

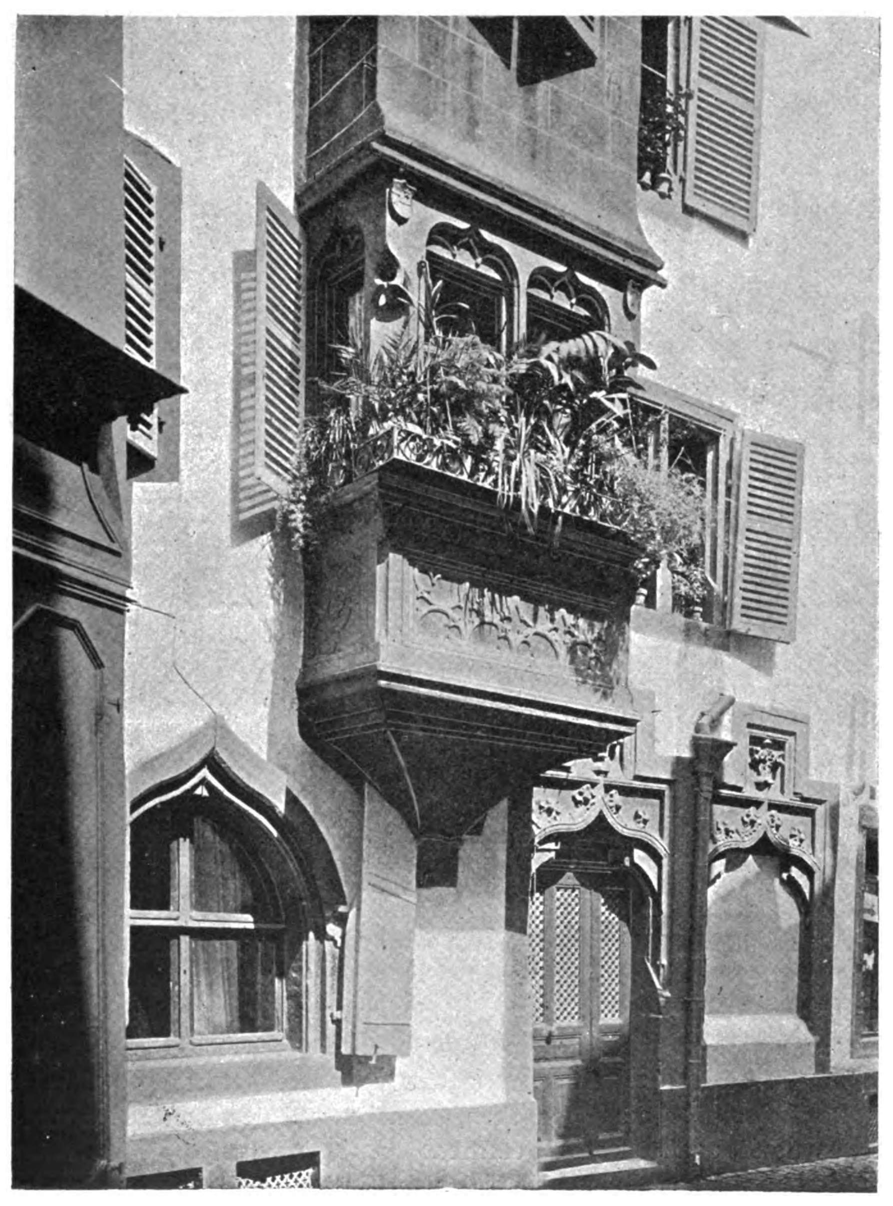


Abb. 30. Colmar, Sogen. Schongauerhaus.

Übergriffe der anderen Mächte; er organisiert den Handel und schafft ihm Zentralstellen in Kaufhäusern und Kornhallen; er baut sich — denn er fühlt sich als Einer — sein eigenes Haus, und er baut es so, daß jeder sehe, wer darin wohnt. Fest und reich stehen diese Häuser da. So gewiß der Wandel vom romanischen zum gotischen Stil und die Entwicklung innerhalb dieser Stile auf allgemeineren geschichtlichen Wandlungen begründet ist, so gewiß markiert sich in diesem Hervortreten des Bürgerlichen die allgemeine große Wandlung, die am Ende des 15. Jahrhunderts vollzogen scheint.

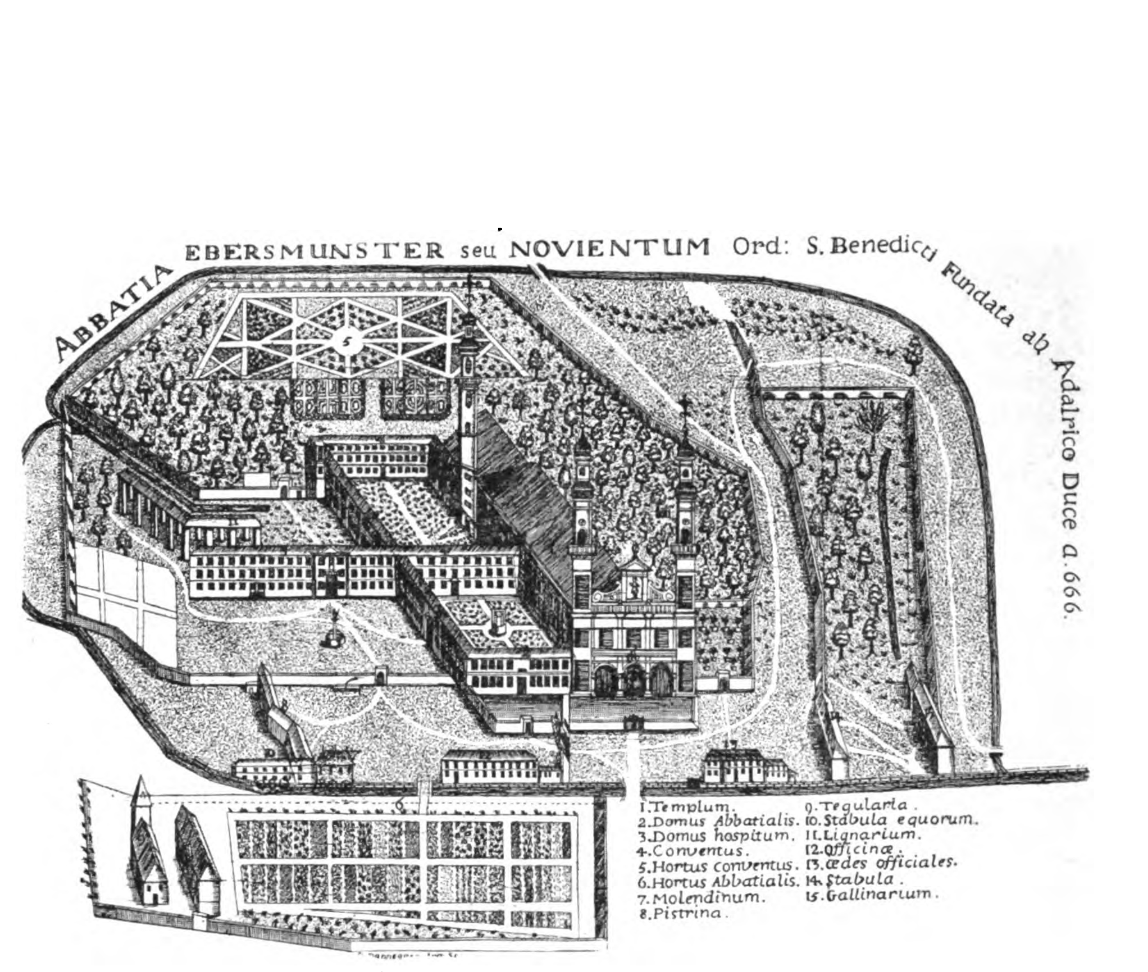


Abb. 31. Ebersheimmünster. Die Benediktiner-Abtei um 1750. Nach einem Kupferstich von Ad. Dannegger.

Vom 16. zum 18. Jahrhundert.

A. Kirchenbau.

Reformation und Renaissance.

Und wieder steht die Welt vor gewaltsamen Umbildungen sozialen und kirchlichen Inhalts. Die Reformation, lange vorbereitet, tritt über die Schwelle. Vor ihr, mit ihr, oft auch gegen sie und im Grunde doch gleichem Boden entsprossen, war der Humanismus über die Alpen gedrungen, jene, das gesamte geistige Leben erfüllende Bewegung, die, höchst weltlich und höchst realistisch, neben die jenseitigen, nur dem Glauben zugänglichen Kräfte und sogar gegen sie alles Diesseitige stellte. Die ganze Erscheinungswelt lag vor dem Menschen, überaus voll des Lockenden und nicht als ein verbotenes Land, sondern weit geöffnet.

Gegen den weltlichen Geist, der sich der Kirche im 15. Jahrhundert bemächtigt hatte, erhoben sich Savonarola und Luther, jener, indem er die Menschen in die Klöster gehen hieß, dieser, indem er ihre Tore aufstieß. In Italien, wie in Deutschland erscheint am Beginne des 16. Jahrhunderts das kirchliche Leben gesteigert, in Deutschland freilich in ganz anderer Weise als in Italien. Indessen, von einem günstigen Einfluß dieser Kriegsjahre auf die Künste kann nicht die Rede sein. Das Bedürfnis nach kirchlichen Bauten war durch die Tätigkeit der vergangenen Jahrhunderte befriedigt. Wo die Reformation zum Siege kam, nahm sie die Gotteshäuser der Katholiken in Beschlag. Aber auch wo der Katholizismus unbehelligt blieb oder rasch wieder in seine Stellung zurückgelangte, blieb die Bautätigkeit der Kirche gering;

hatte doch auch das Klosterwesen seinen Hochstand längst hinter sich. So war der Einfluß der Reformation, wie sie der Bilderverehrung abhold war, auch der Baukunst durchaus ungünstig. Desto intensiver setzte sich die profane Bautätigkeit fort, die ja schon im 15. Jahrhundert so sehr an Raum im gesamten künstlerischen Schaffen gewonnen hatte. Eine neue Formenwelt drang nach Deutschland, überwältigte den Norden. Italien hatte sich an der Antike begeistert, glaubte sie wiedergeboren zu haben in seiner Dichtung, in seiner bildenden Kunst, in seiner Raumgestaltung. Und der Norden, müde der alten Gotik, die sich in Spielerei verloren hatte oder in Verwilderung ausgeartet war, der Norden, durch den Humanismus ebenfalls auf den Kultus der Antike und der italienischen Renaissance vorbereitet, nahm bereitwillig auf, was sie ihm bot, verstehend, halb verstehend, mißverstehend.

Das Elsaß hat an der humanistischen Bewegung den stärksten Anteil genommen. In dem Jahrhundert von 1450 an ist die geistige Arbeit, die es für sich geleistet, in höchstem Maße für Deutschland fruchtbar geworden. Man denke nur an Gailer von Kaysersberg, an Sebastian Brant, an Jakob Wimpfeling. Basel und Straßburg waren gerade in der entscheidenden Zeit an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert Hauptstätten des deutschen Buchdrucks und Buchschmucks. Hier strömte die neuartige Nahrung des Geistes zusammen, und von hier aus fand sie, durch den Druck verhundert- und vertausendfältigt, wieder ihren Weg in die Weite.

So dürften wir erwarten, daß sich das, was wir deutsche Renaissance zu nennen pflegen, hier rasch und reich entfaltet hatte, umsomehr als das Elsaß dem Geburtslande der Renaissance so nahe liegt. Wo nicht direkt auf dem Wege über die Schweiz, müßten wir sie auf dem Umwege über Frankreich, Burgund, die Niederlande hier erscheinen sehen. Aber die Aufnahme geschieht keineswegs rasch und keineswegs allgemein. So müde die Gotik um 1500 schien, sie hat doch bis ins 17. Jahrhundert hinein weitergelebt.

Vor allem im Kirchenbau.

Kirchenbau des 16. Jahrhunderts.

Was an gotischen Kirchenbauten aus dem 15. ins 16. Jahrhundert hinüberreicht, ist — mit wenigen Ausnahmen, zu denen das Laurentiusportal des Straßburger Münsters und der Turmhelm von St. Theobald in Thann zählen — künstlerisch unerheblich. Aber, was das Wesentliche ist, — es ist gotisch. Der Italianismus, der mit Macht in alle Gebiete des geistigen Schaffens dringt — die kirchliche Baukunst sperrt sich gegen ihn, sie wendet gotische Systeme und gotische Konstruktionen an, sie mischt höchstens mit den gotischen Zierteilen einige dem Formenschatz der Renaissance entnommene; aber jenes Renaissance-Empfinden, wie es sich in manchem profanen Monumentalbau vom Ende des 16. Jahrhunderts kundgibt, ist im Kirchenbau dieser Zeit fast nirgends wahrzunehmen.

Ammerschweier. Pfarrkirche. *Abb. 32 u. 33.*

In Ammerschweier war zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Bau der Pfarrkirche noch im Gang. Es ist eine weite basilikale Anlage mit Querhaus und rechteckigem Chor, in allem Prinzipiellen also durchaus den üblichen spätgotischen Pfarrkirchen verwandt. Besonders ist nur das System und die Proportion. Als Träger dienen Rundpfeiler mit niedrigen Deckplatten, von beinahe frühromanischem Habitus. Aber sie sind, was ganz unromanisch ist, in weiten Abständen von einander geordnet und mächtige rundbogige Arkaden, zu denen nur die in der Gotik gereifte technische Sicherheit ermutigen konnte, spannen sich zwischen ihnen. Die Proportion des Ganzen ist völlig ungotisch: Der Querschnitt gibt ein untergleichseitiges Dreieck, d. h. die dem gotischen Vertikalismus entgegengesetzte Neigung zu breiter Lagerung tritt hier klar zutage. Die Freude an der Verwendung mannigfacher und komplizierter Gewölbeformen wird aus dem Grundriß ersichtlich.



Nachleben der Gotik im 17. Jahrhundert. Molsheim, Jesuitenkirche.
Tafel 62 u. 63.

Wie lange aber — trotz diesen einzelnen Renaissance-Elementen — die Gotik als Kirchenbaustil mächtig blieb, das zeigt in fast überraschender Weise die Pfarrkirche von Molsheim, 1614 bis 1618 für das Jesuitenkolleg erbaut, das unter dem Patronat des Erzherzogs Leopold von Österreich durch den Straßburger Bischof Johann von Manderscheid 1580 dort gegründet worden war[75]). Am Außenbau überwiegen im Ganzen die Renaissance-Elemente. Das von einem kräftigen, alle drei Schiffe übergreifenden Satteldach bedeckte Langhaus ist von einem stark heraustretenden Querhaus durchschnitten. Am westlichen Hauptturm, wie am östlichen Dachreiter wechseln spätgotische und Renaissanceformen mit einander ab, wie denn auch die Maßwerkfenster teils im Spitzbogen, teils im Korbbogen geschlossen sind. Die Querhausgiebel sind von Renaissance-Voluten eingefaßt. Der Chor, mit Strebepfeilern besetzt, endigt polygonal mit drei Seiten des Achtecks.

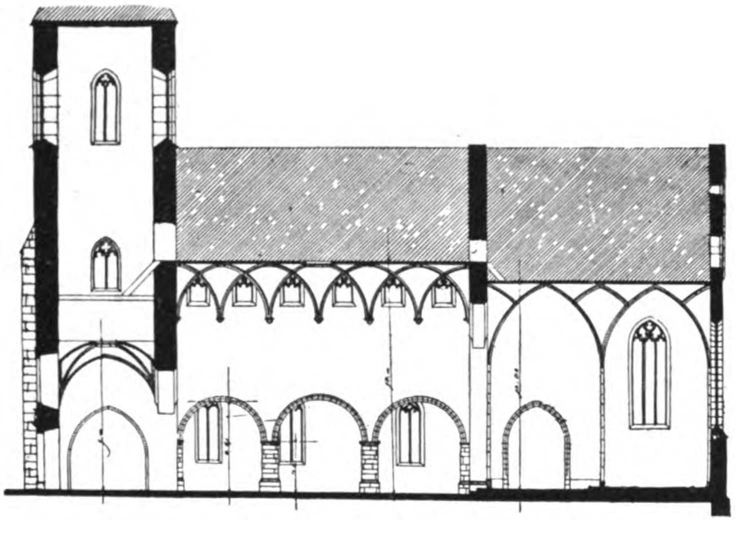


Abb. 32. Ammerschweier. Pfarrkirche.
Längsschnitt (nach einer Aufnahme im Denkmal-Archiv).

Nun aber das Innere. Der Gesamteindruck wird bestimmt durch die weiträumigen Verhältnisse, die großen Pfeilerabstände und die zweigeschossige Anlage der Seitenschiffe. Das Querhaus, so stark es in der äußeren Erscheinung mitspricht, kommt in der inneren fast nicht zur Wirkung. Im Langhause gehen die als Träger dienenden Rundpfeiler durch beide Geschosse; aus ihnen entwickeln sich ohne Bezeichnung des Ansatzes die spitzbogigen Arkaden der unteren Seitenschiffe, während die oberen Arkaden, wie die Dienste der Hauptgewölberippen von Kapitälen aufgenommen werden. Das Netzgewölbe ist eigentlich eine Tonne mit dekorativ unterlegten Rippen; es akzentuiert die durch die Pfeilerstellung gegebene Jochteilung nicht, sondern verwischt sie im Gegenteil. Auch hier erweist sich die konsequente Gotik mit ihrer Neigung zur logischen Durchführung eines einmal aufgenommenen Teilungsprinzips als überwunden.

So sind also die Mittel der Konstruktion zwar gotisch, die Gesamtwirkung aber ungotisch; und ungotisch sind trotz dem Fischblasenmaßwerk der Fenster und den spitzbogigen Arkaden viele andere Einzelheiten: Die Flammenkelche über den Arkadenscheiteln, die Nischen in den Brüstungswänden, die Kapitäle mit den Eierstäben unterhalb der Deckplatten. Zur Wiederherstellung der ursprünglichen Wirkung ergänze man sich eine reiche Polychromierung: Die Kirche war, wie eine 1619 — also eben nach Vollendung des Baus gedruckte Beschreibung mitteilt — marmorähnlich bemalt und teilweise vergoldet. Auch die Galerien (worunter wohl die Brüstungswände gemeint sind) trugen Malereien mit Darstellungen aus der Passion Christi. Sie mögen, durch figürliche Darstellungen vor den anderen vertikalen Flächen ausgezeichnet, noch stärker die Wirkung horizontaler Einschnitte gehabt haben als heute. Das Gewölbe endlich war mit blumentragenden Engeln auf gestirntem Grunde geschmückt.

Erwägt man alle diese Umstände — Raumgestaltung und Dekoration, so ergibt sich als Resultat wohl etwas dem, was man Jesuitenstil heißt, im Geiste Verwandtes. Freilich durchaus nichts, was man barock zu nennen gewohnt ist. Überhaupt sind ja die ersten großen Jesuitenkirchen auf deutschem Boden — München und Würzburg — durchaus nicht nach dem Muster des römischen Gesù erbaut. Die Kölner Jesuitenkirche, 1619—1633, also einige Jahre nach der Molsheimer entstanden, ähnelt dieser im System des Aufbaus so vollkommen, daß man an eine direkte Beziehung glauben muß, ja geradezu an eine Identität des Schöpfers [76]). Ihm galt noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts — und er muß sich darin wohl in Übereinstimmung mit seinen Auftraggebern befunden haben — der gotische Stil als der eigentlich kirchliche Baustil. Erst wesentlich später ist für den süddeutschen Kirchenbau ein anderer Stil allgemein als kirchlich akzeptiert worden.

Sonstiger Kirchenbau des 17. Jahrhunderts.

Ein panegyrischer Schriftsteller aus dem Beginne des 17. Jahrhunderts nennt die Jesuitenkirche von Molsheim den nächst dem Straßburger Münster schönsten Kirchenbau des Landes. Gewiß sind hier alle Kräfte aufs Schärfste angespannt worden. Handelte es sich doch darum, dem Jesuitenkolleg, der späteren Akademie von Molsheim, als der Hauptbildungsstätte des Katholizismus im Lande, auch äußerlich — gegenüber der protestantischen Universität von Straßburg — Glanz und Bedeutung zu verleihen. Im übrigen ist am Kirchenbau des 17. Jahrhunderts fast ausschließlich der Katholizismus beteiligt. Sehr erheblich sind jedoch auch seine Leistungen nicht; es ist das Jahrhundert des großen Krieges, und man weiß, wie furchtbar gerade das Elsaß unter ihm gelitten hat. Der Neubau der Kirche des Odilienklosters (1687—1692) ist von den noch erhaltenen Kirchenbauten des 17. Jahrhunderts wohl der bedeutendste. Allmählich erholt sich das Land von den furchtbaren Schäden, die ihm der dreißigjährige Krieg gebracht hatte. Die katholische Kirche arbeitet eifrig daran, ihre Macht wiederherzustellen und auszubreiten. Zahlreiche neue geistliche Niederlassungen werden gegründet. Nicht mehr die alten, nun unter französischen Äbten stehenden Klöster, die in der mittelalterlichen Kirchengeschichte des Landes eine so große Rolle spielen, dienen jetzt der kirchlichen Propaganda, sondern vor allem die Niederlassungen der Jesuiten. Außer in Zabern und Molsheim hatten sie sich noch in Hagenau, Ensisheim, Rufach, Schlettstadt und Colmar, endlich auch in Straßburg angesiedelt. Neben ihnen standen noch die Kapuziner in vorderer Reihe.

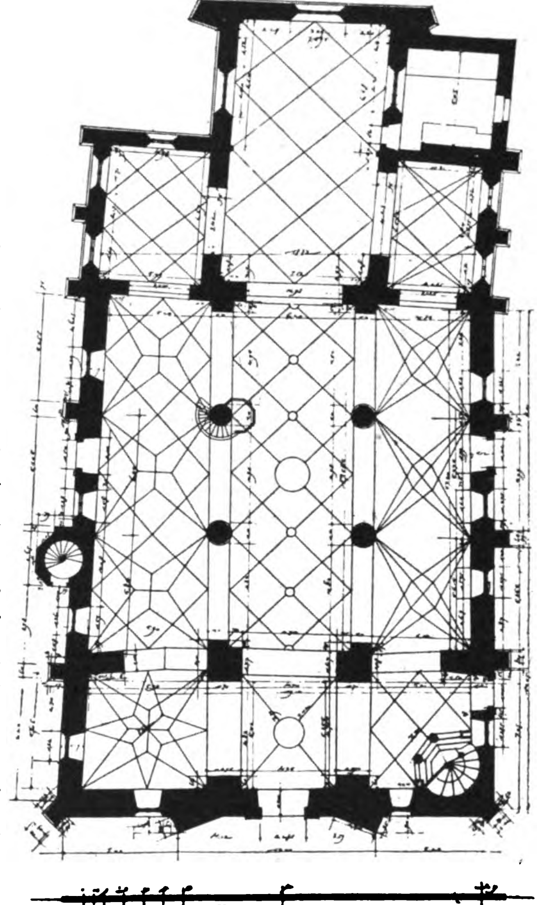


Abb. 33. Ammerschweier. Pfarrkirche.
Grundriß (nach einer Aufnahme im Denkmal-Archiv).

Erst im 18. Jahrhundert gewinnen die alten Benediktinerklöster ihre große Stellung wieder. Läßt sich auch die Bautätigkeit, die sie im Elsaß entfalten, nicht mit

Kirchenbau des 18. Jahrhunderts. Barock und Rokoko.

der der schwäbischen Klöster vergleichen, so war sie doch ansehnlich genug. Sehr viel von dem, was nach dem dreißigjährigen Krieg wieder aufgebaut worden war, ist in den Revolutionsstürmen wieder zugrunde gegangen. Es ist notwendig, auch dies Untergegangene — und es ist in der französischen Revolution und nachher sehr vieles zerstört worden — sich zu vergegenwärtigen, von dem wir, sei es aus spärlichen Resten, sei es aus litterarischen Zeugnissen wissen. Dazu gehört z. B. die sehr umfängliche Erneuerung der Benediktinerabtei Münster im Gregoriental (1681—1770), Murbach, Altdorf, Neuweiler, Pairis, Lützel (seit 1721). Es sind sämtlich Bauten, die unter den Begriff des Barock fallen. Von der seltsamen Ausnahme, die Andlau macht, ist oben die Rede gewesen. In den Jahren 1698—1703 ist die Kirche umgebaut worden. Mit merkwürdiger archäologischer Treue ist hier nicht nur unter Festhalten an romanischen Einzelheiten, sondern auch unter Anwendung eines im Grunde romanischen, wenn auch freilich im Elsaß nicht üblichen Systems ein Raum gestaltet worden, den man nach seiner allgemeinen, aus den weiten und freien Maßverhältnissen resultierenden Wirkung als barock bezeichnen darf.

Andlau, Stiftskirche. *Tafel 21.*

Ebersheimmünster. *Tafel 64 u. 65 u. Abb. 31 (S. 92).*

Der Typus des barocken Benediktinerklosters ist Ebersheimmünster. Nachdem die Brände und Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts alles romanische und gotische Bauwerk vernichtet hatten, wurde zu Beginn des 18. Jahrhundert ein Neubau in Angriff genommen und gegen 1750 vollendet. Der Stich aus dieser Zeit zeigt die Weitläufigkeit der ganzen Anlage. Wenig von ihr ist, nachdem einmal die Säkularisation die Gebäude ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet hatte, erhalten geblieben. Die Kirche ist ein äußerlich einfacher, innen prunkhaft gestalteter Bau. Ein Westbau mit zwei schlanken Türmen und einer nach außen geöffneten Vorhalle, ein Langhaus mit schwerem, nach Osten und Westen abgewalmten Dach, ein verhältnismäßig stark entwickelter, mit Strebepfeilern besetzter Chor, dessen polygonaler Abschluß sich wohl aus der Verwertung von Resten des älteren, 1632 zerstörten Baus erklärt, und östlich an ihn lehnend, abermals ein Turm — das sind die Bestandteile des Baus. Die Hauptflächen sind verputzt; schwach vortretende Hausteinpilaster, viereckige Fenster- und Bogenumrahmungen sind fast die einzigen Ziermittel. Die Türme, ziemlich hochgeführt, setzen in ihren oberen Teilen aus dem Viereck ins Rechteck um.

Und nun betrachte man dazu die in den Jahren 1726 bis 1727 erbaute Benediktinerkirche St. Peter im Schwarzwald[77]). Die Fassade hier gleicht sowohl in der Gesamtanlage wie in der Art der Flachdekoration der Fassade dort fast genau. Die einzige erhebliche Abweichung ist die Öffnung der Vorhalle zwischen den Türmen nach außen; und diese läßt sich ohne Zwang als eine Nachwirkung alter elsässischer Baugewohnheiten, vielleicht sogar der älteren, 1632 zerstörte Kirchen von Ebersheimmünster selbst erklären. Das Langhaus ist einschiffig; es ist von einer durch Quergurte geteilten, freskengeschmückten Tonne überwölbt, deren Schub auf quergestellte, oben und unten von Durchgängen durchbrochene Mauern übertragen wird. Dadurch entstehen an den Langseiten große, in weitem Bogen gegen das Schiff geöffnete und ebenfalls von Tonnen überwölbte Seitenräume; in diese nun sind auf flachen Bogen Emporen eingespannt, die sich auch durch die Querhausarme fortsetzen. Die Vierung ist durch stärker vortretende Pfeiler und eine etwas höhere Kuppel ausgezeichnet; im polygonal geschlossenen Chor, wo die Emporen fehlen, ruht das Tonnengewölbe direkt auf den Langmauern.

So schlicht das Äußere, so reich, frei und festlich ist die Gesamtwirkung des Innern. An den großen Barockkirchen Schwabens gemessen, ist der Aufwand freilich verhältnismäßig klein. Das plastische Ornament ist hier sehr bescheiden, während es anderwärts durch sein überquellendes, wucherndes Auftreten aufs Stärkste zur

barocken Wirkung beiträgt. Aber immerhin, die gleichen Wirkungsmittel, wie dort, sind auch hier benutzt: Keine Einteilung in Schiffe mehr, sondern ein Schiff, dem sich die Seitenräume völlig unterordnen. Die Kontrastwirkung, die in allen Kirchen mit kreuzförmigem Grundriß durch die sich schneidenden Richtungslinien von Langhaus und Querhaus erzeugt wird, erscheint hier vervielfacht durch das Verhältnis jener Seitenräume mit Quertonnen zu dem eigentlichen Schiff. Die Pfeiler tragen auf ihren korinthischen Kapitälen ein antikisierendes, höchst kompliziert profiliertes, verkröpftes Gebälk. Unsere Tafel sagt besser, als Worte vermöchten, welche Bedeutung endlich der malerische Schmuck für diesen Raum hat.

Ein Jahrhundert liegt zwischen der Jesuitenkirche von Molsheim und dem Benediktinerbau von Ebersheimmünster. Und während dort noch der gotische Stil festgehalten scheint, ist hier an seine Stelle ein internationaler Stil getreten, das Barock. Es hat als Voraussetzung nicht die auf deutschem Boden ihm vorangegangenen Stile, sondern die italienische Renaissance in ihrer spätesten Entwicklung. Man hat die erste Kirche der Jesuiten, den Gesù in Rom, als ein für den nordischen Kirchenbau des 17. Jahrhunderts in weitestem Ausmaß beispielgebendes Werk erklärt. Das mag übertrieben sein; gewiß ist, das vom 16. Jahrhundert an, dem von Norden nach Süden wandernden Künstlerstrom entgegen, im Sinne der Gegenreformation ein wohl noch größerer und praktisch viel wirksamerer Strom von Italienern nach dem Norden drängte. Nach dem dreißigjährigen Kriege begann im katholischen Süddeutschland eine ungeheure Bautätigkeit. Hier sind denn auch die Hauptgebiete des Wirkens jener Italiener, das sich auf die Architektur, weiter aber in sehr hohem Grade auf die malerische und plastische Dekoration der Architektur bezieht. Die Italiener fanden in den Alpenländern gelehrige Schüler und Nachfolger. Bald bilden sich große wandernde Künstlersippen; Baumeister und Maurer, Stukkatoren und Frescomaler vereinigen sich zu gemeinsamen Unternehmungen; durch mehrere Generationen setzt sich oft in einer Familie dieser Kunstbetrieb fort. Aus dem Bregenzer Wald kamen zahlreiche tüchtige Meister dieser Art; sie haben vor allem im weiteren Umkreise des Bodensees gearbeitet. Die Beschreibung, die wir von der Kirche von Ebersheimmünster gegeben haben, ließe sich wörtlich fast auf St. Peter im Schwarzwald anwenden. Dort hat einer jener Bregenzer, Peter Thumb († 1766) gearbeitet, ein Schüler jenes vom Como-See stammenden Donato Giuseppe Frisoni, dessen Hauptwerke Schloß Ludwigsburg und das Kloster Weingarten sind. In Weingarten war Thumb sein Mitarbeiter; später finden wir ihn selbständig am Bau zweier der großen Schwarzwaldklöster, St. Trudpert und St. Märgen, wieder, und es ist sehr wahrscheinlich, daß von ihm auch der Neubau des Klosters Ebersheimmünster stammt. So wenig Ungewöhnliches diesem Kirchenbau eigen ist, so genau ist doch die Übereinstimmung mit den sicheren urkundlich beglaubigten Werken des Bregenzers; auch die Anordnung der Klostergebäude um zwei quadratische Höfe findet sich in ganz verwandter Weise an den obengenannten badischen Bauten wieder.

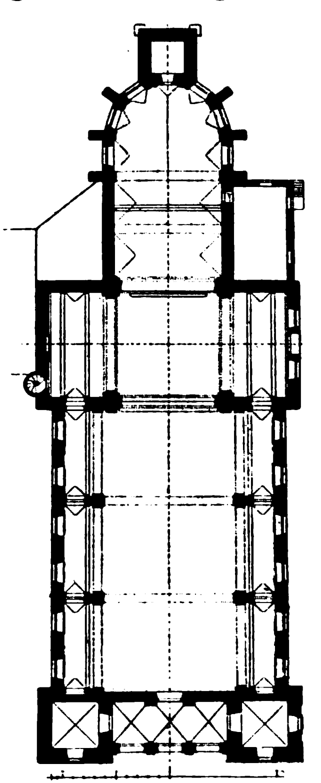


Abb. 34. Ebersheimmünster, Abteikirche.
Grundriß (nach einer Aufnahme im Denkmal-Archiv).

Colmar, Jesuitenkirche. *Tafel E im Text.*

Einen sehr eleganten Bau des 18. Jahrhunderts besitzt Colmar in seiner Jesuitenkirche. Ein sonst unbekannter Straßburger Architekt, Johann Jakob Sarger, hat sie 1742 bis 1750 erbaut. Unsere Tafel gibt den Blick aus dem Chor gegen Westen. Bei einem Vergleich mit der Kirche von Ebersheimmünster fällt die andersartige Anordnung der Emporen auf: Sie sind hier nicht zwischen die Pfeiler eingespannt, sondern sie liegen auf dem unmittelbar über den Arkaden sich hinziehenden Gebälk, und in die Tonnen sind Stichkappen eingeschnitten. Die Arkaden, mit denen sich das Mittelschiff gegen die Seiten öffnet, setzen sich als blinde Bogen im Querhaus und Chor fort, wie andererseits wieder versucht ist, die westliche Abschlußwand durch eine scheinbare Polygonalisierung und durch eine altarähnlich aufgebaute Empore der östlichen wirklich polygonalen entsprechend zu gestalten. In mehreren Punkten scheint hier eine Nachbildung des römischen Gesù versucht.

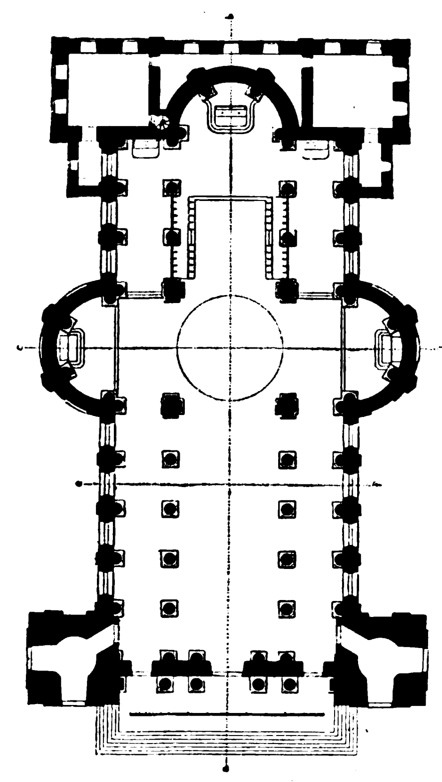


Abb. 35. Gebweiler. Untere Kirche. Grundriß (nach einer Aufnahme im Denkmal-Archiv).

Klassizismus. Gebweiler, Untere Kirche. *Tafel 65 u. 66 und Abb. 35.*

Wir nähern uns dem Ende des Jahrhunderts. Dem Barock folgt das Rokoko, mehr ein Dekorations- als ein Architekturstil, und diesem wieder der Klassizismus. Dem Überkräftigen, Gewulsteten folgt das Zierlichgekräuselte, und diesem endlich die kalte Geradlinigkeit — der Klassizismus. Hat das Rokoko im Elsaß vor allem auf dem Gebiete der Profanarchitektur zahlreiche vorzügliche Bauten geschaffen, so bietet sich uns für die klassizistische Abkühlung und Versteifung des warmblütigen und zierlichen Rokoko ein ausgezeichnetes Beispiel in die Untere Kirche von Gebweiler[78]). Ihre Entstehung hängt aufs engste zusammen mit dem Niedergange des geistlichen Lebens in der Abtei Murbach. Längst war dort an die Stelle klösterlicher Zucht das freiere Leben eines weltlichen Stifts getreten; es war das Ende dieses immer wieder unterbrochenen, aber auch immer wieder von neuem fortgesetzten Auflösungsprozesses, als die Einsamkeit des Blumentals den Murbacher Benediktinern zu einsam wurde und sie die Übersiedelung in die Stadt Gebweiler durchsetzten. Am 11. August 1764 traf die an den Erzbischof von Besançon und den Bischof von Basel als Offiziale von Murbach und der mit ihm unierten Abtei Luders adressierte Säkularisationsbulle ein. Aus der Abtei wurde ein weltliches Ritterstift, und da eine Anzahl Pfründen und Kanonikate durch lange Jahre unbesetzt blieben, konnte auch der Bau der Kirche und der Kanonikerhäuser, den man schon vor Erlangung der Säkularisation vorbereitet hatte, ungesäumt begonnen werden. Der Plan rührt von dem Architekten Beuque aus Besançon her, in der Ausführung wurde er jedoch sehr bald, nachdem Zwistigkeiten zwischen ihm und der Aufsichtsbehörde eingetreten waren, von Gabriel Ignaz Ritter aus Andolsburg bei Bregenz abgelöst. Wieder erscheint auf elsässischem Boden ein Bregenzer als leitender Architekt, und gleichzeitig mit ihm ein Schwabe, der aus Weingarten stammende Sporrer als Stukkator. Im Jahre 1766 begonnen, waren die Arbeiten 1785 so weit gefördert, daß die Kirche geweiht werden konnte. Der Turm ist ein jüngerer, doch sicher plangemäßer Zusatz.



COLMAR. JESUITENKIRCHE.

Die Kirche ist mit den Kanonikerhäusern, die auf drei Seiten den mit einem zierlichen Delphinenbrunnen geschmückten Platz umgeben, als eine einheitliche Komposition gedacht. Kühl, in regelhafter Strenge, baut sich die Fassade auf. Die beiden Türme treten kräftig vor; in dem Zwischenstück ist die Mitte durch eine zweigeschossige Säulenstellung und einen flachen Dreieckgiebel ausgezeichnet. Alle vertikalen, wie alle horizontalen Teilungen sind sehr scharf betont; die geraden Linien, die rechten Winkel spielen die erste Rolle und neben ihnen bedeuten die wenigen Rundbogen der Fenster fast nichts. Alle Einzelformen sind sehr streng; die Gebälke entsprechen in ihren verschiedenen Profilen den verschiedenen — dorischen, jonischen, korinthischen — Säulenordnungen, von denen sie getragen werden. Das Streben ging sichtlich auf möglichste Formenreinheit.

Die Fassade ist zweifellos unter dem Eindruck der Fassade der Magdalenenkirche von Besançon, eines ganz ähnlich wirkenden Werkes des Architekten Nicole entstanden (1746)[79]. Das Innere jedoch ist von ganz anderer Art. Die basilikale Anlage ist wieder aufgenommen: Ein dreischiffiges Langhaus ist mit einem Querhaus und einem ebenfalls dreischiffigen, apsidial endigenden Chorbau verbunden. Säulen mit kompositen Kapitälen tragen ein sehr reich profiliertes Gebälk, über dem ein von Stichkappen durchbrochenes Tonnengewölbe aufsteigt. In den Seitenschiffen hingegen, an deren Außenwänden den Freisäulen Halbsäulen entsprechen, ist die flache Decke kassettiert. Ähnlich wie die Hauptschiffe, sind die Decken im Chor und Querhaus behandelt; die Querhausarme enden apsidial, so daß ein Grundriß entsteht, der sehr wohl dem romanischer Dreikonchen-Kirchen verglichen werden darf. Die Gesamtwirkung ist von einer kühlen, klaren Feierlichkeit, wozu außer dem Vorwiegen der Horizontalen die fast ausschließliche Verwendung von Haustein und das in großen, ungebrochenen Massen einströmende Licht beiträgt. Man merke wohl die ganz andere Wirkung von Ebersheimmünster.

* * *

Gotik des 18. Jahrhunderts. Maursmünster, Chor von St. Leodegar. *Tafel 67.*

An anderer Stelle wird gezeigt werden, daß der repräsentative Geist des 18. Jahrhunderts sich in den Werken der Profanbaukunst viel reicher und schärfer ausspricht, als im Kirchenbau. Zunächst aber müssen noch zwei Curiosa der elsässischen Kirchenbaukunst dieser Zeit besprochen werden: Zwei gotische Bauten des achtzehnten Jahrhunderts. Bereits einmal durfte auf das Produkt eines archäologisch-rekonstruierenden Baugeistes hingewiesen werden, auf die Stiftskirche von Andlau, die an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert in einem bewußt romanisierenden Stile umgebaut worden ist. Nun, daß dies nicht eine rein zufällige Geistesäußerung gewesen ist, erweist sich eben durch die Wiederkehr ganz verwandter Erscheinungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Während sonst jedes Zeitalter nur in seinem eigenen, im modernsten Stile baut, erscheint hier das neunzehnte Jahrhundert mit seinem stilistischen Eklektizismus gewissermaßen vorweggenommen. Als sich im 18. Jahrhundert die Erneuerung des Chors der Abteikirche von Maursmünster als notwendig erwies, suchte man den treuesten Anschluß an die zur Erhaltung bestimmten Bauteile, an Schiff und Querhaus zu gewinnen. Man hielt sich nicht genau an die Maße des alten Chors, sondern ging in Breite wie Länge über diese wesentlich hinaus. Aber man schloß den neuen Chor polygonal mit drei Seiten des Achtecks und besetzte ihn mit Strebepfeilern. So stark nun freilich der Wille zur archäologischen Treue war, so versagte doch in den Einzelheiten vielfach die Fähigkeit dazu. Schon im Innern mutet die Führung der Gewölberippen in einem sehr unelastischen Bogen, wie ihr weiches, ausdrucksloses Profil, ungotisch an. Noch deutlicher aber wird die Unechtheit am Äußeren. Die Fenster mit ihrem einfachen, nach dem Langhaus kopierten Maßwerk sind ja noch verhältnismäßig



echt. Die Strebepfeiler aber stehen z. B. am Chorschluß nicht, wie sie jeder Gotiker gestellt hätte, übereck, sondern im rechten Winkel gegen die Mauerflucht. Ganz ungotisch ist das Rahmenwerk, durch das die breiten Flächen belebt sind, die geschwungenen Abdeckungen, die eingelegten Ecksäulchen, wie endlich die pilasterähnlichen Endigungen, die sich bis an das Gesimse fortsetzen und mit ihm verkröpfen.

Straßburg, Münster-Umgang. *Tafel 37.*

Eines ähnlichen Geistes Werk sind auch die 1772 bis 1778 erbauten Umgänge an den Langseiten des Straßburger Münsters. Ihr Zweck war, die Kaufbuden, die den Bau verunstalteten und ihn mit Feuersgefahr bedrohten, zu ersetzen. Gegen die allgemeine Meinung, die gerne Colonnaden in klassizistischen Formen um das Münster herumgeführt hätte, setzte es der damalige Münsterbaumeister Goetz durch, daß ein Versuch zur Wiederverwendung spätgotischer Formen gemacht wurde. Heute, nachdem die zu den einzelnen Läden führenden Türen in Fenster umgewandelt, nachdem die Zwischenwände herausgebrochen und die Dächer abgetragen worden sind, ist das Ganze ja nur noch eine Ruine. Aber als geschichtliche Merkwürdigkeit bleibt sie interessant. Bei näherer Betrachtung erweist sich ja auch diese Gotik natürlich als unecht; man fühlt im Maßwerk, in den Kielbogen der übereck vortretenden Pfeilerchen, in den Fialen und Wasserspeiern, überall das zierliche, tändelnde Spiel des Rokoko. Dessenungeachtet aber bleibt der Versuch, zu dem wir sonst auf deutschem und französischem Boden nur ganz spärliche Analogien haben, interessant. Sein relatives Gelingen ist kaum anders zu erklären, als durch das über alle Stilwandlungen hinweg fortdauernde Weiterleben des alten Formengeistes noch in den spätesten Angehörigen der Hütte.

B. Profanbau.

Eine Kirche aus dem Mittelalter, ein Rathaus aus dem 16. und Bürgerhäuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert — so sind die elsässischen Städte, und dies ist in kurzem Auszug ihre Geschichte. Im Mittelalter die Kirche als der einzige Bau, der dauern will und der so errichtet wird, daß er dauern kann; und vom 15. Jahrhuudert an neben ihr und um sie sich drängend das Gewimmel der Kleinen, die nun auch wie die Große dauern wollen in ihren Wohnungen und Werken.

Die italienische Renaissance und ihre Aufnahme in Deutschland.

Im Gefolge anderer südnördlicher Geistesströmungen war die Formenwelt der italienischen Renaissance über die Alpen gedrungen[80]). Aus den gelehrten Kreisen Deutschlands kam ihr abgöttische Verehrung für das „Antikische" in ihr entgegen. Und doch erscheint sie keineswegs in reiner Gestalt auf deutschem Boden, hat sie diese doch nicht einmal durchweg in Italien sich zu bewahren vermocht. Wie sehr steht schon Oberitalien, an der Reinheit, an der Wohlerwogenheit, an dem alle Teile umschließenden Zusammenklang florentinischer Kunst gemessen, zurück! Trotz aller Pracht und aller Farbe, trotz aller Fülle der Formen. Am Bau der Certosa von Pavia drängen und stoßen und töten sich gegenseitig die Einzelheiten; sie sind einander zu nahe und sind zu groß im Verhältnis zum Ganzen. Gerade diese unreine Erscheinungsform der Renaissance ist, wie in ganz Süddeutschland, so auch im Elsaß am öftesten nachgeahmt worden. Wo die Bauherren Fürsten waren, die Schlösser brauchten mit ganzen Fluchten von Sälen, da drang zuweilen auch etwas vom eigentlichen Wesen der italienischen Renaissance in die deutsche ein, etwas von ihrer Weiträumigkeit, ihrer Monumentalität, etwas von ihrer wohlerwogenen Gesetzmäßigkeit. Aber in der Regel waren die Aufgaben nicht so monumentaler und repräsentativer Art. Das praktische Bedürfnis war

im öffentlichen wie im privaten Bau für die Raumeinteilung maßgebend, und aus dieser erklärt sich in der Regel die Fassadenbildung. Der streng architektonische Sinn der florentinischen Renaissance, die ihre Fassaden nach streng mathematischen Grundsätzen teilt und die Stockwerke in ganz bestimmte, aufs feinste erwogene Verhältnisse zu einander setzt, geht darum der deutschen Renaissance ab. Sie ist viel weniger ein Baustil als ein Dekorationsstil. In vielen Fällen war die eigentlich architektonische Aufgabe dieselbe wie in der vorhergegangenen Periode des gotischen Stils. Galt es ein Rathaus, so handelte es sich im 16. Jahrhundert genau um dieselben praktischen Erfordernisse, wie im 15. Jahrhundert. Ebenso natürlich im eigentlichen Wohnhausbau. So bleibt also das Prinzipielle, das konstruktive Gerüst im Wesen unverändert; der allgemeine Habitus geht etwas mehr in die Breite; neue Tür- und Fensterformen treten neben die alten, ohne diese jedoch etwa gleich vollständig zu verdrängen, und neue Ornamente, aus dem großen Schatze der Antike übernommen, umkleiden die alten Konstruktionsformen. Der Reichtum der Erscheinung wird größer, der Wunsch zu „scheinen" spricht sich immer schärfer aus.

Im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erst werden Renaissanceformen im Elsaß häufig; nicht, daß ihre Aufnahme etwa in voller Konsequenz geschähe. Keineswegs. Sie erfolgt vielmehr ähnlich, wie beim Übergange vom romanischen zum gotischen Stil, d. h. also zusammenhanglos und unsystematisch[80a]). Jedoch mit dem Unterschiede, daß jetzt keineswegs wie bei jenem anderen Übergange konstruktive Neuerungen aufgenommen werden. Es handelt sich fast nur um Zierformen. Säulen der antiken Systeme, in freier Umgestaltung, werden beliebt; antikisch profiliertes Gebälk erscheint; die menschliche Figur wird wieder ein wesentlicher Teil des Ornaments; die Arabeske und Groteske findet sich, freilich nicht so fein und rein wie in Italien, sondern fast immer ins Breite und Derbe umgebildet.

Es entspricht ganz dem sonstigen Anteil des Elsaß am geistigen Leben des 16. Jahrhunderts, daß die bürgerliche Baukunst dieser Zeit in so großer Breite sich ausdehnt. Wohl fehlt es an den ragenden Höhen; aber doch hat sich das wohlhabende selbstbewußte Bürgertum dieser Zeit kraftvoll ausgesprochen in öffentlichen und privaten Bauten. Von beiden Gruppen ist noch viel erhalten.

Unter den öffentlichen Bauten treten in dem städtereichen und mit Handel wie Verkehr überaus gesegneten Lande vor allem Rat- und Kaufhäuser hervor. In den kleineren Städten diente wohl das Rathaus gleichzeitig auch Marktzwecken. In der Regel verband sich ein hallenartiges Erdgeschoß mit einem geschlossenen, meist nur von außen über eine Freitreppe zugänglichen Oberbau, die den Beratungssaal und die Amtszimmer in sich schloß. Als eine solche Anlage einfachster Art stellt sich uns das Rathaus von Rufach dar[81]), ein gestrecktes Rechteck, im Erdgeschoß zweischiffig, an den beiden Schmalseiten geöffnet. Nächst ihm ist wohl das Rathaus von Oberehnheim — unter den sehr zahreichen noch erhaltenen — das älteste[82]).

Rufach, Rathaus.

Nach einer Inschrift am Mittelfenster des Hauptgeschosses ist es 1523 erbaut worden, doch ist die Brüstungsgalerie, wie der Erker an der Marktseite erst später — eine Inschrift nennt die Jahreszahl 1604 — hinzugefügt worden. Auch das Obergeschoß scheint jüngeren Datums zu sein, überhaupt ist die ganze Außenfläche sehr modernisiert. Das Erdgeschoß ist hier verhältnismäßig stark geschlossen, vielleicht weil für die Stapelzwecke, denen es sonst in älteren Rathäusern häufig diente, eine besondere Fruchthalle entweder vorhanden oder doch vorgesehen war. Die 1523 erbauten Teile gehören auch in ihren Dekorationsformen noch durchaus der Spätgotik an. Die Kreuzfenster haben naturalistisch behandeltes Maßwerk, Kielbogen und Rundbogen mit starken Überschneidungen und plötzlich abbrechenden Endigungen. Selbst an der erst 1604

Oberehnheim.
Tafel 93 und Abb. 36.

hinzugefügten Brüstungsgalerie ist noch spätgotisches Maßwerk — wahrscheinlich jedoch aus älterem Bestande — verwertet worden; der Boden der Galerie, wie der Erker an der Marktseite zeigen in ihren Zierteilen jedoch ausschließlich Renaissanceformen.

Oberehnheim, Ehemalige Metzig. *Tafel 94.*

Auch die jetzt als Fruchthalle dienende ehemalige Metzig, die 1554 erbaut worden ist, weist in ihrem Äußeren noch zahlreiche gotische Elemente auf. Ja, sie wirkt, vermöge ihrer steilen Giebelbildung, gotischer selbst als das niedrig überdachte Rathaus. Die kraftvolle Wirkung des Baus, in dem eine nach den zwei Langseiten geöffnete Halle verbunden ist mit einem mächtigen Dach, darf man sich noch gesteigert denken durch die doppelläufige Freitreppe, die ursprünglich an der Marktseite zu der hier vortretenden Altane hinaufführte. Dieses monumentale Motiv ist von der Mitte des 16. Jahrhunderts an gebräuchlich geworden: Die Freitreppe tritt an die Stelle des Treppenturms, dessen Zusammenhang mit dem Baukörper, bei aller malerischer Wirkung, doch immer sehr locker gewesen war. Beachtenswert ist hier ferner die Verbindung des Steinbaus mit den an den beiden Langseiten heraustretenden Fachwerkteilen des Obergeschosses.

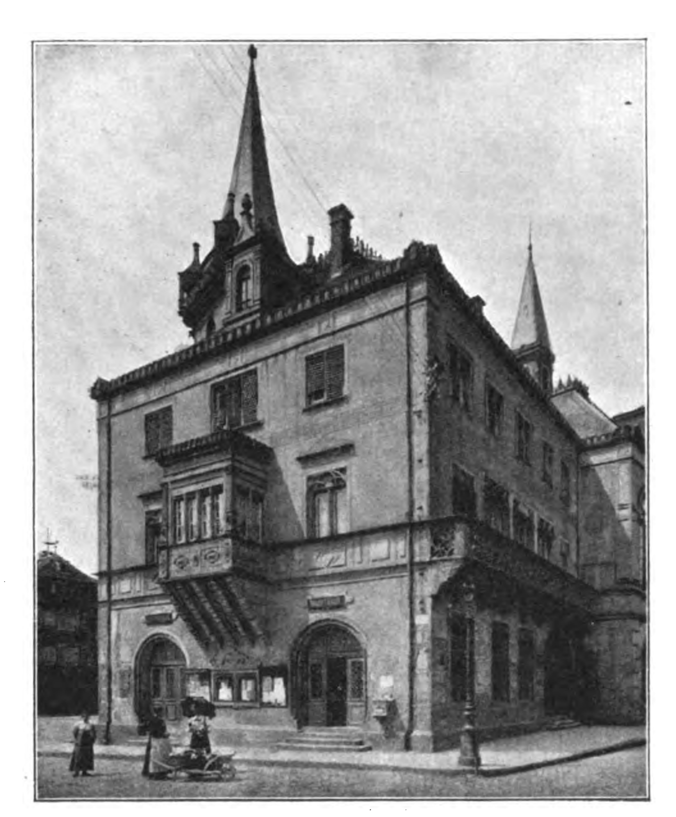


Abb. 36. Oberehnheim, Rathaus.

Ensisheim, Rathaus. *Tafel 95.*

Das Rathaus von Ensisheim, nicht 1535, sondern wie aus den neuesten archivalischen Untersuchungen hervorgeht, erst um 1547 vollendet, ist wohl der älteste der Renaissance zuzurechnende öffentliche Bau auf elsässischem Boden[83]). Die Wirkung ruht auf der Verbindung des weitgeöffneten Erdgeschosses mit dem in vornehmer Einfachheit behandelten geschlossenen Oberbau. An den Hauptbau stößt von rückwärts im rechten Winkel (auf unserer Abbildung nicht sichtbar) ein kurzer Nebenflügel, der Grundriß ist also unsymmetrisch. Das Erdgeschoß ist in seiner größeren Hälfte als eine nach drei Seiten geöffnete Halle behandelt; der kleinere geschlossene Teil scheint als Kornspeicher gedient zu haben. So zeigt sich also schon in den Hauptmotiven jener Hang zur Ungebundenheit, zur Asymmetrie und Unregelmäßigkeit, durch den die deutsche Renaissance sich so scharf von der italienischen unterscheidet. Und diese Neigung tritt allenthalben an dem Bau hervor. Die Bogenöffnungen sind von ungleicher Höhe, und zu einem Teil rund, zum andern spitz gestaltet. Die Oberfenster — überwiegend dreiteilig, mit überhöhter Mitte — stehen ebenfalls unregelmäßig. Man sieht, die innere Raumteilung war das Primäre, sie spricht sich in der Fassadenbildung aus, sie rechtfertigt ihre Unregelmäßigkeit. Nur die freiligende Schmalseite ist von unten bis oben in voller Symmetrie durchgeführt.

Bemerkenswert ist das Nebeneinander von gotischen und Renaissanceformen.

Wo es sich um Konstruktion handelt, sind an diesem nahe der Mitte des 16. Jahrhunderts vollendeten Baue immer noch die gotischen Formen verwendet worden; so für die Arkaden, für das komplizierte Gewölbe der Halle, für den Kragstein des Erkers. Die Fenster haben die aus dem Mittelalter überkommene Form. Alle rein ornamentalen Teile hingegen sind dem Motivenschatz der Renaissance entnommen, vor allem die flächenteilenden Pilaster, wie die Kandelabersäulchen zwischen den Fenstern der schmalen Front. Der breite durch ein Gesims abgetrennte Raum oberhalb der Fenster mag einst friesartig bemalt gewesen sein. Irren wir nicht, so hat das von 1506 an erneuerte Rathaus von Basel in manchem Punkte vorbildlich gewirkt. Die nächsten Analogien finden sich auf schwäbischem Boden.

Molsheim, Alte Metzig. *Tafel 92.*

Auch der jetzt das Amtsgericht beherbergende Renaissance-Bau am Marktplatz von Molsheim ist wohl ursprünglich Rathaus gewesen. Wiederum war das Erdgeschoß ganz als Halle gestaltet und nach allen Seiten geöffnet; das Obergeschoß war und ist nur über die Freitreppe zugänglich, die an der Hauptseite doppelläufig hinanführt und auf dem Podest ein Vordach mit einem wohl im 17. oder 18. Jahrhundert mit arger Schwerfälligkeit komponierten Aufbau trägt. Die im Ganzen auffallend symmetrische Anordnung der Fenster wird nur unterbrochen durch die Türen, die aus dem großen Saal auf die Balkone hinausführen. Diese Balkone, von reichprofilierten Konsolen getragen und an der Brüstungsseite von spätgotischem Maßwerk geschlossen, laufen an den beiden Schmalseiten entlang und greifen auch noch kräftig auf die Vorderseite über. Es zeugt von feinem künstlerischen Takt, wie die breit vortretende Freitreppe mit den schmäleren und zierlicheren Balkonen und diese wieder — an den Schmalseiten — mit der noch schwächeren Plastik der vier Gesimsbänder des Giebels in Einklang gebracht ist. Die reiche Wirkung des Ganzen wurde noch ins Festliche gesteigert durch die Wandmalereien, die ursprünglich, wie die noch vorhandenen Inschriften lehren, ganz sicher an den Giebelwänden angebracht waren. Aber auch ohne diese ist die Gesamtwirkung des kräftigen Unterbaus mit dem breit gelagerten ruhigen Dach ausgezeichnet.

Mülhausen, Rathaus. *Tafel 92.*

Das Rathaus von Mülhausen hingegen war — im Gegensatz zu dem kräftige Reliefwirkungen, deutliche Beleuchtungsgegensätze mit in Rechnung ziehenden Molsheimer Bau — von vornherein viel stärker auf die Mitwirkung der Malerei angewiesen[84]). Unter Benutzung eines älteren Baus ist hier gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Neubau errichtet worden, aus einem sehr geschlossenen Unterbau und zwei Obergeschossen bestehend, denen gegenüber das Dach bei weitem nicht so stark ins Gewicht fällt wie in Molsheim. Der Hauptfassade ist eine Freitreppe vorgelegt, das Hauptgeschoß ist durch größere überwiegend dreiteilige Fenster von dem zweiten Geschoß, das nur zweiteilige Fenster hat, ausgezeichnet. Die Giebelabtreppungen sind, teils aus konvexen, teils aus konkaven Bogen gebildet.

Höchst auffällig ist nun, daß es der Fassade völlig an jeder Bindung durch bestimmte vertikale Achsen fehlt. Nicht einmal die Treppe liegt in der Mitte; noch weniger sind die Fenster im Hauptgeschoß durch die Mauerdurchbrechungen zu ebener Erde in ihrer Lage bestimmt; sie scheinen lediglich der Raumeinteilung des Inneren zu entsprechen. Man möchte nach ihrer Gruppierung drei Räume im Hauptgeschoß vermuten. Wieder anders stehen die Fenster im obersten Geschoß. Wahrscheinlich hat die den beiden oberen Geschossen aufgemalte Achitektur in ihrer stark illusionistischen Tendenz die üble Wirkung der ungleichen Achsenabstände zum Teil aufgehoben.

Börsch, Rathaus. *Tafel 94.*

Als letztes sei noch das Rathaus des kleinen Städtchens Börsch genannt, seiner Lage und Wirkung nach ein ausgezeichnetes Beispiel des Städtebaus nach unbewußt künstlerischen Grundsätzen. Zu seiner gegenwärtigen schwergelagerten Gestalt ist es

allmählich von der Mitte des 16. Jahrhunderts an erwachsen; das Hauptzierstück, der über Eck gestellte Erker, ist ihm erst 1615 hinzugefügt worden. Der zur Hälfte heraus-stehende Treppenturm trägt die Jahreszahl 1572; der rückwärts liegende Teil ist ganz ohne beherrschende Mittelachse, ohne durchgehende Fensterachsen und Säulen-ordnungen komponiert. Auch hier verbindet sich ein offenes, wohl dem Marktverkehr bestimmtes Erdgeschoß mit den zwei Obergeschossen und einem kräftig gelagerten Dachbau, durch dessen Fläche der die Treppe enthaltende Turm dringt.

Alle diese Bauten sind unsymmetrisch, das Prinzip der gruppierenden Komposition ist ihnen sämtlich eigen. Bestimmte Raumbedürfnisse waren zu befriedigen, diese waren maßgebend; erst in zweiter Linie trat der Wille zur Monumentalität, zu einer reichen oder wenigstens gewichtigen äußeren Bauerscheinung hervor. Es ist nun sehr bezeichnend, daß an dem einzigen elsässischen Renaissancebau, der sich der Wirkung italienischer Renaissancebauten in gewissem Maße nähert, der Entstehungs-prozeß sozusagen umgekehrt verlaufen ist; hier ist wirklich einmal von außen nach innen gebaut worden.

Straßburg, Neuer Bau. *Tafel 97.*

Es handelt sich um einen Straßburger Bau, das jetzige Hôtel du Commerce, das, wenn auch nicht seiner ursprünglichen Bestimmung, so doch seiner zeitweiligen Verwendung nach in die Gattung der Rathäuser gehört.[85]) Seine Entstehungsgeschichte ist sehr merkwürdig. Bis ins 16. Jahrhundert wurden die städtischen Amtsgeschäfte überwiegend in der „Pfalz" auf dem Gutenbergplatz, einem reichen gotischen Baue des 14. Jahrhunderts und in der sogenannten „Kanzlei" erledigt. Es war nun nicht etwa Platzmangel, der zur Errichtung eines neuen städtischen Amtsgebäudes führte, sondern der Entschluß, das nach dem Abbruch der Martinskirche sichtbar gewordene Gewirr kleiner Häuser zu verbergen und den Platz „in besseren Wohlstand zu bringen". Also eine auf Monumentalität, auf das Geordnete und Regelmäßige hindrängende Baugesinnung, wie man sie nicht so leicht anderswo finden dürfte und wie sie auch in Straßburg eine vereinzelte Erscheinung ist. Zur gleichen Zeit, da Wendel Dietterlin seine „Architectura" veröffentlicht hatte, ein Werk absolut unarchitektonischen Geistes, von einer wildgewordenen, keine Bedingungen des Materials achtenden Phantasie geboren, schufen andere Meister die höchst monumentalen Fassaden des „Neuen Baus". Nach wessen Entwurf, wissen wir nicht. Welchem Zweck der Bau dienen sollte, stand von vornherein nur für das Erdgeschoß fest. Dieses sollte Kaufläden aufnehmen. Im übrigen aber hatte der Architekt, da er durch keine Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse gebunden war, volle Freiheit, die Fenster in ganz regelmäßigen Abständen zu ordnen und so der Fassade einen wirklich monumentalen Charakter zu geben. Die praktische Bestimmung und demzufolge die innere Einteilung der oberen Geschosse aber wurde erst nach Fertigstellung der Fassade in langwierigen Beratungen festgestellt. Nicht einmal über die Anzahl der Geschosse herrschte Sicherheit. In sehr rascher Bauführung — trotzdem jedoch unter mannigfachen, aus dem Mangel einer Zweckbestimmung erklärlichen Schwankungen — ist der „Neue Bau" von 1582 bis 1585 als eine dreiflügelige Anlage errichtet worden. Von 1867 an ist dann noch ein vierter Flügel hinzugefügt worden. Mit den anderen öffentlichen Bauten des 16. Jahrhunderts verglichen, zeichnet sich die ganze Anlage durch außergewöhnliche Regelmäßigkeit der Fassadenkomposition aus. Davon macht nur das nicht in der Mittelachse angeordnete Hauptportal eine Ausnahme. Sonst herrscht hier im Architektonischen die Strenge italienischer Palastfassaden, wogegen freilich das Ornamentale breiter und überquellender verwendet wird, als dort. Das Erdgeschoß ist in einer Rustica von mäßiger Kraft behandelt. Pfeiler, deren Stamm in jeder zweiten Schicht verstärkt ist, tragen die Arkadenöffnungen des Erdgeschosses; je zwei Öffnungen sind durch Pfeilervorlagen zur Gruppe

zusammengefaßt. Diese Bildung von Doppeltraveen ist dann auch in den beiden oberen Geschossen durchgeführt; es wechseln breite kannelierte Pilaster mit schwächeren ab, die als Verzierung eine flache Feldereinteilung haben. Die drei Geschosse sind durch sehr breite, in vertikaler Richtung nur durch die Pilasterpostamente zerteilte Brüstungsflächen, die ehedem bemalt waren, unterhalb der Fenster von einander geschieden. Die Kapitäle der drei Stützenordnungen sind dorisch, jonisch, korinthisch — entsprechend der in der späten italienischen Renaissance wieder üblich gewordenen und von ihren Theoretikern gelehrten Reihenfolge. Demgemäß sind auch die Gesimse verschieden profiliert. Die große Breite der Fenster — sie nehmen den ganzen Raum zwischen den Pfeilern ein — erinnert an niederländische Renaissancebauten.

Durchaus gleich große und gleich behandelte, gleich durchbrochene und gleich verzierte Flächen in streng durchgeführter Neben- und Übereinanderstellung — das ist das Prinzip dieser Fassade; auf ihrer strengen Regelhaftigkeit beruht ihre kühl monumentale Wirkung, mit der die ruhige Dachlinie vortrefflich im Einklang ist. An sich ist diese ja ungewöhnlich; aus der Wahrnehmung, daß die Pilasterkapitäle der obersten Ordnung sich mit dem Hauptgesimse verkröpfen, hat man denn auch den

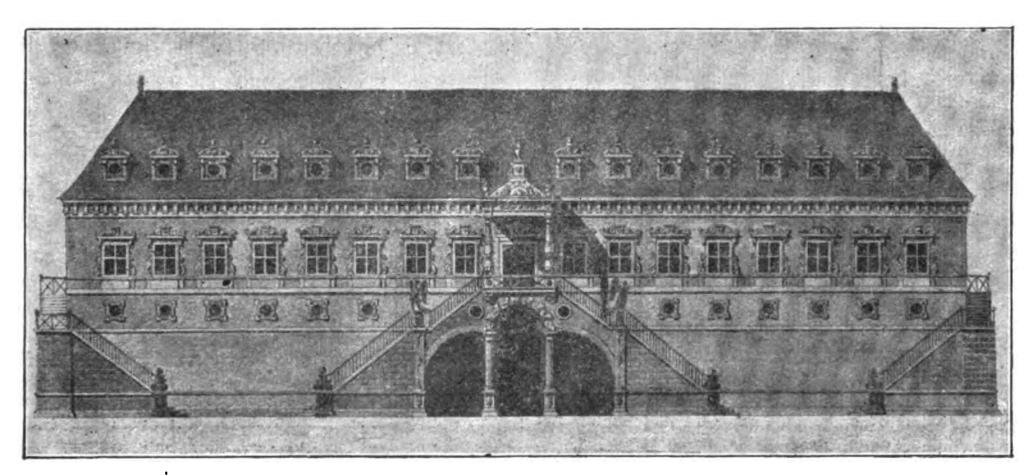


Abb. 37. Straßburg, Große Metzig. Nach einer Zeichnung im Straßburger Kupferstichkabinet.

Schluß gezogen, daß ursprünglich eine reichere Dachform geplant gewesen, Zwerchhäuser vielleicht oder Dachaufsätze irgendwelcher anderer Art. Aber zwingend ist dieser Schluß keineswegs; war auch eine reiche Ausbildung des Daches sehr beliebt, so kommen doch auch einfache ruhig zusammenfassende Dächer vor, besonders wo es auf eine monumentale Wirkung architektonischer Art abgesehen war.

Straßburg, Große Metzig. *Abb. 37.*

Wer nun auch der Meister dieses Werkes gewesen ist, ob Specklin oder Schoch, gewiß ist, daß aus ihm eine in Straßburg überraschende Neigung zur Regelhaftigkeit spricht. Wir kennen sonst in Straßburg nur einen Bau, der vielleicht mit ähnlicher Strenge der Komposition gedacht, wenn auch wahrscheinlich nicht ganz ausgeführt war: Die „Große Metzig“. Ein im städtischen Kupferstichkabinet bewahrter Aufriß zeigt an der dem Spitalgäßchen zugewandten Hauptfassade eine breit entwickelte zweiläufige Freitreppe, dann in symmetrischer Anordnung zwei kleinere um die Ecken zu den Schmalseiten führende Nebentreppen und eine ähnliche Dekoration der Fenster, wie sie der „Neue Bau“ besitzt; freilich ohne Säulenordnungen und überhaupt ohne den Reichtum der ornamentalen Behandlung[86]). Erbauer der Metzig ist Johannes Schoch gewesen, derselbe, der später am Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses tätig war. Erinnern wir uns weiter daran, daß ein anderer Straßburger Meister, Georg Riedinger, wenig später das Schloß zu Aschaffenburg, einen ganz regelmäßig in strengster Sym-

metrie von Grundriß und Aufbau entworfenen Monumentalbau geschaffen hat, so ergibt sich, daß diese Richtung in Straßburg neben der mehr auf malerische Wirkungen bedachten doch einen nicht ganz kleinen Raum eingenommen hat. Im Wohnbau freilich fehlt sie beinahe völlig; hier hat die Improvisation freiestes Spiel gehabt.

* * *

Städtischer Wohnbau.

Vom Wohnbau des Mittelalters ist bereits die Rede gewesen. Es wäre falsch, zu glauben, daß mit dem 16. Jahrhundert eine prinzipielle Wandlung in seinen Formen eingetreten sei. Was geschah, läßt sich in den Satz fassen: Das Gerüst bleibt gotisch, aber es wird von Renaissanceformen überkleidet. Nach wie vor kehrt das Haus seinen Giebel der Straße zu; gotische Einzelformen, konstruktive besonders — und zwischen ihnen auch einzelne dekorative, bleiben das ganze 16. Jahrhundert im Gebrauch. Der Grundriß, von keinem Stil abhängig, sondern lediglich Resultat des praktischen Erfordernisses, erfährt ebenfalls keine grundsätzliche Wandlung.

Neben dem Stein war das Holz im 16. und 17. Jahrhundert ein sehr beliebter Baustoff. Ja, es scheint, an der den Steinbau bevorzugenden Gotik gemessen, wieder an Verbreitung gewonnen zu haben.

Straßburg, Frauenhaus. *Tafel 96.*

Inwiefern nun doch Wandlungen stattgefunden haben, läßt sich vielleicht, da es sich nur um die Fassaden handelt, rasch beurteilen, wenn man die beiden Flügel des Frauenhauses in Straßburg mit einander vergleicht, deren einer 1347, der andere 1585 vollendet worden ist. Für den Meister des Renaissance-Baus lag natürlich die Aufgabe so, daß er ein Gegenstück zu dem älteren Bau schaffen sollte und wollte. Trotz dieser Gebundenheit aber sind die Unterschiede doch ganz deutlich. Er scheidet vor allem die Stockwerke schärfer von einander durch kräftig heraustretende Gesimse. Er faßt die Fenster in Gruppen zusammen und subordiniert im Giebel die Seitenteile und die seitlichen Öffnungen deutlich der Mitte. Die Voluten des Giebels und die Ausscheidung der rechteckig umrahmten Felder in ihm sind gleichfalls, dem gotischen Brauch gegenüber, Neuerungen. In all dem liegt bewußte kompositionelle Weisheit, eine Neigung zu straffer Ordnung, die gerade in dieser Umgebung auffällt. Die vielen stark betonten Horizontalen verstärken den Eindruck schwerer Lagerung.

Das Frauenhaus ist nun freilich kein eigentliches Bürgerhaus, kein Wohnhaus; in unserem Zusammenhange aber, wo es nur auf die Prinzipien der Fassadenbildung ankomme, durfte es wohl als Beispiel für diese angezogen werden. Das Elsaß besitzt noch eine erhebliche Zahl steinerner Wohnhäuser des 16. Jahrhunderts, besonders die großen Städte, Straßburg und Colmar sind reich an ihnen. Viele von ihnen sind schmucklos, andere prangen in reicher, meist auf einzelne Stellen der Oberfläche konzentrierter Dekoration. Hauptschmuck des Hauses ist der Erker. Gewöhnlich geht er durch mehrere Geschosse; meist ist er rechteckig, seltener aus dem Polygon gebildet. Zuweilen ist er genau in der Mittelachse, öfters etwas seitwärts angeordnet; an Eckhäusern gerne an die Ecke und übereck gestellt. Am Hause Lauth in der Kaufhausgasse, das 1586 vollendet worden ist, treten an der sonst ziemlich unregelmäßig durchbrochenen Fassade zwei Erker mit drei Seiten des Sechsecks in sehr symmetrischer Anordnung als wirkungsvolle Vertikalen aus der Fassade. Der Giebel dieses Hauses ist ähnlich dem des etwas älteren Frauenhauses behandelt, nur ist die Dekoration durch die längs den Giebelschrägen aufsteigenden Pyramiden bereichert. Das Zwerchhaus nach der Hofseite ist eine durch den Abbruch des Nachbarhauses erst möglich gewordene moderne Zutat.

Straßburg, Haus Lauth. *Tafel 100.*

Colmar, Kopfhaus. *Tafel 98.*

Immer mehr häuft sich gegen Ende des Jahrhunderts an einzelnen Stellen der Schmuck, immer stärker wird seine auf dem Gegensatz zu den kahlen Flächen be-

ruhende Wirkung, immer derber wird das Relief, immer schwerer wulstet sich jede einzelne Form. Es ist unmöglich, etwa eine scharfe Scheidung zwischen der Spätrenaissance und dem Barock zu machen. Aber gewiß ist, daß die angedeutete Neigung zur Häufung der Formen und zur Wiederholung, dann zur Steigerung der Ausdrucksstärke vom Beginn des 17. Jahrhunderts mit wachsender Deutlichkeit hervortritt. Eine Fassade, wie die des 1609 vollendeten Kopfhauses in Colmar nach architektonischen Gesichtspunkten zu beurteilen, hieße ihr Unrecht tun. Jeder Akademiker von heute würde aufs Schärfste tadeln, wie die Kragsteine des Erkers mit dem Sturz des untersten Fensters, und wie dieses mit dem Portal kollidiert. Und doch! Die Wirkung des Ganzen, nicht von vorn, sondern im Zusammenhange der Straße, also in schräger Aussicht betrachtet, ist vortrefflich, trotzdem von einer architektonischen „Ordnung" nicht im Geringsten die Rede ist. Der durch drei Geschosse reichende Erker, dieses Hauptprunkstück, das seiner ganzen Fläche nach mit ornamentalen Formen von sehr starkem Relief überzogen ist, steht etwas aus der Mittelachse nach links gerückt, die Fenster von sehr verschiedener Größe, stehen nirgends in vertikalen Achsen übereinander, sondern sind in ihrer Stellung durchaus von der inneren Raumdisposition bedingt. Man vergleiche etwa das Haus Lauth in Straßburg, das 23 Jahre früher vollendet worden ist: Man wird an den Fensterumrahmungen, an den Giebelvoluten merken, wieviel stärker das Relief, und wieviel kräftiger die Wirkung geworden ist.

Colmar,
Erker an der Ecke der Augustinergasse.
Abb. 38.

Als Beispiel eines über Eck gestellten Erkers und zugleich zur Veranschaulichung der Formen, wie sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts üblich geworden sind, bieten wir eine Abbildung des durch zwei Geschosse reichenden Erkers an der Ecke der Augustiner- und Schongauergasse, der in neuester Zeit durch Farbenüberguß verschimpfiert worden ist. Der Grundriß ist ein übereck gestelltes Rechteck, Konsolen dienen als Träger des ganzen sehr reichen Aufbaus. Die Brüstungsflächen sind mit Kartuschen bekleidet, die Inschrifttafeln in sich schließen. Die Postamente der Eckpfeiler sind mit Beschlägewerk und Facetten verziert, die Eck- und Zwischenpfeiler tragen menschliche Masken und Löwenköpfe. Die Kapitäle sind im unteren Geschoß dorisch, im oberen korinthisch, beides selbstverständlich in freiester Umbildung, und ähnlich sind auch die Architrave und das Konsolengesims gestaltet, das den Aufbau nach oben abschließt. Die schlanken Zwischenpfeilerchen machen die Wirkung des Ganzen sehr fein und zierlich.

Colmar,
Sogen. Johanniterhaus.
Tafel 99 u. Abb. 39.

Das Johanniterhaus in Colmar, nur irrtümlich so bezeichnet, steht unter den elsässischen Renaissancehäusern für sich. Man möchte glauben, der Erbauer habe unter dem Eindruck venezianischer Reiseerinnerungen gestanden. Als Baudatum wird das Jahr 1608 genannt, doch ist im Jahr 1902 die Vorderseite erneuert und dabei von zahlreichen entstellenden Einbauten befreit worden. Wir bieten zum Vergleich außer unserer Tafel noch im Texte eine Abbildung des gegenwärtigen Zustandes. Es ist eine dreiflüglige Anlage, deren schmale, kurz vorstoßende Seitenflügel durch einen Galeriebau in mehreren Geschossen verbunden sind. Der auf diese Weise gebildete Hof ist durch ein einfaches Rundbogentor zugänglich, darüber aber — zwischen den straff aufschießenden Vorderseiten der Flügel — öffnen sich in zwei Geschossen übereinander nach außen und innen je fünf elegante Rundbogen auf viereckigen Pfeilern, in ihrer Offenheit den heitersten und wohltuendsten Gegensatz bildend zu der Geschlossenheit des Erdgeschosses. Hier ist einmal ein eigentlich architektonisches Motiv verwendet worden. Der dekorative Reichtum ist an sich nicht einmal groß. Sehr bezeichnend für das durchaus nicht doktrinäre Denken dieser „Renaissance-Menschen" ist an der unteren Galeriebrüstung das Nebeneinander von Hermen und spätgotischem Maßwerk. Viel korrekter, aber viel weniger lustig sind die Balustersäulchen der oberen Galerie.



Die Restauration hat, indem sie das Erdgeschoß schloß und die vermauerten Teile der Verbindungsgalerien öffnete, die reizende Wirkung des Ganzen sehr erhöht. Es ist etwas entstanden, was ähnlich wirkt, wie die Fassaden venezianischer Frührenaissance-Paläste, wo auch gerne zwischen festen, sehr geschlossenen Seitenteilen loggienartig sich eine größere Fenstergruppe öffnet. Der Meister des Colmarer Hauses

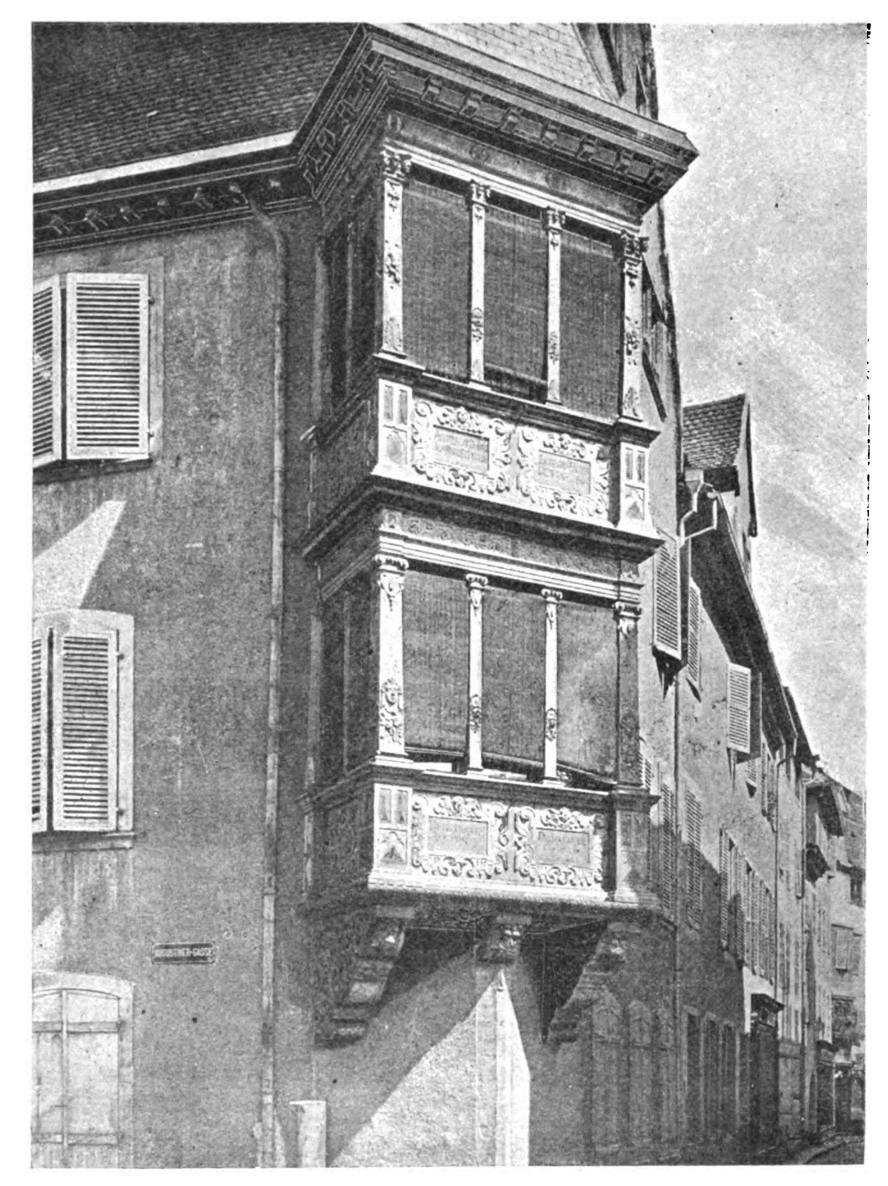


Abb. 38. Colmar. Erker an der Ecke der Augustinergasse.

hat den Reiz des Motivs erfaßt; die Art, in der er es verwendet, ist völlig selbständig und hat auch keine Nachahmer gefunden.

Sehr viele Häuser der Renaissance sind an sich zwar künstlerisch uninteressant; in geometrischer Projektion aufgezeichnet, wäre vielleicht die Mehrzahl wertlos. An ihrem Ort aber, im Zusammenhange der Nachbarhäuser, der ganzen Straße oder des Platzes, wirken sie fast immer ausgezeichnet. Man empfindet sie als notwendig an ihrer Stelle, weil sie für ihre Stelle gebaut sind.

Colmar, Pfisterhaus. *Abb. 40.*

Das Pfisterhaus in Colmar z. B. ist ein ausgezeichnetes Beispiel dieses Bauens

für den Ort. Es ist ein Eckhaus; dem entsprechend sind die in das Erdgeschoß führenden Öffnungen angeordnet, demgemäß ist auch der bis zum Dache durchgeführte Erker schräg übereck gestellt. Der Bau ist, wie eine Inschrift meldet, 1537 von einem aus Bisans d. h. Besançon eingewanderten Barettmacher errichtet worden. Dieser Ent-



Abb. 39. Colmar. Sogenanntes Johanniterhaus (nach der Wiederherstellung).

stehungszeit ist es ganz gemäß, daß im Erdgeschoß noch gotische Reminiszenzen — im Profil der Bogen, in der Entwicklung des Erkers aus seinem Träger — wahrzunehmen sind. Sehr interessant ist die Verbindung des Steinbaus mit dem hölzernen Oberbau. Wir würden es nach der Form der Konsolen für wahrscheinlich halten, daß das Obergeschoß erst nachträglich hinzugefügt worden ist, vielleicht kurz ehe die Bemalung hergestellt wurde (1577). Ganz vortrefflich wirkt die Galerie, wie sie in mehrfacher Beziehung als Gegensatz zu dem Unterbau erscheint: als Holzbau zum Steinbau, als offener Bau zum geschlossenen. Indem sie auf Kragsteinen kräftig vortritt, wirkt sie mit dem Erker zusammen als ein Element plastischer Belebung, und

ist doch wieder als Horizontale gegen seine Vertikalwirkung im Kontrast. Die Bemalung, wahrscheinlich von dem Meister des Mülhauser Rathauses, und der hochgeführte Treppenturm treten hinzu. So ergibt sich an dem bescheidenen Hause ein

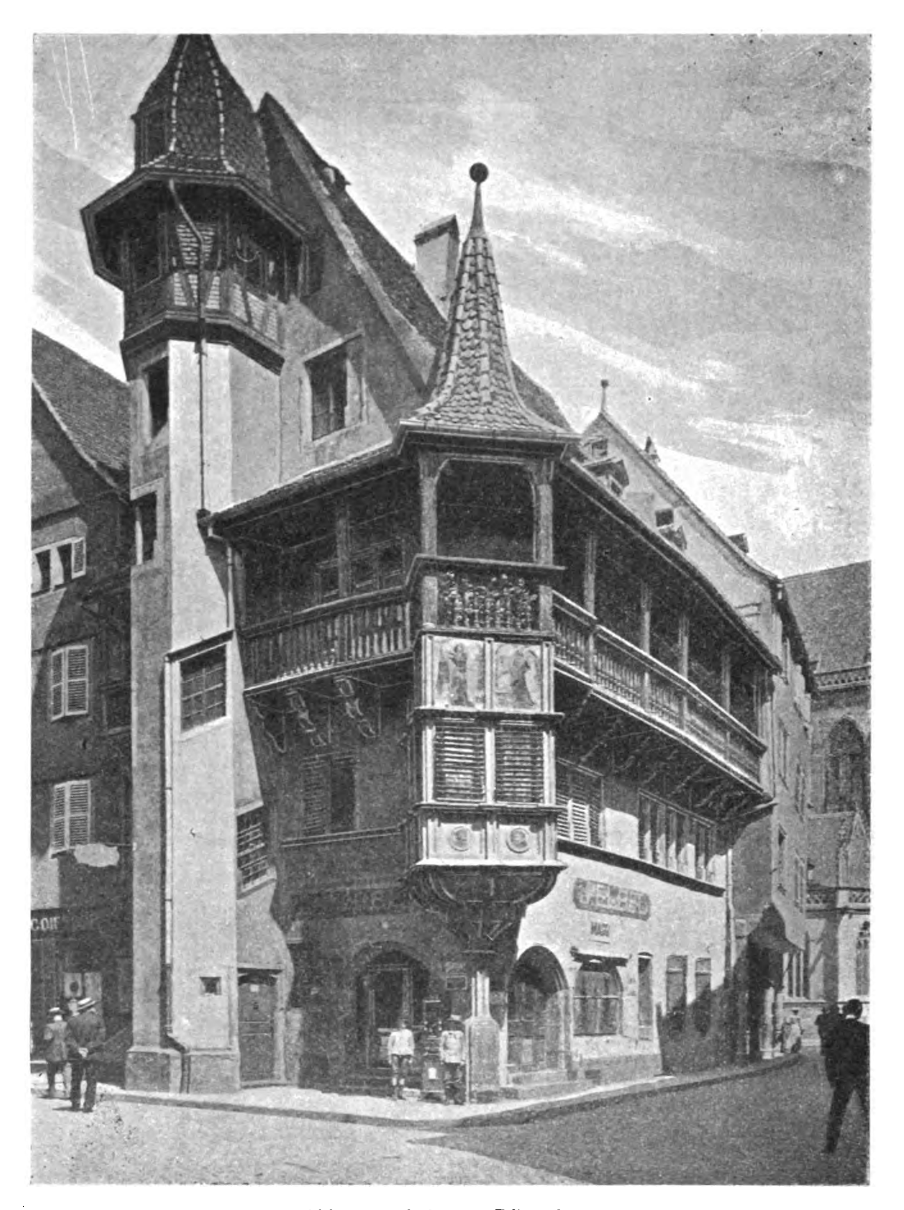


Abb. 40. Colmar. Pfisterhaus.

Reichtum wirkungsvoller Motive, architektonischer wie malerischer Art. Ein glückliches Geschlecht, das so aus dem Vollen geben und empfangen durfte!

Straßburg, Kammerzell-Haus. *Tafel 100.*

Von den zahlreichen Fachwerkhäusern, die das Elsaß besitzt, haben wir, trotzdem es sehr bekannt ist, das Kammerzell-Haus in Straßburg als Vertreter der Gattung gewählt. Wie zuweilen oft auch sonst, ruht der hölzerne Oberbau auf einem älteren steinernen Untergeschoß von gotischen Formen (1467). Die drei auf Konsolen vortretenden Obergeschosse sind 1588/9 erbaut worden. Was hier malerisch wirkt, ist der unregelmäßige, zweimal in stumpfem Winkel gebrochene Umriß des Baukörpers, dem wie das Erdgeschoß, auch die drei Obergeschosse folgen, und weiter der scharfe Schattenschlag, den

der Überhang und die kräftig ausladenden Dachgesimse erzeugen. Im übrigen aber darf man sagen, daß hier das gruppierende Prinzip der deutschen Renaissance, die den Schmuck so gerne auf einzelnen Teilen der Oberfläche z. B. auf dem Erker vereinigte, an diesem Baue verlassen scheint. Hier hat, wie an dem genau zur gleichen Zeit entstandenen „Neuen Bau" deutlich der Wunsch nach gleichmäßiger Behandlung der ganzen Oberfläche geherrscht, und wäre es nach dem Willen des Bauherrn gegangen, so wäre auch der Bauplatz, „in mehrere Geräde", nämlich bis zu rechtwinkliger Umgrenzung erweitert worden[87]). In vollster Schärfe sind durch die Stockwerkgesimse Horizontalteilungen hergestellt, und die Lichtöffnungen sämtlicher Geschosse stehen in den gleichen Vertikalachsen. Die Fenster an der Schmalseite, ähnlich zu Paaren gruppiert wie am „Neuen Bau", sind nur durch die Ständer geschieden: so erscheint die ganze Außenfläche wie durchbrochen. Der Reichtum des Dekorativen — des Figürlichen wie des Nichtfigürlichen — ist außerordentlich. Pfeiler und Säulen und Fensterrahmen und Gebälke sind wie übersponnen damit.

Colmar, Hof der Brauerei Molly. *Abb. 41.*

Als Beispiel für eine sehr glückliche Verbindung von Stein- und Holzbau bieten wir einen Blick in den Hof der Brauerei Molly. Sehr elegante, auf ihrer ganzen Oberfläche verzierte Steinsäulen tragen eine höchst zierliche Holzgalerie. Mustergültig ist die sehr materialgemäße Behandlung der oberen Holzpfeiler.

Die überströmende Lebensfülle der Zeit spricht sich in diesen Werken und in den zahlreichen anderen verwandten aus, die im Elsaß bis weit ins 17. Jahrhundert hinein in den großen wie in den kleinen Städten errichtet worden sind. In Weißenburg und Kaysersberg, in Zabern und in Dambach, in Buchsweiler und Reichenweier finden sich noch zahlreiche Beispiele dieser Gattung, überwiegend solche, in denen mehr nach malerischen als nach architektonischen Gesichtspunkten komponiert worden ist[88]). Galerien und Überhänge, vortretende und rückspringende Flügelbauten, Überschneidungen der Dachlinien, die Farbengegensätze des Fachwerks machen diese Bauten, selbst wenn das eigentlich architektonische Verdienst gering bleibt, doch künstlerisch wirksam. Den städtischen Bauten ließen sich in großer Zahl dörfliche anfügen; für diese Gattung sei jedoch hier auf eine selbständige Publikation verwiesen[88a]). An dieser Stelle sei noch mit wenigen Worten der ländlichen Herrensitze gedacht.

Schloßbauten.

An die Stelle der Burg tritt vom 16. Jahrhundert an immer häufiger das Schloß als Adelswohnsitz. Noch behielten ja viele der Burgen einen gewissen Wert, nicht bloß als Wohn-, sondern auch als Wehrbauten, bis der dreißigjährige Krieg schließlich alle Illusionen zerstörte. Aber Neubauten wurden auf den Höhen kaum mehr errichtet. Andere Ansprüche auf Bequemlichkeit und Zugänglichkeit, der Wunsch nach einer gewissen Breite der Lebensführung waren aufgetreten. Wie das Bürgertum in den Städten es sich behaglich machte, so auch der Grundherr in seinem geräumigen, den Wehrzweck dem Wohnzweck unterordnenden Schloß. Selbstverständlich denken wir hiebei nicht an die Residenzen der großen Herren, sondern an die Wohnsitze des kleineren Adels. Es hat deren schon am Ende des Mittelalters sehr viele im Elsaß gegeben, in den Städten sowohl (man betrachte beispielsweise die alte Ansicht von Gemar Abb. 28) wie auf dem Lande. Erhalten ist davon fast gar nichts; die elsässischen Schloßbauten des 16. Jahrhunderts sind entweder ganz verschwunden oder in späteren Umbauten untergegangen.

Schloß Birkenwald. *Tafel 84.*

Wir bieten als einziges Beispiel das Schlößchen Birkenwald[89]). Es gehört zum ältesten Besitz der Abtei Andlau. Nikolaus Jakob von Ingersheim hat den jetzt noch aufrechten Bau nach der Mitte des 16. Jahrhunderts errichtet.

Das Schlößchen liegt auf terrassiertem Boden an der Landstraße. Dem Wanderer bietet es sich mit seiner nördlichen Breitseite dar, die nun freilich keineswegs ein-

heitlich, durchaus nicht als eigentliche Schauseite ausgebildet. Man steigt eine von einem Steingeländer eingefaßte bequeme Treppe hinunter und steht vor drei Portalen, deren eines in den Treppenturm führt. Es trägt die Jahreszahl 1562. Man erschrickt

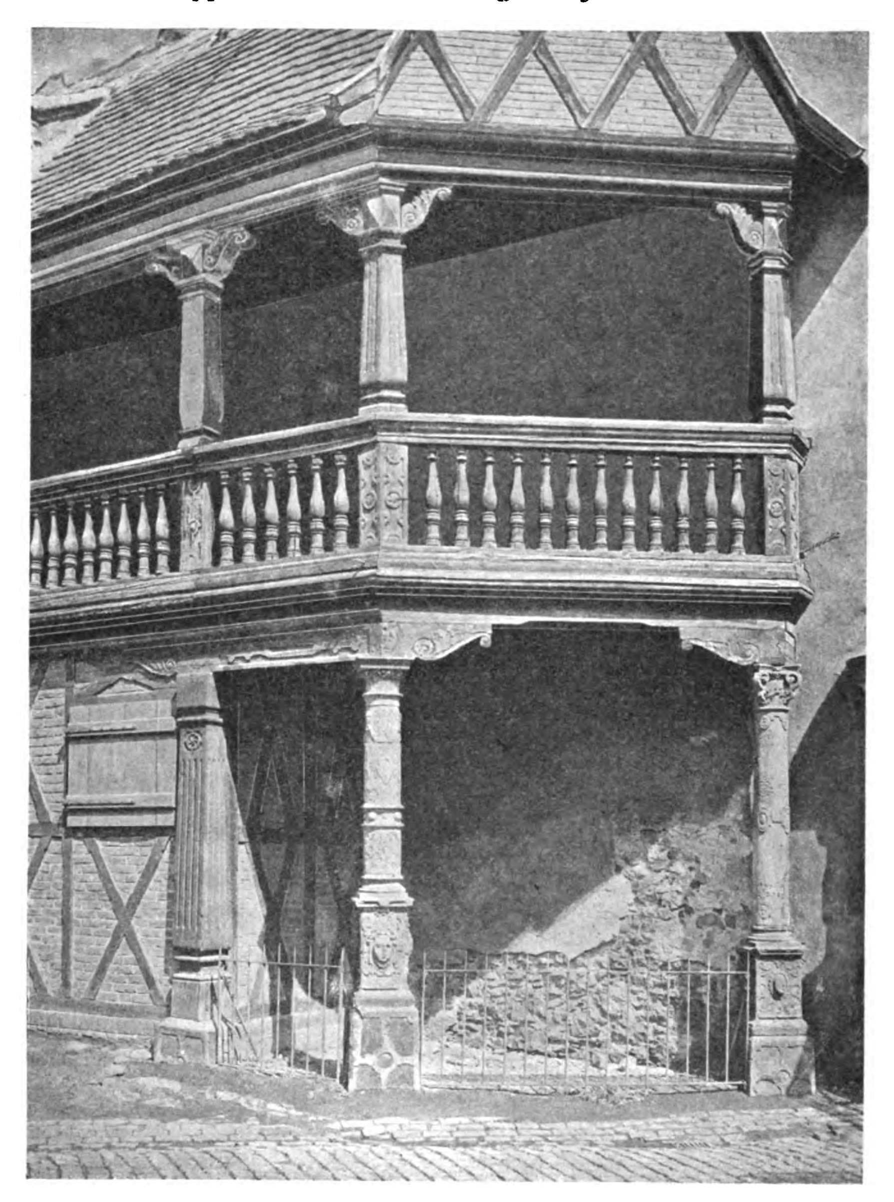


Abb. 41. Colmar. Hof der Brauerei Molly.

über die Roheit der Arbeit, über die völlige Verständnislosigkeit, mit der dieser Steinmetz seinen Vorbildern gegenübergestanden war. Wie die Gleiches bedeutenden architektonischen Glieder sich ohne Steigerung wiederholen, wie sie unverbunden nebeneinander gestellt sind! Wie das Ornament, höchst derb in seiner Form, keiner Grenze achtend, alles überwuchert! Wir dringen in das Erdgeschoß. Ein Saal öffnet sich uns, in schlimmer Verwahrlosung noch etwas von der einstigen Pracht offenbarend. Kräftige Freisäulen, unten rettichförmig geschwollen, an der ganzen Oberfläche von schräg aufsteigendem Rankenwerk überzogen, tragen ein seinem Wesen nach noch gotisches Gewölbe. Wir umschreiten den ganzen rechteckigen Bau. An der östlichen Schmalseite treten der Flucht zwei niedrige Rundtürme vor — man möchte denken, Reste

STRASSBURG. BISCHÖFLICHES SCHLOSS.

AUS DEM ERDGESCHOSS.

einer älteren, noch ernsthaft Wehrzwecken dienenden Anlage. Der Bauherr des 16. Jahrhunderts hat sie durch einen doppelten Bogen mit einander verbunden und die ganze obere Fläche zu einer Terrasse gemacht, auf die man durch reich verzierte Türen aus dem Innern des Hauses gelangt. Lustig grinsen die Schießscharten, die wohl niemals einen Feind gesehen haben.

Bautätigkeit nach der Annexion.

Es ist ein weiter Weg von von hier zu den großen Schloßbauten des 18. Jahrhunderts. Sie sind völlig anderen Geistes. Große politische Umwälzungen haben sich inzwischen vollzogen. Das Elsaß, entvölkert durch den dreißigjährigen Krieg, ohne Unterstützung von Osten her, war ein Teil Frankreichs geworden. Es empfand die Wohltaten eines starken, zentralistisch regierten und verwalteten Staates. Die Zuwanderung aus Frankreich mehrte sich; es lag im Interesse der französischen Politik, das Französische und Katholische zu stärken. Das geschah ohne Gewaltsamkeit, durch Hände, die bemüht waren, zu heilen. Nirgends so sehr als in Straßburg, dem Sitze der obersten Behörden des Landes, der großen Garnisonstadt, lassen sich baugeschichtlich die Konsequenzen dieser großen Wandlung in der politischen Situation verfolgen. Es ist höchst lehrreich, die Reihe der großen Straßburger Bauunternehmungen von 1686 an zu verfolgen. Man begann mit der Erneuerung der Befestigung — Citadelle, Fort blanc und Fort de pierre; dem folgte in der bis dahin rein protestantischen Stadt das Jesuitenkolleg, das Militärlazarett, die Artillerieschule, das Spital, das Hôtel d'Andlau (das jetzige Gouvernement) als Absteigequartier der Angehörigen dieses Klosters; das Hôtel du Gouvernement (die jetzige Polizeidirektion), das Hôtel du Doyen du Grand Chapitre (jetzt bischöfliche Residenz); dann das Rohansche Schloß, der Palast des königlichen Prätors, der Hanauer und der Zweibrücker Hof, diese beiden als Residenzen der hochgeborenen Kommandeure der in Straßburg garnisonierenden deutschen Regimenter. Alle diese Bauten sind französischen Geschmacks. Wieder geht, wie schon einmal im 13. Jahrhundert, ein großer Kulturstrom von Westen nach Osten. Wieder wird Frankreich ein Reich der Mitte, das als maßgebend gilt in allen Fragen des geistigen Lebens, in allen Gebieten der sinnlichen Kultur. Das große Beispiel von Versailles wird weithin nach dem Osten maßgebend; umsomehr im Elsaß, wo eine tägliche Berührung der angestammten Bevölkerung mit den aus Frankreich neu Zuwandernden stattfand. Es war vollkommen selbstverständlich, daß die Rohans, als sie sich an der Stelle des alten bischöflichen Fronhofs einen Palast erbauten, sich eines französischen Architekten bedienten. So taten es ja auch die deutschen Höfe, die geistlichen wie die weltlichen am niedern Rhein sowohl, wie in Schwaben und Bayern.

Allen den Bauten dieser Zeit ist der Zug ins Vornehme, ins Repräsentative eigen. Wenn selbstverständlich die volle Entfaltung in die Breite, wie sie in Versailles und an den Höfen regierender Fürsten beliebt wurde, nur an wenigen bevorzugten Stellen möglich war, so ist doch für die ganze Bautätigkeit dieser Zeit die Neigung zu symmetrischer Komposition, zu weitester Ausdehnung in horizontalem Sinne, zur langen, ungebrochenen Linie bezeichnend. Die Neigung zum Malerischen, zu der Gruppierung vor- und rücktretender, hoher und niedriger Bauteile, für unregelmäßige Grundrisse, kurz, für das Zufällige und scheinbar Unvorbedachte schwindet völlig. Die einzelnen Bauunternehmungen sind unpersönlich, verwaltungsmäßig durchdacht, und sehr häufig ist der ausführende Architekt mit dem Verfertiger des Entwurfs nicht identisch.

Straßburg, Ehemaliges bischöfliches Schloß. *Tafel 85 u. 86 und Tafel F im Text.*

Alle diese Eigenschaften vereinigen sich an dem glänzendsten Baue dieser Zeit, dem von Armand Gaston de Rohan-Soubise von 1728 bis 1742 erbauten ehemals bischöflichen Schlosse zu Straßburg. Es ist ein Bau rein französischen Geistes und Geschmacks. Um einen großen Ehrenhof gruppieren sich in dreiflügeliger Verteilung die Gebäude, wie sie für eine bischöfliche Residenz dieses Stils für notwendig erachtet



wurden. Der Hauptbau, zwischen dem Hof und der Ill, hat nach beiden Langseiten bedeutend ausgebildete Fassaden; die vier Ecken des Hofes sind durch Pavillons bezeichnet, zwischen denen niedrige Galerien, z. T. Wirtschaftsgebäude und Nebenhöfe maskierend, die Verbindung herstellen. Unsere Hofansicht zeigt die überaus ruhige, feine Architektur des Hauptbaus. Neunachsig angelegt, tritt er mit den drei Achsen der Mitte schwach vor; zwei Pilasterordnungen, ein dreieckiger Giebel mit plastischem Schmuck heben dieses Mittelrisalit vor den Seitenteilen hervor. Das Erdgeschoß, das die Repräsentationsräume enthält, ist durch seine Höhe, wie durch das Maß der Fenster ausgezeichnet. Über dem Oberstock liegt dann noch ein Mansardengeschoß. Die Eckpavillons mit den Vestibülen und Treppen sind in ähnlicher Weise bevorzugt, wie das Mittelrisalit. Sehr wirkungsvoll ist die weite horizontal geschlossene Öffnung, die den Eingang zum Vestibül bildet.

Nach der Wasserseite vereinigt sich der Haupttrakt mit den anstoßenden Pavillons zu gemeinsamer Wirkung. Den beiden Hauptgeschossen ist hier — der tieferen Lage des Bodens wegen — ein niedriges Sockelgeschoß untergeschoben. Zwischen dem Mittelrisalit, das durch kräftig vortretende Säulen durch den Giebel und das erhöhte Dach ausgezeichnet ist und den ebenfalls etwas vortretenden Eckpavillons, deren Dächer selbständig behandelt sind, bleiben die Seitenteile des Hauptbaus, auch in der Höhe, etwas zurück; es entsteht auf diese Weise eine sehr wohltuende rhythmische Bewegung. Die bis an das Ufer der Ill reichende Terrasse erhöht die monumentale Wirkung noch wesentlich. Die Absicht bei der Gesamtanlage ging natürlich auf möglichste Isolierung des Hauptbaus; deshalb auf der einen Seite der Hof, auf der anderen das Wasser. Durch diese Abschließung nähern sich solche Schloßanlagen dem Charakter fürstlicher Residenzen. Auch die Repräsentationsräume des Innern strahlten einst in höchster Pracht; wir bieten als Beispiel ein Stück Wand und Plafond aus einem der Säle des Erdgeschosses. In ihrer Leichtigkeit und Anmut, in ihrer spielerischen, vor dem Asymmetrischen nicht zurückscheuenden Art erscheint diese Dekorationskunst geradezu als ein Konstrast gegen die feierliche Würdigkeit, gegen das im eigentlichen Sinne Architektonische des Außenbaus. So leicht dieser sich beschreiben läßt, so sehr widerstrebt das höchst subjektive, sich einziehende und aufrollende, aus dem Figürlichen ins Vegetabilische und Animalische sich wandelnde, dann wieder Elemente der antiken Ornamentik frei benützende Zierwerk aller Wortbeschreibung. Es ist immer dasselbe und immer ein anderes. Es kann fein oder derb sein. Hier ist es von der vollendetsten Anmut.

Man kennt den Meister des Entwurfs nicht. Nur daß der ausführende Architekt Massol war, ist zweifellos. Gegen die nicht ohne Begründung geäußerte Vermutung, daß Robert de Cotte den Entwurf geschaffen, möchten wir einwenden, daß die stilistische Verwandtschaft mit dessen zweifellosen Werken fehlt. Robert de Cotte hatte auch als Architekt etwas von der Willkür, die der Rokoko-Dekoration anhaftet. So streng und ernst hat er kaum je komponiert, am wenigsten in seiner Spätzeit, der doch das Straßburger Schloß angehören müßte. Vielleicht hat der Erbauer des Hotels Rohan-Soubise in Paris, François Delamaire, auch den Entwurf für die Straßburger Residenz geliefert.[90]) Mindestens ähneln sich die beiden Gebäude in auffälligster Weise in der Gesamtkomposition, wie auch in vielen Einzelheiten.

Die zweite bischöfliche Residenz im Elsaß, das Zaberner Schloß, das 1779 durch einen Brand zerstört worden ist, hatte, soweit wir nach einer im Museum von Zabern verwahrten Zeichnung aus dem Jahre 1770 urteilen dürfen, ähnlichen Charakter.

Straßburg, Palast des Statthalters. *Tafel 88.*

In die Gattung der Schloßbauten gehört auch der jetzige Statthalterpalast, der ursprünglich für den königlichen Prätor Klinglin, den obersten Vertreter der gesamtstaatlichen Gewalt im Elsaß, erbaut worden ist. Auch diese Anlage ist von völlig

residenzmäßiger Abgeschlossenheit; die eine Fassade ist dem Hof zugekehrt, die andere grenzte unmittelbar an den Wallgraben, der die Stelle des heutigen Kanals einnahm. Man tritt durch ein bedeutend ausgebildetes Portal zunächst in einen Vorhof, dann in den ovalen, links und rechts von Baumreihen flankierten Ehrenhof und steht sodann vor der in leichter konkaver Rundung eingebuchteten Fassade. Sie ist in ähnlich vornehmer diskreter Weise gegliedert, wie die Hofseite des Rohanschen Schlosses. Das leicht vortretende Mittelrisalit ist, wie die Vorderseiten der Flügel, um ein Stockwerk erhöht. Entsprechend ist die Komposition der anderen Fassade.

Durch das ganze 18. Jahrhundert ist die Bautätigkeit in Straßburg, die öffentliche, wie die private, sehr stark gewesen; ein großer Teil der Stadt hat sich völlig erneuert. So ist denn auch an Privathäusern in den einander ablösenden Stilen des 18. Jahr-

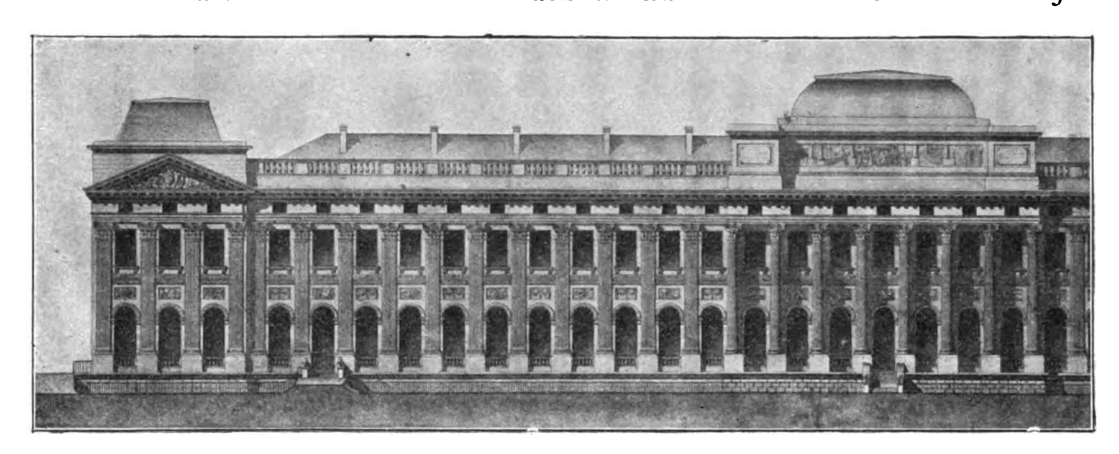


Abb. 42. Zabern, Ehem. bischöfliches Schloß. Gartenfassade, Mittelrisalit mit dem linken Flügel. (Nach dem Original-Entwurf im Besitze der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek.)

hunderts kein Mangel. Das vortreffliche Steinmaterial hat die Straßburger Architektur davor bewahrt, ordinär zu werden, und selbst unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution sind noch ganz tüchtige Bauten entstanden. Die bisher besprochenen dürfen dem Rokoko zugerechnet werden. Die bischöfliche Residenz zu Zabern, wie sie nach dem Brande des Jahres 1779 durch den Architekten Salins de Montfort erneuert wurde, ist ein durch und durch klassizistischer Bau. Wieder einmal sollte die Antike, die gegenüber dem warmblütigen lebenslustigen Rokoko als kalt und streng empfunden wurde, die Retterin sein. Die Willkür sollte durch das Gesetz besiegt werden. Die Gartenfassade, zwischen 1780 und 1790 erbaut, jedoch — die Revolution war inzwischen ausgebrochen — nicht ganz vollendet, ist etwa im Geiste der Meister ersonnen, die den Pariser Eintrachtsplatz geschaffen haben. Eine endlose Flucht (35 Achsen!) mit schwach vortretendem Mittelrisalit und noch schwächer betonten Seitenrisaliten; ganz scharf durchgehende Horizontalen; das Dach — als unantik — hinter der krönenden Attika nahezu versteckt. Korinthische kannelierte Säulen treten dem Mittelrisalit vor, sonst sind überall kannelierte Pilaster angeordnet, die von unten bis an das Hauptgesimse reichen. Das Ganze wäre, wenn man den vorgesehenen sehr reichen plastischen Schmuck und die Giebeldekoration ausgeführt hätte, im Zusammenhange mit sehr bedeutenden Gartenanlagen, trotz aller Kälte von überwältigend reicher Wirkung gewesen[91]). Die Revolution hat, wie so vielen anderen groß gedachten Unternehmungen, auch dieser ein Ende gemacht, und die Wiederherstellung der anderen Fassade durch den dritten Napoleon hat uns nur ein kümmerliches Surrogat geschenkt.

Zabern, Ehem. bischöfliches Schloß.
Tafel 87 u. Abb. 42.





Schlußwort.

Wir sind durch acht Jahrhunderte der baukünstlerischen Tätigkeit des Elsaß geschritten. Nur eins von ihnen allen, das Jahrhundert des großen Krieges, hat sich als arm erwiesen. Durch die anderen aber geht, auf- und absteigend, vielfältig wechselnd, alte Aufgaben verlassend und neue ergreifend, die Tatenlust eines kräftigen gesegneten Geschlechtes. Wir konnten beobachten, wie die kirchliche Baukunst, von kleinen Anfängen ausgehend, sich vom Beginne des zweiten christlichen Jahrtausends nach und nach zu größeren Aufgaben wendet und sich in stetiger Arbeit die Mittel zu ihrer Bewältigung erwirbt. Die Vorberge der Vogesen werden befestigt, die Städte umgürten sich mit Mauern. Fest und reich bietet sich das Elsaß im 13. Jahrhundert dar. Nur kurz verharrt die Baukunst auf dieser höchsten Höhe, dann sinkt sie, aus dem Künstlerischen ins handwerklich Praktische sich wandelnd, wieder in die Tiefe, um lange in ihr zu verharren. Die Zeit bedarf keiner Kirchen mehr. Es sind nicht mehr die Höchstgeborenen und die Ritter allein, die — neben der Kirche — Anspruch auf ein dauerndes, das einzelne Geschlecht überdauerndes Haus machen, sondern selbstherrlich haben die Bürger sich neben sie gestellt. Und als Einzelne, wie als Gemeinschaften begehren sie gesicherten und geschmückten Wohnsitz. Das sind die neuen Aufgaben, die von der Spätzeit des Mittelalters an die Baukunst gestellt werden. Es ist eine reiche, vielfältige Tätigkeit, und sie bricht erst ab, als der dreißigjährige Krieg ihre Grundlage, den Wohlstand des Bürgertums, vernichtet hatte. Mit dem Übergange an Frankreich erst floß dem Lande neue künstlerische und materielle Kraft zu; sie hat, wenigstens für einige Punkte des elsässischen Bodens, ausgereicht, sie zu neuer Tätigkeit auf beiden Gebieten, auf dem der kirchlichen und dem der weltlichen Baukunst, anzuregen. Das Schloß in Zabern, 1790 noch unvollendet, und die Ritterstiftskirche von Gebweiler, 1785 im wesentlichen beendigt, sind die Schlußpunkte der beiden Entwicklungsreihen.

Gibt es nun etwas dieser ganzen achthundertjährigen Tätigkeit Gemeinsames, etwas, was die Stellung des Elsaß in der Architekturgeschichte, sein Verhältnis zu den westlichen und östlichen Nachbarn zu kennzeichnen vermöchte? Sind in dieser Tätigkeit durchgehende elsässische Züge aufzufinden, die etwa das Recht geben würden, von einer elsässischen Baukunst zu reden? Im Ganzen darf man sagen, daß die Geschicke der deutschen Baukunst auch die der Baukunst im Elsaß gewesen sind. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts ringt sie sich zu eigener, dem benachbarten Schwaben verwandter Ausdrucksweise durch. Erst bleibt sie ihm nahe, dann — in der Spätzeit des 12. Jahrhunderts — schreitet sie ihm voran. Rasch zwar, aber doch nicht rasch genug, um dem westlichen, dem französischen Nachbar folgen zu können. Willig öffnet sie ihr Ohr seinem Rat. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erst hat sie seine Ausdrucksmittel beherrschen gelernt, aber sie benützt sie doch nur, um ihr

Eigenstes zu sagen. Zugespitzt könnte man es ausdrücken: Sie spricht deutsch, auch wenn sie französische Worte anwendet. Dann, um 1300 etwa, verschließt das Elsaß sich gegen Frankreich, um sich desto bereitwilliger den deutschen Volksgenossen zuzuwenden. Im 14., 15. und im Beginne des 16. Jahrhunderts weisen die meisten geistigen Zusammenhänge den Rhein hinauf und hinunter und hinüber nach Schwaben. Wie in der Baukunst, so auch in der Bildnerei und Malerei. Und mit Schwaben und dem gesamten Oberdeutschland unterliegt das Elsaß zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Überflutung durch die Formenwelt der Renaissance. So bleibt auch jetzt sein Geschick dem des übrigen Deutschland gemeinsam. Mit ihm teilt es ebenfalls die Unfruchtbarkeit während des dreißigjährigen Krieges und nachher. Aber es erholt sich früher und intensiver. Wie schon einmal im 13. Jahrhundert, setzt sich am Ende des 17. wieder, nur mit noch gesteigerter Mächtigkeit, ein Kulturstrom von Westen nach Osten in Bewegung. Weit über Süddeutschland und darüber hinaus merkt man seine Wirkung. Besonders stark natürlich an einer der Einbruchsstellen, im Elsaß. Und doch wäre es falsch, zu sagen, das Elsaß sei im 18. Jahrhundert nichts als eine französische Kunstprovinz gewesen. Dem großen Strome des französischen Barock begegnet im Elsaß, wenn auch an Macht geringer, das süddeutsche, auf Italien zurückführende Barock.

Zweimal also, im 13. und 18. Jahrhundert, überflutet der reiche Westen den aufnahmsbereiten Osten. Beide Male wird das Elsaß — und dies ist eben das Sonderschicksal des Grenzlandes — besonders kräftig berührt. Zwischen diesen beiden Einströmungen aber liegt seine größte Zeit, liegen die drei Jahrhunderte, während derer die Kunst in ihren Geschicken völlig eins war mit der Kunst Oberdeutschlands. Das gilt für die Baukunst nicht nur, sondern für die bildenden Künste im allgemeinen; und nicht für diese allein, sondern für die gesamte Kultur und für das politische Geschehen. Aber immer, ob das Elsaß sich nun dem Westen oder dem Osten enger verbunden fühlte, immer haben die großen Ereignisse des europäischen Lebens einen deutlich wahrnehmbaren Wider- oder Nachklang auf seinem Boden — geschichtlich wie kunstgeschichtlich — gehabt. In die Mitte gestellt zwischen das Ostreich und das Westreich, hat es von beiden empfangen. Gegeben aber hat es nur dem einen — dem Osten.



Literaturnachweis.

Für die allgemeine geschichtliche Grundlegung habe ich außer den gedruckten Darstellungen der elsässischen Geschichte eine Nachschrift der von Prof. Dr. H. Bloch, jetzt in Rostock, gehaltenen Vorträge über „Das Elsaß im Mittelalter" benützen dürfen.

Ferner sind, ohne besonders zitiert zu werden, die folgenden allgemeinen oder doch größere Denkmälerreihen behandelnden Werke benützt worden:

F. X. Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen Bd. I, II, IV. Straßburg 1876—1892.

Das Reichsland Elsaß-Lothringen. III. Ortsbeschreibung. Straßburg 1901—1903.

Joseph M. B. Clauss, Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß. Lfg. 1 — 10. Zabern 1895—1904.

G. Dehio und G. von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. 2 Bde Text und 5 Bde Tafeln. Stuttgart 1884—1901.

Otto Piper, Burgenkunde. München 1895.

Otto Stiehl, Das deutsche Rathaus im Mittelalter. Leipzig 1905.

A. Woltmann, Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß. Leipzig 1876.

Straßburg und seine Bauten. Straßburg 1894.

Friedrich Adler, Frühromanische Baukunst im Elsaß (Baugeschichtliche Forschungen in Deutschland II). Berlin 1872.

S. Hausmann, Elsässische Kunstdenkmäler. Strassburg 1897—1900.

Ernst Polaczek, Der Übergangsstil im Elsaß. Straßburg 1894.

Für die Spezialliteratur vgl. die Anmerkungen.

Anmerkungen.

[1]) Vgl. A. W. Naue, Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß, Straßburg 1905.

[2]) Vgl. Straub im Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. 2. Serie. Bd XI, S. 93.

[3]) Hermann Bloch, Geistesleben im Elsaß zur Karolingerzeit. Straßburg 1901 (Sonderabdruck aus Illustrierte elsässische Rundschau III).

[4]) Hermann Bloch, Ein karolingischer Bibliothekskatalog aus Kloster Murbach. Sonderabdruck aus der Straßburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen, herausgegeben von der philosophischen Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität (1901).

[5]) Jahrbuch des Vogesenklubs II.

[6]) Vgl. auch Schad, Münsterbüchlein, S. 6 ff.



[7]) Vgl. den ausführlichen Bericht bei Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung (Leipzig 1903) II, S. 205.

[8]) Vgl. die Aufnahmen in den Archives de la Commission des monuments historiques (Paris 1855—1872) Bd. I.

[9]) Vgl. Dehio in „Straßburg und seine Bauten" (Straßburg 1894) S. 161.

[10]) Friedrich Adler, Frühromanische Baukunst im Elsaß (Baugeschichtliche Forschungen in Deutschland II), Berlin 1872.

[11]) Sonstige Reste romanischer Kreuzgänge in Andlau und Niedermünster. Für Jung St. Peter vgl. Karl Schäfer in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege" I, S. 2.

[12]) Vgl. oben Anm. 8.

[13]) Vgl. Adler a. a. O.

[14]) Vgl. Aloys Schulte, Geschichte der Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten (Innsbruck 1887) S. 6 ff.

[15]) Vgl. Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, II. Serie XIV, S. 199.

[16]) Vgl. Guerber, Histoire politique et réligieuse de Haguenau (Rixheim 1876) mit einer Abbildung des Siegels.

[17]) Vgl. Adler a. a. O. und Polaczek, Der Übergangsstil im Elsaß (Straßburg 1894) S. 6 ff.

[18]) C. A. Hanauer, Cartulaire de l'église St. George de Haguenau (Straßburg 1898).

[19]) Dieselbe Anordnung auch in Marbach. Vgl. über Cluny Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I, S. 577; über Murbach besonders A. Gatrio, Die Abtei Murbach im Elsaß, 2 Bde. (Straßburg 1895).

[20]) Vgl. Ann. Argent. in Mon. Germ. SS. XVII, 88.

[21]) Vgl. Sattler, Kurze Geschichte der Benediktinerabtei A. Straßburg 1887.

[22]) Eine Abbildung des Siegels bei Kraus a. a. O. I, Tafel II.

[23]) Rerum germanicarum libri III (Straßburg 1610), S. 302.

[24]) Vgl. Bulletin de la Société philomathique vosgienne 1883: G. Save et Ch. Schuler: L'église de St. Dié.

[25]) Felix Wolff, Die Klosterkirche St. Maria in Niedermünster (Straßburg 1903).

[26]) Felix Wolff, Die Abteikirche von Maursmünster im Unter-Elsaß (Berlin 1898).

[27]) Aufnahmen in den Archives de la Commission des monuments historiques (Paris 1855—1872), I.

[28]) Vgl. Deharbe, S. Richarde, son abbaye d'Andlau, son église et sa crypte (Paris 1874).

[29]) War er es immer? Vielleicht war auch dieser Westbau ursprünglich nach außen geöffnet.

[30]) Vgl. die Wiedergaben dieser Zeichnung, u. a. in „Straßburg und seine Bauten", S. 230.

[31]) Vgl. Dehio in der Historischen Zeitschrift Bd. 86 (1901) S. 385 ff.

[32]) Vgl. L. Walter, Les Registres de l'Abbaye de Neuwiller in den Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß XVII.

[33]) Eine Ansicht des in Ruinen liegenden Chors bei Golbéry et Schweighäuser, Antiquités de l'Alsace (Mülhausen 1828) II, Tafel 32.

[34]) Doch vgl. hiezu auch die Westfassade der Rosheimer Kirche, Abb. 13.

[35]) Vgl. auch Th. Walter, Die Dinghöfe und Ordenshäuser der Stadt Rufach, (Zabern 1898) und Urkundenbuch der Pfarrei Rufach, R. (1900).

[36]) Karl Franck-Oberaspach, Der Meister der Ecclesia und Synagoge am Straßburger Münster (Düsseldorf 1902).

[37]) Dehio u. v. Bezold a. a. O., II, S. 14.

[38]) Vgl. Aloys Schulte, Der Meister des Langhauses des Straßburger Münsters in Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. IX, S. 715.

[39]) Über die entscheidende Stelle vgl. Straßburger Urkundenbuch III, 57, 20.

[40]) Vgl. die Beurteilung der Entwürfe durch Dehio in Straßburg und seine Bauten S. 180; dazu Kurt Moriz-Eichborn, Der Skulpturencyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins (Straßburg 1899).

[41]) Vgl. Anm. 18.

[42]) Vgl. die Aufnahmen bei Karl Schäfer u. Otto Stiehl, Die mustergiltigen Kirchenbauten des Mittelalters in Deutschland (Berlin 1901). Die Glasmalereien bei Robert Bruck, Die elsässische Glasmalerei (Straßburg 1902).

[43]) Vgl. Anm. 26.

[44]) Vgl. Bruck a. a. O.

[45]) Adolf Zeller, Die Stiftskirche St. Peter zu Wimpfen im Tal (1903).

[45a]) Vgl. Schäfer in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ I, S. 5 ff.

[46]) Vgl. Schäfer in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ I, S. 4.

[47]) Vgl. Anm. 35.

[47a]) Aufnahmen bei Schäfer-Stiehl, Die mustergiltigen Kirchenbauten des Mittelalters in Deutschland (1901).

[48]) Vgl. Dehio in „Straßburg und seine Bauten“ S. 252.

[49]) Vgl. Dehio ebenda S. 189.

[50]) Heinrich Lempfrid, Die Thanner Theobaldlegende und der Beginn des Thanner Münsterbaues (Straßburg 1903). Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler i. Els. XXI. Ferner desselben Verfassers ältere Schrift: Kaiser Heinrich II. und das Münster zu Thann (Straßburg 1891). Photographische und zeichnerische Aufnahmen bei Schäfer und Stiehl, Mustergiltige Kirchenbauten des Mittelalters in Deutschland (191).

[51]) B. Haendtke und Aug. Müller, Das Münster in Bern (Bern 1894).

[52]) Dieses Datum bei Clauss a. a. O. S. 430.

[53]) Vgl. Ernst Polaczek, Das Elsaß und seine Stellung in der kunstgeschichtlichen Entwicklung (Straßburg 1905).

[53a]) Von der Pfalz in Hagenau hat ein „Genauer Abriss“ mit der Jahreszahl 1614 lange eine sehr bestimmte Anschauung gegeben. Diese Zeichnung ist jedoch eine Fälschung. Vgl. Hanauer in der Revue d'Alsace 1903, S. 441.

[54]) Otto Piper, Burgenkunde. (München 1895.) Eine zweite Auflage ist im Erscheinen.

[55]) E. Hering, Schloß G. in den Mitteilungen aus dem Vogesenclub XIII (1881).

[56]) Bodo Ebhardt, Deutsche Burgen (Berlin 1899 ff.) S. 275 ff.

[57]) Joseph M. B. Clauss, Das alte Kaysersberg (Kaysersberg 1902).

[58]) Vgl. darüber Piper a. a. O. S. 288 (2. Aufl.).

[59]) Ebhardt a. a. O. S. 257.

[60]) Ebenda S. 207.

[61]) Ebenda S. 275 ff.

[62]) Codex traditionum Wizenburgensium.

[63]) Piper a. a. O. S. 266 (2. Aufl.).

[64]) Daniel Specklin, Architectura von Vestungen. Strassburg 1589.

[65]) Aus der ungeheuer angeschwollenen Literatur über die Burg seien hier nur genannt: W. Wiegand, Zur Geschichte der Hoh-Königsburg (Straßburg 1901) und Bodo Ebhardt, Führer durch die Hoh-Königsburg (Berlin 1902).

[66]) Vgl. über diese Persönlichkeit die auch sonst mehrfach von uns benutzte Schrift von Aloys Meister, Die Hohenstaufen im Elsass (Mainz 1890).

[67]) J. M. Gyss, Urkundliche Geschichte der Stadt Oberehnheim (1895), S. 41.

[68]) Vgl. Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß. N. F. XIV, S. 200.

[69]) Vgl. Zeiller-Merian, Topographia Alsatiae (Frankfurt 1644).

[70]) Ebenda.

[71]) Ebenda.

[72]) Ebenda.

[72a]) Vgl. dazu Reuss, L'Alsace au XVIIe siècle I, S. 348 ff.

[73]) Vgl. Ernst Polaczek, Das romanische Haus in Rosheim. Straßburg 1905 (Sonderabdruck aus „Illustrierte elsässische Rundschau“ VII).

[74]) Vgl. Die Chroniken der deutschen Städte. IX. Strassburg S. 863, wo erzählt wird, wie im J. 1357 der Rat der häufigen Erdbeben wegen gebot, „alle hohe zierkemmin und wüpfele, die uf den hüsern stundent“, abzubrechen.

[75]) Descriptio templi Molsheimensis (1619).

[76]) Vgl. Prof. Mohr, Die Kirchen von Köln (Berlin 1889), S. 187. Für gefällige Auskünfte bin ich den Herren Prof. Clemen in Bonn und Prof. Hansen in Köln zu Danke verpflichtet.

[77]) Vgl. F. X. Kraus und Max Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Landkreis Freiburg (1904), S. 327.

[78]) Vgl. Gatrio, Die Abtei Murbach im Elsass (1895).

[79]) Vgl. Cornelius Gurlitt, Die Baudenkmäler Frankreichs (Dresden 1896-1900), T. 49. 50.

[80]) Gustav v. Bezold, Die Baukunst der Renaissance in Deutschland.

[80a]) Vgl. Statsmann, Zur Geschichte der Frührenaissance in Strassburg (1905).

[81]) Otto Stiehl, Das deutsche Rathaus im Mittelalter (Leipzig 1905), S. 15.

[82]) Vgl. Gyss a. a. O., S. 324.

[83]) Vgl. Beemelmans im Jahrbuch des Vogesenclubs XXI, S. 45 ff.

[84]) Schoenhaupt und Meininger, Hôtel de la ville de Mulhouse (1892), 2 Bände.

[85]) Vgl. Winckelmann in „Straßburg und seine Bauten", S. 288.

[86]) Die Freitreppen sind nach einer bei Adolph Seyboth, „Das alte Straßburg", S. 140 mitgeteilten Notiz dem etwas älteren Baue im Jahre 1603 hinzugefügt worden. Die Fensterumrahmungen sind wohl, wenn sie überhaupt je vorhanden waren, nur aufgemalt gewesen; nicht die kleinste Spur davon ist erhalten. Überhaupt ist die Glaubwürdigkeit der Zeichnung des Kupferstichkabinets etwas fragwürdig; der dem Aufriß beigefügte Grundriß stimmt mit dem gegenwärtigen Bestand nicht überein. Da auf dem gleichen Blatte auch noch ein Grundriß der Metzig von Schlettstadt sich befindet, scheint das Blatt, das aus der ersten Hälfte oder der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt, eine Studie für den Bau eines Schlachthauses zu sein.

[87]) Vgl. Winckelmann in „Straßburg und seine Bauten", S. 305.

[88]) Vgl. Blaum im „Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen", IV, S. 91.

[88a]) Vgl. die Publikation des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine: Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten (Dresden 1901 ff.). Das elsässische Bauernhaus wird von Prof. Karl Statsmann behandelt, der auch in der Zeitschrift „Das Kunstgewerbe in Elsass-Lothringen" Bd. III darüber gehandelt hat.

[89]) Vgl. „Illustrierte elsässische Rundschau", Bd. VI, S. 99.

[90]) Vgl. die Gesamtansicht des Hôtel de Soubise bei Cornelius Gurlitt, Geschichte des Barockstils in Belgien, Holland, Frankreich, England (Stuttgart 1888), S. 228.

[91]) Vgl. Dagobert Fischer in der „Revue d'Alsace" 1867, S. 104 u. 156.



Ortsregister.

Die stehenden Ziffern verweisen auf die wichtigeren Erwähnungen, die liegenden beziehen sich auf die Tafeln und Textabbildungen.





